



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

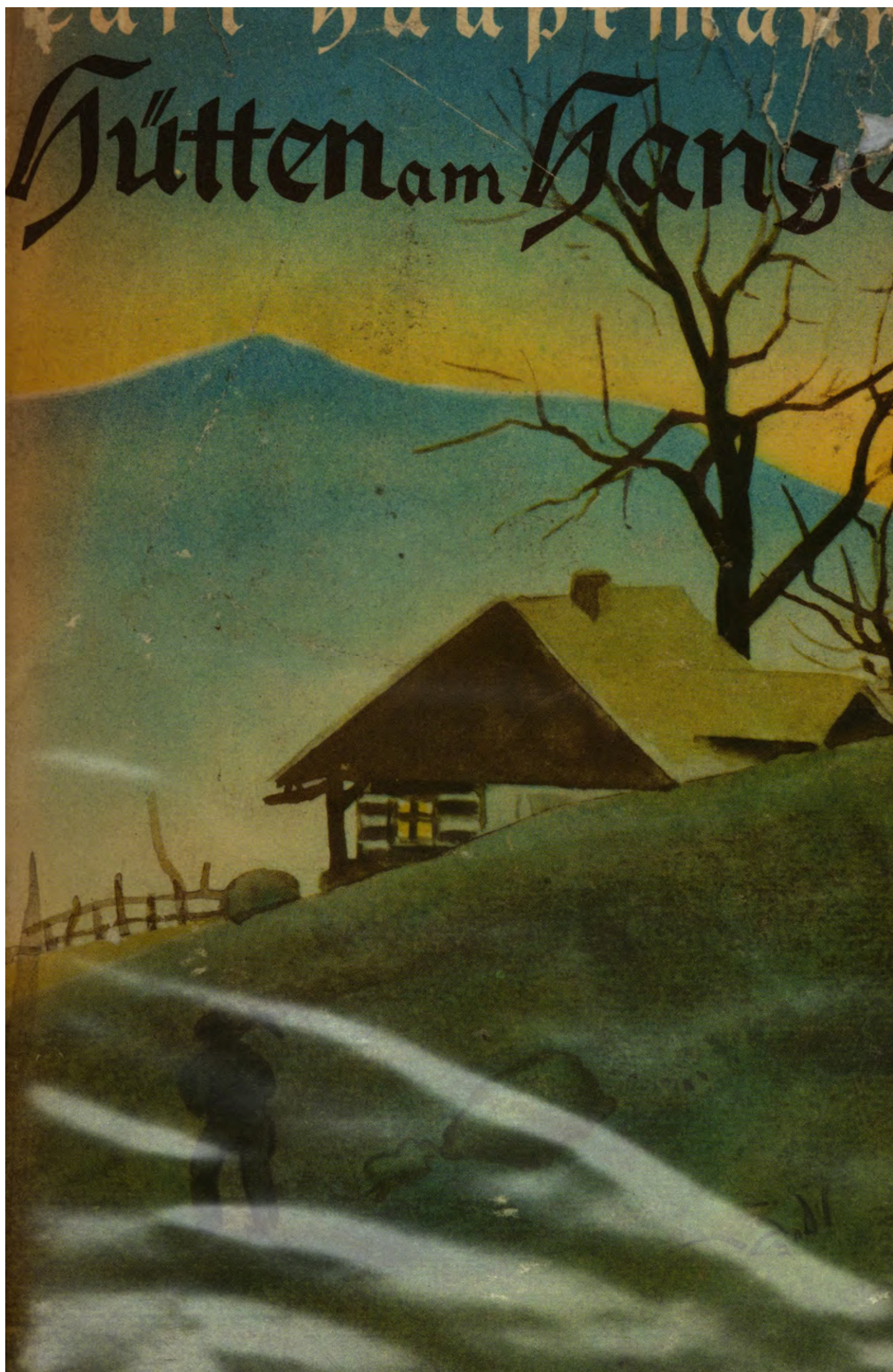
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



Carl Hauptmann:

Hütten am Hange

Geschichten vom Riesengebirge

In diesen Erzählungen erreicht Carl Hauptmann zum ersten Male die Meisterschaft der deutschen Prosa-darstellung. Einfache und einfältige Schicksale werden beschrieben und aufgedeckt und hinter dem schicksalhaften Leben der Menschen steigt groß und jäh das ganze Gebirge mit seinen Rämmen, Wäldern und Tiefen, mit seiner düsteren Schwere und sichtigen Klarheit auf. Nie wieder, was er danach auch schrieb, hat er die Berge und die Menschen je einzufangen vermocht, und niemand kennt das Riesengebirge, der diese Geschichten noch nicht kennt. Wenn je ein deutsches Land und seine Menschen Gestalt gewonnen, dann war es hier.



Paul List Ver

Carl Hauptmann / Hütten am Hange



Carl Hauptmann

Hütten am Hange



Paul List Verlag Leipzig

Umschlag von Werner Fehner
Einband von Georg A. Mathén



2. Auflage der „Hütten am Hango“

5. Auflage der „Nächte“

Alle Rechte, besonders die des Nachdrucks, der Übersetzung,
Verfilmung und Radioverbreitung vorbehalten
Printed in Germany, Copyright 1934 by Paul List Verlag, Leipzig
Druck der Offizin Haag, Drugulin & Co. in Leipzig

V o r w o r t

Die beiden Novellenbände Hauptmanns, „Aus Hütten am Hange“ und „Nächte“, die wir vereinigt heute vorlegen, sind Bücher von den Gebirgen.

Deutlich ist dies im ersten Buch. Einfache und einfältige Schicksale werden beschrieben und aufgedeckt, und hinter dem schicksalhaften Leben der Menschen steigt groß und jäh das ganze Riesengebirge mit seinen Kämmen, Wäldern und Tiefen, mit seiner düsteren Schwere und sichtigen Klarheit auf. In diesen Geschichten vom Kamme des Gebirges erreichte Carl Hauptmann zum erstenmal die Meisterschaft der deutschen Prosa. Nie wieder, was er danach auch schrieb, hat er die Berge und ihre Menschen so einzufangen vermocht, und man darf ruhig sagen, daß niemand das Riesengebirge kennt, der diese Erzählungen noch nicht kennt.

Auch „Nächte“ handeln von den Gebirgen, — von den Gebirgen in den Menschen, von Höhen und von dunklen Schlünden. Von Tiefen, die keiner je in ihrer letzten Abgründigkeit erschaut. Sie meinen die Düsternisse und Nächte dieser Gründe, — und dieses Buch

macht ihn zu einem Verwandten der Dichter jenes Volkes, von dem er in der Widmung sprach, als er es zuschrieb seinen Freunden, „die Atem und Seele des großen sehnsüchtigen Russenvolkes mit singenden Händen zu uns tragen“.

Aber wie in den „Hütten am Hange“ über dem wirklichen Gebirge und seinem Menschenland der blauende Himmel hängt und Gottes große Sonne scheint, so leuchtet, — und das hebt ihn von der Verzagttheit der russischen Dichter ab und stellt die „Nächte“ auch damit an die Seite des ersten Novellenbandes — auch hier „das Lichtlein in die Finsternis“.

September 1934

Will. Erich Peuckert

Hütten am Hange



Die Bradlerkinder

Erstes Kapitel

Das überzeugt mich ni, Mutter! Das überzeugt mich nie und nimmer, Mutter. — Da kannst de sa'n, was de grade willst, — da bin ich ni mite — da mach ich ni mite", so klang eine junge Stimme leicht lachend aus dem kalten Dämmerlicht des verwahrlosten Stalles in die offene Stubentür. Eine Husche dichter Flocken wehte von den Bergen durchs Dorf und an den Talhängen hin und hüllte auch die schiefhängende, graue Hütte hoch oben am Waldsaume, wo die Bradler-Leute wohnten, tief ein, daß drinnen das Dunkel aus Ecken und Winkeln plötzlich hervorkroch, und man weder die Mutter in der Stube, noch die Tochter im Stalle deutlich erkennen konnte.

„Mach od' lieber", sagte nach einer Weile sanft die Stimme im Dämmer der Stube. Und das Wort erstarb in dem einsamen, armseligen Häuschen, und der Schneesturm fegte mit einem mächtigen Stoße johlend durch den Schornstein, trommelte an den kleinen, trüben Scheiben und erstarb ebenso wieder im tiefen Schweigen. Ein Balken in der Wand krachte. Der Seeger ging eintönig tickend hin und her.

„Denk ni immer an solche Sachen, die de Menschen bloß uf unrechte Wege führen.“

„D, unrechte Wege“, klang es fast erbittert aus dem Stalle zurück. „Immer sein's unrechte Wege. Ich möcht' och wissen, warum das unrechte Wege sein! Wenn der Pfarr' se geht, sein's keene! Wenn infereens se geht, heeßt's glei immer, 's sein unrechte Wege! Warum denn? Wenn man a lumpiges Tüchel umbindt, wu a paar Seidenfädel nei gewirkt sein, heeßt's glei unrechte Wege. Mir full'n de Tüchel aus Sackzeuge tragen! Andersch gehiert sich's nee. Und de trucknen Kartuffeln aus 'm blanken Erdboden fressen. Suste sein's unrechte Wege — und a Wein und 's Gebratene fressen de andern.“

„Madel, sprich ni! Du wißt, du ärgerst mich! Du ärgerst mich“, klang es lebhaft von der Mutter und sie seufzte: „Da! Da! Da! — Ach mein Gott, mein Gott, du, du! — Ach, lieber himmlischer Vater! Das sein Kinder! das sein Kinder!“ Die gichtbrüchige, fast noch junge Mutter saß am Tische, eine Schüssel voll Bohnen vor sich, die sie lesen wollte, und die Hände im Schoß.

„Da siht man nu! kee Glied kann ma' rühren, keen Handgriff kann ma' nimmeh' richtig machen, keen Schritt tun! Da! Da! Da! . . . ju, ju! 'S is kee Wunder, wenn 's bei ins drunter und drüber giht! Ich bin ju uf euch angewiesen! . . . Der himmlische Vater muß 's doch a su gewollt ha'n. Ich muß mir ju doch alles gefallen lussen. Wer hört denn uf an solche Elende? Wer hört denn uf so a krankes Weib? Wer denn? Ich muß ju alles gihen lussen, wie's giht . . . und wenn's Häufel zusammensterzt über mir . . . Jeses, Jeses! Wenn de Sünde in's Häufel

kimmt, meine Finger sein ju krumm! Und wenn der Teufel zu inf'rer Türe 'reintritt und mir de Kinder verderbt, daß ich 's sah, ich kann ju kee Scheit ni meh — Könnt ich ju greifen und ufheben, o mein Gott, mein Gott im Himmel, du, du!" — Und man hörte sie wieder seufzen.

„Mutter, ich bin ju schon stille. Ich kann das Jammern ni aushalen.“

Es blieb nun eine Weile ganz still im Raume, aber die Mutter begann von neuem:

„Ich wiß ju, daß ihr mich gutt und gerne pflegt. Ju, ju, d a s macht ihr ju.“

„Nu also . . . und was ich sonst sagte, war oß Gerede.“

„Ju, ju, das macht ihr ju, gutt seid ihr ju! Helfen tut ihr mir ju!“

„Und wie der Vater is, dächt ich, müß't de au wissen.“

„O je! ju, ju! — O, der Vater! Nee, nee! — Wenn der oß immer derheeme sein könnte, wenn der oß immer ufpassen könnte! O Jeses, der Vater, d e r is rechtlich, d e r is a christlicher Mann! D e r arbeit' . . . Ach Gott, ach Gott . . .“

„Nu also“, sagte wieder die junge Stimme im Stalle, und das Gespräch verstummte von neuem. Man hörte nur wieder das Ticken des großen Seegers und ein freißendes Atemnehmen der Mutter.

„O mein Gott, der Vater, rechtlich is 'r — der Mann! — Nie — nie — nie —“ die Stimme klang fast getragen, „wie's a fu schlimm mit mir kam — nie — nie — nie . . .“

„Was sagst de, Mutter?“

„Der Vater hat n i e gemurrt, daß ich uf eemol nimmeh“

zu brauchen war, niemals ni — od' gearbeit' hot 'r — o
meins! o meus! — n i e gemurrt hot 'r, n i e häßlich ge-
wa'n is 'r! Od' immer noch m e h' gearbeit' hot 'r, de
Nacht — wie viele Jubre — immer od' de Fabrikfeuer
unterhal'en — und wenn 'r im dreie, viere, heem kam,
nu erscht a Acker ingemacht — a Kaffee gemacht — 's
Hulz gehackt — 's Hulz getra'n — und ni eemol gemurrt
— mit keenem Worte ni — ehnder noch immer amol 'n
Wis gemacht, daß ich ei meinen Schmerzen nee gar söllte
a Mut verlieren!"

„Nu ju ju — ma sibt's 'm au' an, 'm Vater. De
Kunzeln sein tief genug! Und krumm gibt 'r genug . . .“
kam's höh'nisch aus dem Stalle.

„Ju, ju! de Kunzeln sein tief genug! Der Kummer
und de Arbeit sein gruß genug.“

„Und Ernst söllt 's grade au so weit brengen“, setzte
die Junge eifrig fort. Der Schneesturm pfiß wieder mehr-
stimmig im Schornstein.

„Was sagst de, Madel?“

„D, ich sag weiter gar nischt.“

Aber die Mutter war beunruhigt.

„Du kannst dich eben ni gedulden! Ihr Kinder
könnt euch eben ni gedulden.“

„Nee, das kann ich au noch ni.“

„Mir müßsen ins aber gedulden. Was wöllten mir
denn machen! Ich muß mich au gedulden! Nu gar ich
— ich bin ju wie gefesselt — ich bin doch richtig wie ge-
fesselt. Da muß ich mich gedulden. De Menschen
können mich ni meh losschmieden. Da muß ich mich ge-
dulden. Ich muß uf insen Hergott passen. 'S kann 's

bloß noch Eener.“ Und man hörte wieder die Uhr ticken — und von der milden, inbrünstigen Stimme weiche, heimliche Gebetsworte, die in dem Rütteln und Pfauchen des Sturmes verklangen. Aber die Junge, kaum Sechzehnjährige, sagte nur gleichgültig:

„Schlimm genug, daß inder himmlischer Vater a Gefängnismacher is.“

Dann guckte sie aus dem Stalle mit nachlässigen Haaren, die ihr um den Kopf hingen, den Milchkübel noch vor den Knieen, in den dämmerigen Flur hinein — vorgebeugt horchend — mit Augen, die aus Dunkel leuchteten. Es hatte geklungen, als ob der Hütte ein Fremdes nahte. Der ruppige, braune Köter, der wütend die Tür der einsamen Armut bewachte, hatte angeschlagen, bellte und heulte. Aber er verstummte bald wieder. Man hörte das Klirren der Kette und daß er in seine Hütte zurückkroch. Pauline nahm das Melken der einzigen, kleinen Kuh in dem dunkeln Winkel des zerschläterten Stalles von neuem auf.

„Wu is denn der Junge? Wu is 'r denn nu a ganzen Nachmittig hie? Was hot 'r denn für a Gestecke mit Augusten?“ begann von neuem eintönig die Mutter, „warum bleibt er denn ni lieber daheeme? Er is doch sonst ni a su. 'S hot wull ni genug zu tun daheeme. Ich dächte, Waters Stiefeln lägen vorhero schon a paar Tage zum Machen. Warum arbeit 'r denn ni? Warum is 'r denn asu unстетig heute? Warum hot er denn keene Ruhe heute?“

„D! frau'n od' salber, wenn er heem kimmt!“ sagte die Junge.

„Er kam au' die Nacht a su spät heem!“

„Du wist ju, daß 'r bei Augusten war“, gab die Junge hartherzig zurück, dann fuhr sie höhnisch fort: „Lächerlich! Nee, 's is überhaupt lächerlich! An Jungen vo achtzehn Juhren! — wegen an su 'ner Tummheet mußten se da Jungen ei's Loch brengen! Nee, lust mich ei Friede! De Schandarme han eben nischt zu tun weiter, als tumme Jungen und al'e Saufr weiber ei's Loch brengen. Is ni wuhr, Mutter?“

Die Sonne fiel plötzlich im silbernen Strahlenkegel aus Abend durch die saufenden Wirbelwolken. Alles wurde einen flüchtigen Augenblick Licht, das auch in die winzigen Fenster des Bradlerschen Häuschens schoß, die Stube durchsilberte, den Stall durchsilberte, glänzend über den Rücken der Kuh und in die zerzausten Blondhaare des Mädchens glitt, die Stalldecke aus eitel Spinnweben wie in silberne Spitzen hüllte — und alles in einem unerfindlichen Blinken lag. Auch in die Augen der Jungen und in ihre Seele fiel das Licht, daß sie kindlich lachte:

„Ha, ha, ha, Ernst wullte au amol im Wagen heem fahren — der Junge wullte au amol a Herrn spielen — 'r wullte au amol 'n fulche Bequemlichkeit kusten —“

Nur die Mutter im Stübel konnte der Lichtstrahl nicht froh machen, und sie klagte: „Wenn's nu aber doch ni se i Pfard war! Wenn's nu aber doch e e n e m A n - d e r n sei Gescherre war.“

„'S war 'm eben amol plötzlich ei a Kopp geschuffen, wie 'r das Fuhr la stihen sah — : Nuf uf a Bock und nu au amol heemgefah'n. Du wist ju, wie 'r manchmal is, 's packt 'n und 'r greift zu — und 'r wist nimeh, is 's

was, oder t r ä u m t er was. Und fertig is de Tummheet. Aber was an T u m m h e e t is, muß an T u m m h e e t bleiben, bis se der Schandarm zur Klugheet macht. Is ni wuhr, Mutter? — Wullt 'r denn stehlen? — Wullt 'r denn das Pfarb mit ei's Bette nahmen? — An Tummheet war'sch — 'r fuhr bis vur a Kretscham nunder und ließ das Wagel stihn und lachte ock, daß er a su fein war heem gekummen." —

„An Tummheet war'sch, an Tummheet war'sch“, kam es begütigend von der Mutter.

Der Abendschein war flüchtig fort, und es war plötzlich Nacht geworden über Bergen und Tälern und in der Hütte. Pauline erhob sich, stellte den vollen Kübel beiseite, nahm die Laterne von der Wand und machte Licht. Als sie den kleinen Schein in die enge, dunkle Stube trug, tauchte ein bleiches, schmales, heiliges Gesicht aus Finsternis heraus, Züge, wie von der Gottesjungfrau, seherisch und in tiefer Geduld: Mutter Bradler saß, die Hände im Schoß, wohlgepflegt in bunten Kissen, in einem großen Stuhle, den ihr Bradler in Sonntags-Feierstunden geschnitzt hatte, und starrte vor sich hin, so weit das Auge und so voll stillen Leidens, daß man die Armut und Enge rings, die fahlen, schwarzen Wände und verräucherte, niedrige Balkendecke ganz vergaß. Groß und ernst und geweiht saß sie wie eine Heilige im kleinen Raume, die der Lichtschein vergoldete.

Pauline lief nun im Stübel hin und her, ohne groß zu sprechen. Dann lauerte sie vor dem vernußten, schiefen Eisenofen und stopfte Scheit um Scheit hinein, und ein heller Feuerschein fiel auch auf ihr junges, feines Gesicht.

Seltfam, ein Gesicht wie aus Marmor — edel — streng in den Linien — wie ein Kopf auf einer Gemme — und die Lider voll Schwermut, wie wenn sie sich senken könnten zum lieblichsten Traume. Und wenn sie sie plötzlich hob, so den Blick weitend, als könnte das sichere Auge wie bei einem Nachtthier unbewegt durch Finsternisse blicken. Grausam schien das Gesicht und lieblich zugleich. Und so pfirsichweich, zart und fleckenlos. Die Nase schmal und geschwungen. Man mußte an die Malatesta denken, jene Grausamen aus Rimini, die die Kunst berauschte, und die wildeste Sinnenlust zu Mördern machte. So grausam blickte das Auge der Jungen, so unerbittlich sah es in seine Hantierungen, so verächtlich hob sich die feine Oberlippe über den leuchtenden Zähnen, so vorwurfsvoll schien der junge Mund mit der leicht gereckten Unterlippe und dem scharf gewölbten Kinn. Alles war streng und lieblich zugleich, abwehrend und hartherzig und wild verwehend und lose, auch das nachlässige, lichte Haar um Schläfe und Nacken. Und sanken die entschlossenen Augen in sich zurück und senkten sich die schwermütigen Lider, so konnten jener jungen Seele auch Träume kommen voll Blumen und Sterne — und kalte Winternacht und enge Armut hoben sich, und es drängte in wildester Sehnsucht — und sie lief kränzewindend und lachend, wie Kinder im Morgenlande auf weiten Hochwiesen treiben, oder lagerte mit ihnen, den Kopf tief im Grase unter tausend silberseidigen Berganemonen, die dann groß aussehen wie Bäume im blauen Himmel — dort, wo der Bergfink verfliegend sich aufschwingt über Felsen im Licht. Aber es war nicht die Zeit zum Träumen. Ihre Augen waren offen und sahen

nur in das prasselnde Feuer, das Hände und Gesicht be-
glühte, und dann haſte ſie die Ofentüre feſt ein und blickte
ſich in dem kleinen, armseligen Stübchen einen Augenblick
um, wo die grübelnde Mutter noch immer unbeweglich am
Tiſche ſaß und in ſich hineinfann.

„Mutter!“ und in die ſtrengen Züge der Jungen ſchoß
leichte Röte, wie Lilien ſich röten, wenn nach Sommer-
regenschauern der Abendschein plötzlich in einen Blumen-
garten huſcht.

„Nu — was hot 's denn?“

„Nee nee! Ich werd' dir'sch ni erſcht ſagen, Mutter.
Du biſt doch bieſe.“

„Nee nee, au noch! ſag mir's lieber ni!“ wehrte Frau
Bradler.

Pauline goß Waſſer auf und drehte dann die Kaffee-
mühle.

„Viel Abwechſelung ha'n mir ni, Mutter.“

„Das b r a u c h t au ni ſein.“

„Immer ock daheeme ſißen und ei de Flamme ſtarren.“
Pauline vollendete nicht, weil ſie das Kaffeepulver aus-
ſchütten mußte.

„Ich ha ju niſcht dawider, daß der Junge in e Wald
gibt und Holz ſucht, aber Vaters Stiefeln — der Vater
— du wißt doch au', der Vater b r a u c h t ſe doch; der
Vater kann doch ni ei zerriffenen Stiefeln ei de Kerche
gihn.“

Pauline hörte gar nicht auf die Mutter, ſie ſpann ihren
Mißmut achtlos fort:

„Wenn ma mit dam biſſel Krame fertig is, kann ma
ſich ei's Bett le'n und zuhiern, wie der Sturm zu a Dach-

löchern reinpfeift, daß de Bettdecke wackelt und kann sich's Beste denken, wenn ma fuste ni wiß, wie ma aus seiner Haut nausfahren soll." Die lehten Worte waren in leidenschaftlichem Haß gesprochen.

„Zünd de Lampe a', Mabel, und schantier ni immer", sagte geduldig die stille Kranke.

Aber Pauline schien gleich was Besonderes zu beschäftigen, denn während sie die armselige Lampe mit der zersprungenen Glocke, nicht größer wie eine umgekehrte Kaffeeschale, anzündete, nahm sie einen entschuldigenden und tastenden Ton an.

„Was wär denn au derbeine, wenn mir ins heute mit da paar Flaschen amol an Lust machten!"

„Nee nee, ich trau euch ni! Ich trau euch ni!"

„Der Vater is ni a su!"

„Ach der Vater! der Vater is grade au' a su, der Vater — der Vater —"

„Der Vater is eben ni a su mißtrauisch, wie du."

„Der Vater is ebens zu gutt — der Vater is ebens zu müde — und wenn 'r heem kimmt, freut 'r sich, wenn 'r kann in Ruhe daheeme sein —"

„Und mißtraut uns eben ni", sagte die Junge scharf. Und die Mutter sann.

„Was sagst du, Mabel?" Und ihre Stimme nahm einen ängstlichen Ton an: „A paar Flaschen?"

„Nu freilich, Ernst hot a paar Flaschen Wein mite heem gebracht."

„Waas? — a paar Flaschen, wo sein denn die?"

„Nu uben ei d'r Kammer."

„Ernst hätt a paar Flaschen" — Frau Bradler sann,

halb ahnungslos, wie Leute sinnen, die die Welt draußen nicht mehr kennen. Laufen konnte sie nicht. Sie war zehn Jahre nicht über ihrer Hütte Schwelle gekommen. „A paar Flaschen“, wiederholte sie. „Was sollen ins denn die?“

„Nu, mir kintten ins heute amol a Fest machen. August kommt au.“

„Wu hot 'r se denn h a r die Flaschen?“

„O! Jedes muß sahn, wu a bleibt!“ warf die Junge gleichgültig hin. „Der Pfarr' gibt ins keene — und der Dukter trinkt seinen Wein au' lieber salber. Er wird se ei d'r Apotheke gekauft ha'n —“

„Ei der Apotheke? Nee, Madel! Nu sag mir'sch aber!“ forschte die Mutter. „Ich trau euch ni, ich trau euch ni!“

„O! mag 'r se herhaben, wu 'r will, ich wiß au ni —“
Aber Frau Bradler ließ nicht nach.

„Nee — nee — das d u l d ich ni, das d u l d ich ni —“
und ihre Stimme klang in unerwarteter Aufregung.

Da ging ein Hohn durch das bleiche, schmale Gesicht der Jungen, und sie umarmte plötzlich die Mutter und liebte sie und streichelte das unbewegliche Leidensgesicht der frommen Frau und sagte begütigend:

„Mutterla, nu wer' ich dir'sch sagen! 'S hätt 's 'm Ees gegeben aus dam neuen Hause vo' da Reichen, die ei's Durf gekummen sein. Die ha'n sich unten doch a neu Haus gebaut, und die ha'n 's 'm gegeben, a su wahr wie's Leben — für d i ch, Mutter — verstihst de“ —
und die junge Schlanke ging wieder an ihre Hantierung, streng, fast noch strenger als vorher, und sagte noch einmal zur Mutter gewandt: „Für d i ch, Mutter, kannst

's gleeben, Mutter'', und sie warf die Unterlippe noch verächtlicher vor und die feinen Nasenflügel zitterten — und sie war noch bleicher und steinerter. —

Zweites Kapitel

Unten, wo die Gebirgsstraße, in tiefen Schnee gehüllt, in langer Schlucht sich aufwärts windet, und die Zackwasser unter Eise vergraben dumpf grollen und brausen, in der kleinen Fabrik, war alles noch in rastloser Bewegung. Die Räder schnurrten, die Bandsäge im Schuppen riß schneidend durch die dicksten Stämme, daß Kloß um Kloß polternd zu Boden fiel, ohrbetäubend, verlesend und eintönig. Die langen Lederriemen klapperten ewig auf und nieder, die jungen, schmutzkittigen Weibsbilder fegten lachend und schweißig um ihre Hantierungen. Draußen rollte und toste in unaufhaltsamem, wilden Getöse der Zacken über die Welle nieder, daß ein jeder in der Fabrik, vom aufmerksamen Werkführer bis zum armseligen, pfeffigen Laufjungen, von all dem Lärm erfüllt war, wie von gelender Stille — so ertrunken, so gewaltsam hingegeben, so eintönig und ewig und ganz durchdrungen, um noch groß überhaupt davon zu wissen — oder sich gar darum zu kümmern. Nur erst wie Bradler um sechs Uhr, eine Stunde vor Schluß, seinen Posten verlassen konnte und in dem kleinen Seitentale stand — die stille Winternacht mit dichtem Flockenfall und die Einsamkeit seines Laternenscheins um sich hatte, und die Flocken im kleinen Lichtschein ihn wie Mücken stumm umtanzten, schauerte er unbewußt

zurück, als wenn er ein Grausen, eine Gefahr, ein Schrecknis hinter sich hätte, dem er eben noch heiler Haut entkommen war.

Er hatte dreiundzwanzig Stunden Schicht gehabt. Der zweite Feuermann war den Tag über krank gewesen, und Bradler hatte die Fabrikfeuer nicht verlassen können. Wenn er also noch zurückschauerte, war es kein Wunder, wenn ihn die wehenden Flammen und zitternden Feuer noch wie dunkle Schatten im Auge verfolgten, daß er sie in seinen kleinen Laternenschein hineinsah, war es kein Wunder: Ein Wehen wie von wallenden Mänteln, die sich noch immer umwarfen und züngelten, ein rastloses Auf — und — Nieder, unbändig und gierig — nur nicht mehr rosenrot-glüh und mit schillerndem Rauche durchspinnen oder in lichten Zungen, — aber züngelnd und fressend noch immer — wie gierige Bestien — und prasselnd und nagend. Freilich jetzt Schatten alles — alles gespenstig und gegenstandslos — alles nur kaum Grau in Grau — und fern — ganz fern, wie fernes, heimliches, gleichgültiges Ahnen und Bewegen noch, nicht mehr Wesen und Körper und Macht — nur Schatten und lose Rätselbilder, die mit ihm schritten, und die Bradler gut kannte, und von denen er wußte, daß sie langsam stille wurden, je mehr er mit seinem einsamen Laternenschein in die stille Nacht und Totenruhe, durch tiefen Schnee wattend, aufwärts kam. Wie Brandmale der an die Feuer angeschmiedeten Seele, der sich das Leben der Flammen wie leise wühlende Narben eingefressen, die der neue Arbeitstag immer neu aufwühlt, und die sich nur langsam immer wieder schließen, die jedesmal wieder stille werden müssen, ehe der müde,

demütige, zurückgedrängte Mann sich aus sich und in sein eigenes, kleines Feierabendleben hineinwagte.

Bradler war stehen geblieben, um das erste Mal tief Atem zu schöpfen. Es war stille, tiefe Nacht. Die Flocken fielen sanft im kleinen Laternenschein und krochen ihm in den Hals. Aber die Kühle war ihm angenehm. Im Tal unten war es windstill. Man sah im Lichtschein sein Gesicht, den Blick ins Leere. Die Augen glänzten aus Ruß und Schmutz heraus und schienen weich und kummervoll. Bradler war noch nicht alt. Nahe an Fünfzig. Aber sein Nacken war gebeugt, sein Gesicht mager — und Furchen hatten ihn zerfressen, wie wenn er in Wind und Wetter draußen gestanden, wie eine alte, magere Bergtanne. Und er hatte es gar nicht einmal gemerkt. Die Plage und Last war unversehens mit den Jahren und der Krankheit der Frau und dem Heranwachsen seiner Kinder langsam auf seine Schultern gekrochen. „Wem's gut geht, wird's gute gewöhnt, und wem's biese geht, werd's biese gewöhnt“, sagte er jedem, der von seinem Schicksal etwas wissen wollte. Er wußte nichts weiter davon. Er wußte nicht, daß jeder, der ihn so begegnete, wenn er die große Ledertasche am Riemen, müden, schleppenden Ganges, den verschmierten Hut auf dem vorgereckten, sorgenvollen Schädel, sinnend heimwärts stapfte, ihm ansah, daß er unsichtbar eine Last auf seinen Schultern trug, die ihn langsam und unbarmherzig noch erdrücken mußte. „Das is 's Leben“, sagte er lächelnd. Er wußte nichts weiter davon. Es drängte ihn auch heute nur heim — aus der langen, lärmenden Feuerarbeit heim in die stille, halb dunkle Stube, zu der sanften Kranken, die wie eine Heilige am ärmlichen Tische

faß, heim in Ruhe und Frieden. Er wußte kaum noch, daß die jungen Jahre vorüber waren, auch einmal Überschwang und Grollen und Schmollen mit Menschen und Schicksal. Daß auch er jung gewesen und voll Begierden, das alles wußte er kaum noch. Er sehnte sich nach nichts dergleichen, als nur nach seiner einsamen, verschneiten Hütte, der er nun in Flockenfall und Nacht auf dem verlassenen Dorfwege müde zuschritt.

Aber Bradler war schon im Dorfe hoch hinaufgekommen, und immer noch konnte er heute die Tageserinnerungen nicht los werden. Die Einbrüche in verschiedenen Häusern im Dorfe hatten die Feuerschattenbilder abgelöst und waren ihm nicht mehr aus dem Sinn gekommen. Und das unheimliche, höhnische Geplärre, das aus der jungen Weiber Reden sich darüber ergossen, plagte ihn unaufhörlich und rumorte in ihm. Er hatte die Dorfhäuser mit hie und da einem im Schneenebel strahlenden, kleinen Fensterschein schon hinter sich gelassen und schritt über weites, freies Feld. Hier wehten Schneewirbel, und der Sturm riß an seinem Rocke, daß er ihn festknöpfen mußte und den Hut über die Ohren band. Und er barg auch seinen Laternenschein unter seinem Rocke, daß nur auf die stapfenden Füße Licht fiel, damit nicht etwa der tolle Rumor und Umgang in den Schneelüften und an den verwehten Hängen hin unversehens noch das Licht lösche und ihn gar in samt-schwarze Nacht begrabe. So stapfte er mühsam weiter, nur innerlich gedrängt, und sah auch nur mechanisch nach den Wegstangen, die tief im Schnee steckten, windschief und vergraben.

Wer solch einsames Stapfen und Waten in der Berg-

nacht im Wirbelsturmwetter nicht kennt, wenn es plötzlich heult, wie aus tausend gierigen Kehlen, und es greifend und reißend umgeht, einen fast aus dem Boden in die Lüfte hebend und stoßend, den kann die Angst vollends wirr machen. Nichts vor sich, als nur ein schwindeliges Schießen wildgepeitschter Flockenwirbel im engen Lichtschein zu Füßen und dann nur schwärzeste, donnerrollende, pfeifende Nacht: Nun stapfe an dein Ziel!

Aber Bradler kannte den Weg. Den müden Mann machte das nicht irre. Er ging den Weg wie im Schläfe, wie auch der Wirbel knatternd über die Hänge trieb und seine tiefen Stapsen im Nu verwehte. Er stapfte und kämpfte gleichgültig vorwärts. Nur die Gedanken ließen ihn heute noch immer nicht zur Ruhe kommen. Sie kamen immer eifriger. Und wie im Zwange, unaufhaltsam, begannen sie sich bald abzurollen. So aufdringlich und hart rissen sie sich schon und jagten sich hinterdrein, wie die Flocken um ihn, daß gar kein Entrinnen mehr war, je weiter er aufstieg. „Beim Juden eingebrochen“ — er kannte den Mann, er sah ihn, wie er ruhig an seinem Kauftische stand, er sah alles vor sich, und er eilte nun selber schon von Situation zu Situation, eilte nun schon ganz ohne Rast, ohne Pause, ganz besinnungslos — er sah alles — das kleine Gewölbefenster am Vorbau, das man hinter dem Schuppen ungesehen umschleichen konnte — er schlich da herum, und er drückte es ein — ohne Rast, fast fiebernd, und stand auch unter Leuten, die halfen — alles nur jagende Gedanken — schon drinnen mitten unter allerlei Fässern und Flaschen und guten Schüsseln überall auf dem Seitenbrette, und ein großer Schinken hob

sich fast seinen Augen entgegen. Er schlug in die Lüfte — mehrmals — er wollte alles verwischen — aber er war zu müde dazu. Sein Wollen hatte keine Macht. Die Visionen fieberten weiter — Neues schoß auf, atemlos eilte er durch die widerwilligsten Lagen. Und er schlug, während er mechanisch stapfte, wieder mit seinem Stock in die Nacht — mehrmals — und geängstigt entrang es sich endlich seinem Munde: „Mein Gott, mein Himmel!“ rief er gepeinigt, weil er eben den Hausknecht mit dem Feuerhaken niedergeschlagen, und aus der Nacht heraus das blutüberströmte Leichengesicht in Vision deutlich erblickt hatte — und er fühlte noch den Feuerhaken in der schwierigen Hand, daß er ihn von sich werfen wollte, und der friedliche, übermüdete Mann war in Schweiß gebadet, das Herz schlug ihm bis in den Hals — er mußte stehen bleiben und Atem schöpfen. Er mußte sich gewaltsam aufraffen, um endlich aus dem Schrecknis herauszukommen. So einsam und dunkel um ihn, so müde war er, ein so rücksichtsloses Treiben spann ohne Ziel in ihm. Aber wie er stehen blieb — hörte er plötzlich ein leise gurgelndes Klauschen eines Bergrinnsals unterm Eise — da wußte er, wo er war — da schwand alles Böse — da fiel ihm auch klar ein, daß sie beim Kaufmann im unteren Dorfe eingebrochen — da schwand alles Denken: es kam ihm die stille Dämmerstube oben in den Sinn — in der einsamen, sturmunfegten Hütte — und er empfand plötzlich die Freude, bald neben der Kranken am Tische zu sitzen und den Kaffee zu schlürfen — unter seinen Kindern, die ihm nichts befahlen, die ihn ruhig sitzen ließen, so lange er wollte, und vor sich hinstarren — die ihn nur zwecklos ein-

mal mit guten Augen ansahen, seine Ruhe duldeten, nur in stiller Handreichung um ihn waren. Und wie Bradler noch gar den Hund aus der Ferne hörte, der in die Nacht hineinwieselte und heulte, da wußte er gar nichts weiter, als daß da oben seine Hütte lag, daß er nun in der wohligen, warmen, niedrigen, halbdunklen Stube einen Abend still unter seinen Leuten leben durfte.

D r i t t e s K a p i t e l

Die Bradlerleute hingen aneinander, als wären sie miteinander in Eins verwachsen. Deshalb kam auch Pauline, seit sie aus der Schule war, nur noch selten einmal aus dem Hause, und Ernst fand daheim genug Arbeit, daß er die Gelegenheit wahrnahm — anstatt unter groben Maurerpolieren zu handlangern, sich mit Kalk die Stiefeln zu verbrennen und morgens und feierabends weite Wege zu machen. Er saß jetzt wieder den ganzen Winter in der Ecke neben dem Sofa, hantierte mit Schusterahle und Hammer, oder las und schmauchte, und die Leidende hatte ihn immer vor Augen, und sie sah ihn an mit Leidenschaft. — Und heute konnte sie keine Ruhe finden, weil der Platz leer war. Aber sie verriet ihre Unruhe mit keiner Silbe, als der Vater bei Nacht und Sturm eintrat. Sie saß da mit der leise strahlenden Freude im frommen Gesicht, die immer bei ihr über einen geheimen Gram hinglänzte. Es war tiefer Frieden im kleinen, dämmererhellten Stübchen. Und die Leidende fühlte, wie Bradler sie mit verborgener Seligkeit, herausgehoben aus all der grauen, dunklen

Notdurft, in reinlichen Rissen, wie fromm und heilig über allem schwebend, im kleinen Lampenschein erblickte. Und ihr erschien Bradler auch in Verklärung, wie nur die sanfte Gebundenheit des ewigen Leidens, die stillmachende Schwäche, die völlige Loslösung von den irdischen Geschäften sie in eine Seele legen kann. Wie er noch im Dunkel der niedrigen Tür stand und sich den Schnee aus dem Rocke schlug und vor der Schwelle die Eisklumpen von den Stiefeln abtrat — jedesmal wieder sah sie einen Mann eintreten, wie von Gott gesandt, Güte im Auge und die Versöhnung und Treue — wie in glänzenden Kleidern, die unter Kohlenstaub und Armut für sie immer hervorleuchteten. Manchmal konnte sie denken, daß sie Bradler der eigentliche Lichtschein im grauen Leben war. Heimlich sah er sie an: die fromme, schöne Frau, vornehm und fast in Größe und einer Entirdischung, die auch dem Fremden, der eintrat, gleich auffallen mußte. Sie gab einen wirklichen Glanz in sein armseliges Knechtstum. Ihre Scheitel waren noch voll und dunkel ums Ohr gelegt. Aus der Bleiche des sonst vollen Ovals sahen braune Augen — klar, aus Leiden und Schmerzen weich und zur Liebe gereift, die alles nun verbergen wollten im Wesensgrunde, als nur, daß Glück und Friede den grauen Arbeitsmann im engen Stübel empfinde — kein Gram, kein Streit, keine Unruhe, nur Wärme und Licht und Liebe, während der Schneesturm ums Häuschen fegte und heulte und donnernd aufwachte und wie ein Geisterchor vorbeistöhnte, daß Dach und Häuschen leise zitterten und bebten und die Fenster fein zu klirren begannen. Nein, nie hätte die Mutter zu kümmern und Klagen gewagt, wenn der müde Mann

eingetreten war, wenn er stumm neben sie trat und ihre Hände streichelte, die Hände, die so weiß waren, wie die von Engeln. Nie hätte sie gewagt, ihm mit Bedenken zu kommen, ihm den Frieden und die Demut zu verscheuchen, die um alles lagen, sobald er seine Tasche erst am Eisenofen an den Boden geworfen, und ehe er sich am Tische niederließ, noch einmal der lächelnden Mutter über den schönen Scheitel zu streichen versucht hatte mit seinen groben, schwieligen, schwarzen Arbeitshänden. Auch die Kinder wußten das heimliche Einvernehmen jener beiden Seelen, der leidenden, stillen Frau und dem demütigen, gebeugten, stillen Feuermann. Sie wußten und sahen es immer wieder, daß zweie vor einander saßen, die einander ohne Worte sich dargaben zu einem Einklang, so stumm und so innig wohl erkannt, daß jede Roheit verklang, jedes derbe Wort stumm wurde, jede rauhe Gebärde auch aus Paulinens Wesen gewichen war, daß auch sie aufmerksam und liebevoll einherging um den ruhigen, müden Lastträger und Demütigen, und aufmerksamer und liebevoller noch wie in jeder Tagesstunde sonst und mit einer wahren Spannkraft um die in ihrer einzigen Glücksstunde strahlende Kranke.

„Wie ging's denn, Mutterla?“ hatte Bradler nur gefragt — „heute?“ als er sich endlich am Tische zum Kaffeetopfe niedergelassen.

„O mein Gott! 'S geht, 's geht, Vater! Wenn's a Schnee runter brengt, gihn de Schmerzen. 's is mir ernt gegangen, Vater!“

Und die Schneewirbel rasten und zitterten in der schaurigen Winternacht ums Häuschen, das hoch am Walde

und einsam vergraben lag — und die Donner in den unzähligen Waldkronen erwachten von neuem und rollten sich zusammen, daß sie wie Tonlawinen nieder ins Tal zu stürzen schienen. Und Bradler war unaussprechlich wohl im kleinen Raume, daß er nur ganz alles von ferne hörte, nur den heißen Kaffee Schluck für Schluck über ein winziges Zucker Korn durch die Zähne einsog und lange keine Worte finden konnte. Und Pauline legte starke Scheite ein, so daß es im Ofen neu zu prasseln begann, daß man einen Augenblick kaum den Sturm noch über dem Krachen und Bersten im Ofen mehr spürte, daß eine weiche Wärme alles noch wohliger umfing, und noch summender und zufriedener machte. Nur wie Bradler plötzlich wie erwachte und an den alten Seeger sah, erfaßte die Frauen beide gleichmäßig eine heimliche Unruhe. Daß Ernst noch immer nicht kam, begann sie zu quälen, aber niemand wagte es auszusprechen. Niemand wagte den andern zu beunruhigen. Er würde nun jeden Augenblick eintreten, beruhigte sich heimlich ein jedes. Obgleich Pauline und die Mutter Vaters Blick sofort angesehen, daß ihm das Ausbleiben noch dazu in solcher tosenden Nacht innerlich zuwider war. Aber der Mißmut war schnell aus des Alten Augen gewichen. Der Kaffee hatte ihn erwärmt. Er starrte lange die Mutter an und lachte.

„O mein Gott, mein Gott, Mutterla, a eegnes, eefames Haus is doch schien. Wenn mir müßten mit 'ner Herde fremder Menscha zussammasißen — denk ock, wie dunda bei Vinzenzen! O Jeses, oder gar Nachbarn ha'n, die bloß uf's Argern ausgihn und uf's Kränka und ins keene Kartuffel uf insen Ackerla ginnen!“

„Nu freilich, freilich, Vater“, sagte die Mutter ganz verklärt und suchte zu lachen, „o je je — nee nee — ! Ju ju — m i r han's gutt, das is wuhr — s i h r gutt han mir's — mir missen Gott danken, wie mir's han“, sagte sie dann noch eifriger und dachte flüchtig an ihr Gespräch mit Pauline und richtete nun ihre Worte heimlich an die Junge, obgleich sie sie in die armselig glücklichen Augen des Alten hineinsprach. „Mir han's besser als Tausende und Tausende vo Leuten. Mir missen ins sibr, sibr bedanken bei insen himmlischen Vater“, fügte sie noch fast feierlich ermahnend hinzu — und rief dann Bradler zur Bestätigung auf: „ni, Vater? is ni wuhr, Vater? d a s sagst du doch au'?“

Aber Bradler hatte sich in sein eigenes Behagen tiefer hineingesonnen, und der Tumult draußen in den Nachtlüften kam noch hinzu, daß er kaum recht gehört hatte. Er erzählte ruhig weiter, ohne zu antworten.

„Wenn Preußler heemkimmt, a Geschrei unten und a Geschrei oben — a Geschrei rechts und a Geschrei links — a Teeb's hinga und a Teeb's vorne — o mein Gott, du, du“, endigte er seine Erwägung. „Preußler sagt, zum Kränke kriega! Wär ni Streit unter a eegenen Kindern, da prillt's aus 'm andern Stiebel. Wär ni Zank im andern, läg eener im dritten besuffen, der pfiff und säng und spektakelte, daß ma' ubadrein noch a Schlaf darbte.“

„D meins, meins! Nee nee, das ging ni bei ins“, sagte Frau Bradler eifrig. „Ruhe mußt du ha'n.“

„Nu du doch au', Mutterla!“ lachte der Alte.

„Ju, ju, schien ruhig is 's bei ins, das muß ma sa'n!“ gab nun auch Pauline ganz wider ihren Willen fast harm-

los dazu und auch wider ihre Gewohnheit, da sie das Reden mit dem Alten fast immer der Mutter überließ. Aber es peinigte sie, daß Ernst noch nicht da war. Und da Bradler jetzt aufgestanden war und sich wieder unruhig umsah — nahm sie noch vollends einen ganz harmlosen Ton an, und versuchte, das Gespräch eifriger zu beleben. „Mein Gott, wie's au' da Liebshleuten giht“, sagte sie arglos in Vaters Augen hinein — und kam mit dem heißen Kaffeetopf wieder zum Tisch, daß sich Bradler noch einmal setzte — „hust's ni gehiert, Vater? Liebsh will aus seinem Häusel furt — um jeden Preis od' furt. Die grobe Schallaster vo Haken läßt doch da Leuten ni Ruhe Tag und Nacht. Und wie glücklich war der Mann, wie 'r ei das eelische Häusel neizug — is ni wuhr?“ fragte sie noch und sah ihn wieder arglos an, daß der Vater nur wieder ganz befriedigt erwiderte: „Biese Leute, biese Leute!“ und neu zu schlürfen fortfuhr.

Aber dann entzündete er die Laterne und ging in den Stall. Das tat er immer, nachdem er heimgekommen und getrunken hatte. Er sah seine ganze ärmliche Habe immer von neuem schweigend durch, sobald er daheim war. Und wie Bradler kaum mit dem Laternenschein im finsternen Hause verschwunden war, flüsterte Frau Bradler ängstlich der Jungen zu: „Um Gottes willen, wu bleibt denn aber heute der Junge?“

„'R kummt! 'r kummt! Mutterla! ängstige dich ni!“

„'S is ju aber schon uf sieben zu!“ — —

„'S hot eben erst sechs geschla'en. 'r kummt“, gab Pauline leise zurück, und suchte die Kranke zu beruhigen. „Du wirst sahn, 'r muß jeden Augenblick kumm'n, 'r wiß ju,

daß der Vater um d i e Zeit daheeme is“, setzte sie so leise und arglos wie möglich hinzu, obgleich sie nun selbst nicht gut auf Ernst zu sprechen war. Und während die beiden Frauen so heimlich und leise verhandelten, stand Bradler schon draußen im einsamen Stalle, der in allen Fugen knackte vom Sturme, den kleinen Laternenschein über alles führend — und sann Schritt um Schritt um sich und in sich — besah alles — jedes Loch in der Dachwand, wo der Schneewirbel Flocken hereintrief, und woran er langsam einen Gedanken spann, wann und wie er es verstopfen könnte — jeden faulen, moderleuchtenden, spinnwebigen Balken am Deckenwerk, das in tiefem Schatten lag und sich schon vor Mürbigkeit tiefer bog — über jeden Haufen Späne oder Schutt im Winkel führte er, Schatten werfend, den warmen Laternenschein, während der Dünger vor Kälte um ihn dampfte und er behaglich an die Frühlingsarbeiten dachte, wofür er alles parat gelegt. Und dann stand er lange und beleuchtete die magere Kuh, die einen vertrackten, knochigen Schatten an die Wand warf und aus dem dunklen Winkel nach ihm den weißscheckigen Kopf gutmütig und blöde in sein Licht reckte — die lange Zunge wiederholt um ihre Nasenlöcher schlug und dann nach ihm ausandte. Er streichelte das Tier, das gleich auch zweimal heiser zu brüllen anfing und an der Kette riß. Bradler verstand ihre Sprache sehr wohl — er streichelte sie neu — er wußte, daß sie sich freute, einmal ihn, statt immer nur Pauline zu sehen, die nicht so achtungsvoll und immer nur kurz angebunden mit ihr, wie eben Alltagsbeziehungen es mit sich bringen, umging. Und Bradler nannte sie „mei Scheckerla, mei Pummerla“ und kraute sie zwischen den

Hörnern, daß sie ganz unbeweglich wurde und ihren Kopf tief gesenkt ganz hingab. Die armselige Kuh in ihrem dumpfen, kalten Winterstalle voll Dunst und Trübe, in die sie ewig blöde hineinsah, merkte wohl das festliche Gefühl, das Bradler in seine Habseligkeiten brachte, wenn er mit der Laterne im engen, verfallenen Häuschen alles, das Lebende und das Tote, musterte. Und Bradler hörte noch einmal ihren nun fast versagenden Klageruf, als er den kleinen Stall hinter sich schloß und in die andere Ecke des finsternen, sturzumheulenden Häuschens eintrat, die buchstäblich eingestürzt dalag, aber gerade darum auch der wahre Quell von Bradlers eigenen Gedanken war. Hier sah es in der That bunt aus. In der Mitte des Raumes lag ein Haufen Sand und alte Ziegeln. Hier konnten die Gedanken gleich zu bauen beginnen. Die Deckenbalken waren niedergebrochen. Es stöberte dicht herein, daß Flocken um die Laterne tanzten, und auch reichlich Schnee sich in die Ecken gesammelt hatte. Übrigens war der Sturm fast noch toller und rasender geworden. Daß die kleinen Brettchen, die Bradler vor die ausgebrochenen Fensterlöcher genagelt hatte, nichts dagegen vermochten, war zu begreifen. Bradler stand auch hier unbewegt und in tiefem Sinnen. Dann begann er langsam seine Rocktaschen auszuleeren. Wenn er überhaupt in seiner Tages- oder Nachtarbeit, je nachdem, zum Denken an sich kam, kam er auch auf das verfallene Stübel. Er trug schon seit Monaten jeden Tag aus der Fabrik Tasche um Tasche Sand oder Kalk mit heim, woraus es einst einmal neu erstehen sollte. Das durfte er, wie ihm früher sein Herr auch erlaubt hatte, guten Bodens ein paar Taschen voll täglich auf seinen steinigen Kar-

toffelacker mit heim zu nehmen. Der Kartoffelacker trug jetzt längst reichlich. Warum sollte nicht der Trümmerhaufen auch einmal ein reinliches, stilles Stübel sein, wer weiß, wenn Ernst oder Pauline einmal heiratete. Bradler stand hier oft lange in Gedanken, und niemand konnte glücklicher sein, wie er, wenn er wie ein Bauherr über Schutt und Trümmer ging. Aber Ernst war ihm wieder eingefallen, deshalb schloß er jetzt die Tür, die in den verfallenen Hausteil führte und trat in die Haustür, das tiefnächlige Wirbelwetter der einsamen Berglehne mit seinem Schein erhellend. Der Hund sprang an ihm auf und winselte, daß er achtlos dessen Kette löste, während er in die Nacht zu horchen schien. Und der Hund sträubte und schüttelte sich, ehe er in die Finsternis und den Schneesturm hinaussprang. Hinter dem Häuschen gingen Mächte um, mit Donnergewalten schütternd und rasend. Und der Hund warf sich in den Schnee und wälzte sich, bis er plötzlich auch aufhorchte, wie der Alte im Lichtschein in der Haustür, dessen Schatten unheimlich in den Wirbeln zuckte. Dann fuhr Mino eilig den Berg hinab. Bradler verstand alles, er war zufrieden. Er stand noch immer im Türrahmen, bis zwei junge Menschen aus der stockfinsternen Nacht im kleinen Strahle erschienen, denen der Sturm an den Kleidern riß und die Schalenden um Ohren und Gesicht schlug — da freute sich der graue Arbeitsmann nur heimlich, daß nun die Unruhe auch drinnen aus der stillen Leidensfrau schwinden konnte, und trat mit den beiden trappenden, frischen Jungen wieder ins Stübel.

Viertes Kapitel

Ernst war aufgeregter, als er mit Feists August zusammen und dem Vater hinterdrein, der an der Stubentür vorsichtig sein Laternel löschte, in den engen Dämmer der niedrigen Stube eintrat, so daß ihm der Alte versonnen nachblickte. Aber er besann sich sogleich, als er der Leidenden innerlich fragendes und erstauntes, ausdrucksvolles Gesicht im Lampenscheine leuchten sah. Pauline kauerte im dunklen Ofenwinkel im Feuerlicht, nur die sicheren Augen beglänzt und die schmalen Züge gerötet, schürte im Ofen und ließ sich gar nichts merken.

„Warum kommt ihr denn a su spät“, sagte sie dann plötzlich hart und rücksichtslos.

„Für ins is 's noch Zeit genug“, gab Ernst absichtlich spitzbübisch zurück.

Sie kamen von Feists, auch armseligen Arbeitsleuten, wo viele halbwüchsige Kinder, junge Kerls und ausbündige Mädels waren, die in Wintertagen in den zerlumpten Sofaecken sich herumdehnten, oder über den schmutzigen Tisch gelümmelt lagen, die Köpfe zusammengesteckt, wobei nicht viel Nares gekocht und gebraten wurde.

Pauline waren die Feists Kinder zuwider. „Fauler Gesindel“, sagte sie. Nur grade nicht der August, der blindlings zu ihnen hielt, daheim nicht sein mochte und ganz nur ihr ergebenes Werkzeug war.

Wer etwa nicht glaubte, daß diese am Ofen hantierende, kleine, feine, unbarmherzige Pauline, die nun die Kartoffelschüssel im Halbdunkel, auf die sie ihre schwermutsvollen Augen und Lider gesenkt hielt, vollschüttete, nicht

ihre klaren Pläne gehabt, der brauchte nur zu sehen, wie sie dem lachenden und zum Ausbruch geneigten Bruderblick hart und entschlossen und ohne mit der Wimper zu zucken, plötzlich begegnete, und wie Ernst auch sofort in sich ging, seinen lauten, aufdringlichen Wunsch, sich aufzuspielen, aufgab und sich nur auf die Bank in den Winkel setzte neben August, der die Pfeife neu zu entzünden begonnen — und nun lange im kleinen Raume Stille und Frieden blieb. Pauline brachte die Kartoffelschüssel an den Tisch, auch den Kaffeetopf neu. Die Jungen fingen an zu trinken. Die Mutter, jetzt gleich ganz beruhigt, hatte Ernst wieder vor Augen. Der Vater rückte sich die Lampe näher und atmete vielmal laut auf, während er das Wochenblatt von gestern zu lesen begann, das er sich immer aus der Fabrik mitbrachte. Und die Jungen rauchten, und Ernst begann nur langsam und allmählich wieder seine Bemerkungen — heimlich in August hinein — nur dann und wann — manchmal lauter, wobei Paulines Gesicht ein immer starrereres und unbeugsameres Blicken annahm, und sie den Bruder nicht aus dem Auge ließ. So war nun Stille und ein Wispern immer — und der Sturm fegte — und August hörte auf Ernsts Reden, heimlich auf Pauline gerichtet, in die er wie ein Tier verliebt war. Er sah sie tausendmal heimlich an, die zarte, feine, unbarmherzige Pauline, ihres jungen, schlanken Leibes weiche, erste Rundungen, die sich aus ihrem dürftigen Kittel kaum hervorstakten, und dann die entschlossenen, leichten und kurzen Bewegungen, die fast wie eine Sprache wirkten, als könnte sie damit allein ihre ganze haßbereite, junge Seele zum Ausdruck bringen. Und er dachte auch, wie un-

nahbar sie war — wie streng sie jeden anfuhr, der von ihr etwas begehren wollte, wozu sie nicht bereit gewesen. Wie sie jeden gar erwürgt hätte, der es einmal gewagt haben würde, sie ohne ihren Wunsch und Willen anzurühren. Und August wechselte mit Ernst heimlich ein sinnloses Lachen und Worte und zögerte und schwieg, wie er sah, wie es Pauline zu ärgern und aufzuregen fortfuhr.

„Was hot 'r denn zu tuscheln, ihr tumma Junga“, sagte sie auf einmal ganz dreist. „Ihr tutt ju grade, als bered't 'r an Diebstahl oder an Eibruach, ihr Kerle — red't doch laut —“

Sie sagte es ihnen jetzt geradezu — sie kannte die Wirkung ihrer Frage — und daß die Jungen furchtsam in sich zurückkriechen und einen harmloseren Ton zu finden suchen würden.

„Warum warst de denn heute a su lange ei der Arbeit, Vater?“ sagte Ernst gleich darauf, und die Mutter gab hinzu:

„D jemersch, jemersch; ha'n mir gepaßt.“

„Nu, ju ju“, sagte der Alte lässig und nebenbei, „Kämpfe war krank und kam ni“, und er sah nicht auf.

Und Ernst nahm seine Tasse, führte sie an den Mund und lachte nun spöttisch zu Pauline hinüber, die wie ein Steinbild ruhig da stand. Und es kam wieder Stille.

„Nu seid 'r uf eemol gar stille, ihr Hasen!“ sagte sie kurz lachend — „a Vater stiert's ni, wenn 'r au' laut red't, und de Mutter hiert gerne was!“ und sie dachte auch gleich an die Flaschen. Aber sie sagte nichts weiter. Und keiner der beiden fand gleich einen Ausweg. Sie dampften,

hantierten an ihren Pfeifenköpfen mit dem Finger und stopften sie fester.

„Ju ju“, sagte die Mutter — „der Vater hat's heute lange ausgehalten. Aber ihr könnt ruhig erzählen, was ihr wißt, a Vater stiert's ni.“

„Nee ne, mich stiert's ni“, sagte jetzt auch der Alte und sah alle nach der Reihe an und lachte. Aber wie er kaum ins Blatt zurückgeblickt, fiel ihm eine Notiz ein, die er schon mehrmals stille gelesen hatte. Da stand groß und breit, daß im Orte die Sache nicht mehr geheuer wäre — grade in den Schneesturmzeiten, während der Wind in den Dachbrettern rast, und der Wirbel jede Spur verwischt — und daß es einige junge Kerle sein müßten, die schon ein paarmal bei Einbrüchen gestört worden und entkommen wären. Ernsts Gesicht übergoss ungesehen eine Röte, wie es jetzt der Alte langsam und laut vorgelesen. Er fürchtete, es könnte jeder merken, daß ihn die Erzählung verlegen machte. — Und August sah auch starr auf die Wand, daß er erst nachher merkte, daß sich Paulines Kopf daran als Schatten abgezeichnet. Nur Pauline sagte ganz gelassen:

„Ree Wunder, Vater, wenn die Jungen uf tumme Gedanken kummen, 's is zu elende und armselig für an jeden —“

„Fängste schon wider a, Mabel“, sagte die Mutter klagend. „Nee, Vater, hier ock amol!“

Aber Bradler war zu müde. Er lachte nur. „Mutterla, 's sein Reden“, sagte er und lachte auch Pauline zu — die seinen Blick ruhig und unbewegt erwiderte.

„Nee, Vater, 's sein keene Reden, kannst 's gleeben — du gibst noch nunder und siehst und hierst was —

aber a su Tag aus, Tag ein — was hiern mir? Was sahn mir? 'S is a armseliges bissel Leben das — "

„Du gleebst mir's nee“, sagte die Mutter, „und nu kannste 's amol hieren — “

Aber Bradler lachte noch einmal müde und sagte dann: „Ju, ju, ich ha au amol a su gedacht, Paulindla, und bin dann stille wor'n — 's werd dir au a su gihn — “

Und die Jungen lachten laut mit und sahen sich nun frisch an, und dann überlegen und fast kindlich amüsiert auf die Mutter, die ängstlich den Vater ansah, daß er doch einmal streng hineinführe, und der nur alles gelassen hinnahm. Und es trat wieder Stille ein — und jeder saß in seiner Ecke und träumte und ließ den Sturm rasen und am Hause rütteln. Und die Scheite im Ofen prasselten laut, und eintönig ging der lange Seeger, und stiegen die Tabakswolken der Jungen. Denn die Jungen mußten aushalten, bis ganz Ruhe im Hause geworden war.

Wer jetzt zu einem Fenster hinein in diese kleine, halbdunkle Stube geblickt, der mußte ein rechtes Geheimnis offenbar fühlen, wenn er von einem Gesicht zum andern lief und in jedes Traum hinein gesehen. — Ernst hatte sich bald über den Tisch gelehnt und begann Vaters weißen Kopf genau im Licht zu betrachten. In ihm lag es jetzt auch wie in Pauline. Derselbe entschlossene Zug war über ihn gekommen. Auch sein Gesicht war jung und schmal und fein geschnitten wie ein Marmorbild. Auch seine Augen konnten lachen aus Hohn und Haß, der im Grunde nicht zu Ruhe kam, und eine Verachtung ging aus seinem feinen, sinnenden Adlergesicht, als dächte er bei jedem weißen Haar dieses alten Schädels vor ihm, der sein Vater war,

an die elendige Demut, in die der Alte Schritt um Schritt hineingewandelt unter der Last des gottgefügten Leidens. Und er lachte auf einmal laut auf, wie ihm das Wort seines Vaters noch im Ohre klang: „Ich ha au amol a su gedacht und bin ganz stille wor'n, 's werd dir au a su gihn.“ Und er lachte laut und frech fast den langen, gutmütigen August an, der ganz nur sein und der Pauline Federspiel war, und sagte: „Water, du au? Du hätt'st au a su gedacht? — das gleeb ich gar nee!“ und er wagte, höhnisch zu Pauline zu sprechen, als ließe er sich einmal in seine Karten sehen: „Gleebst du's, Pauline, daß der Vater au a su gedacht hot, wie du und ich?“ und es tat ihm wohl, daß er sich heimlich und in Gefahr fühlte, und er fühlte sich.

„Bis ock stille, Junge“, lachte Pauline — doch sicher und entschlossen — weil sie dachte, der Junge könnte mehr verraten, als ihr lieb war — und weil es ihr gut dünkte, wenn der Abend nur so in Träumen und Dämmern vollends hinging. Denn der Sturm ging um, die Wirbel wehten — und die Nacht mußte benützt werden. — Aber gleich darnach dachte sie an die Flaschen.

„Is denn wuhr, Junge, du hufst Flaschen mite heem gebrucht?“ sagte in diesem Augenblick unvermutet auch die Kranke.

„Ich —?“

„Nu ju ju — du — eene Flasche oder zwee.“ Ernst begann wieder verlegen an seiner Pfeife zu stopfen.

„Du hätt'st an Flasche mite heem gebrucht?“ gab der Vater harmlos dazu.

„Nu freilich hufte Flaschen mite heem gebrucht“, ergriff nun Pauline energisch das Wort.

„Die Flaschen, ach ju, die Flaschen.“

„Nu freilich, nee tu ock erst, du wißt's doch.“

„Ju ju, die Flaschen, ich hätt's bale vergassen, ich kann se ju holen.“

„Die Flaschen, die de vo da reichen Leuten da unten ei dam neuen Hause gekriegt hufst.“

„Ju ju, ich wiß schon, ich wiß schon.“

„Du hufst se doch für de Mutter gekriegt — !?“

„Nu freilich, freilich“, gab nun Ernst erleichtert dazu, erhob sich auch gleich und stand schon an der Türe.

„Was meent Ihr, Vater“, sagte er jetzt ganz phlegmatisch. „Das sein gute, das sein aber werkllich gute.“ Mit der gelassensten Miene von der Welt sprach er es an der niedrigen Türe zurück und verschwand dann im dunklen Hause.

„Hot 'r se vo da Reichen, Vater?“ fragte sorgend die Kranke.

„Nu freilich werd 'r se vo da Reichen ha'n, woher denn fufste?“

Und wie der Sohn lachend eintrat, die Flaschen vor der Mutter hoch hielt und durchs Licht sah, da standen alle drum herum, ganz wie vor einem Wunder, und konnten es kaum erwarten. Und wie in einem Einvernehmen aus plötzlich entfesselter Gier nach etwas Festlichem, begann Ernst sie endlich zu entkorken, fast auch feierlich, und Pauline stellte Schnapsgläser und zwei alte Weingläser auf den Tisch und tat sicher, und Ernst goß nun ein mit Sicherheit und Großmut und schob der Mutter das erste Glas hin, daß bald alle mit erhellten Gesichtern im kleinen Lampenscheine die rote Blut funkeln sahen und dann tran-

ten — ein jedes nippte und schmeckte und wieder trank — den Geschmack rühmend und fast verlegen, ein jedes eifrig immer wieder auf sein Glas sehend und schmeckend — so daß der Abend mit ungekannten, festlichen Gefühlen und Gesichtern vollends hinging.

Schlusſkapitel

Die Alten schliefen unten im Stübel, daß man Bradlers Atem hörte durch alle Hausfugen, und die beiden Jungen waren längst hinaus in Sturm und Nacht, zuerst mit Schneereifen an den Füßen am Waldfaum hin, der verhängen schien im winzigen, aber sicheren Laternenschein, und dann hinüber über den Berg ins letzte Thal. Es ging langsam und mühevoll. Aber sie waren aufgereggt auch noch von dem Weine, den sie getrunken hatten, und stapften lachend im finsternen Sturmwirbel, vor sich die Blendlaternen, halb im Rocke verborgen, mit ihrem kleinen Strahlenrunde in die Nacht. Pauline hatte sie zur Thür hinausgelassen, sicher und heimlich, lose gekleidet nur in Rock und Hemde, und hatte die Thür leise wieder ins Schloß gelegt. Aber sie konnte in ihrem schweren Bette und in dem Rütteln und Heulen und Pfauen der Lüfte um Hütte und Dach keine Ruhe finden und schlich schon mehrmals wieder die Treppe nieder im kleinen Hause — so gespannt und lüſtern war sie erregt — und stand nun horchend in der Haustür. Eine wilde Nacht. Sehen konnte man nicht zehn Schritt weit, und hören konnte man nichts als nur die Sturmreiter, die mit ehernen Schilden schlagend

und tosend von den Hängen niederjagten, so daß es ihr gleich war, ob auch die Treppenstufen unter ihren Tritten laut geknackt hatten. Das ganze Haus stand in einem mächtigen Aufruhr. Sie horchte. Sie gab sich ganz hin, fiebernd und lauernd. Es machte so müde, das Getöse, daß wer ruhen und träumen gewollt, um seiner wilden Eintönigkeit willen wie bei einem Schlaflied tiefer als je entschlummern konnte. Und die Alten schliefen auch fest und tief in lichten Träumen, denn der Wein ging in ihren Adern um und machte Jugend und Hoffnungen auf dem Grunde lebendig, die längst vergessen doch wieder zum Grunde tauchen mußten. Und Pauline fühlte weder Frost noch Angst. Es war ihre Lust, daß die jungen Kerle hinaus waren auf Abenteuer. Es war wie ein Nachttier in ihr aufgewacht, das den ganzen Tag in ihren Tiefen schlummerte. Und sie empfand ein sinnloses und starkes Verlangen. Im Grunde war sie auch nicht unnahbar, sie glühte. Es fieberte in ihr, wenn sie so im bloßen Hemde und Rock an der Tür stand, und sie fühlte wie traumwandelnd sich der Gewalt hingegen, wenn der wilde Sturm sie erfaßte, in ihren Rock fuhr und ihn haufchte — und sie fühlte und tastete traumverloren an ihren jungen Brüsten, zart und heimlich, und empfand Wollust, ohne sie zu kennen. Und dann schlich sie wieder in ihr Bett. Und wie eine sinnlos wilde Gewalt umfing sie im halben Traume, daß sie jähzornig aufschrie und sich wehrte gegen die Taste, die sie um Leib und Brust und Hüften zu fühlen schien. „Um Gott!“ — solch ein peinigendes, heißes Auflohen, in das sie nun wachend und träumend gestellt war. Und sie sah auch immer des August Miene, der wie ein Tier in sie verliebt

war. Nun war er hinaus — beide ganz nach ihrem Wunsch und Willen. — Und sie erhob sich zum dritten Male und schlich die Treppe im tiefen Dunkel — und ihr Herz schlug in allen Pulsen in jedem Gliede, hindurch durch alles, daß sie nichts vernahm, nur wie ausgefüllt war vom heimlichen Pochen der Begierden, daß sie am liebsten aufgeschrien hätte vor wilder Berausung. So brannte ziellos das Lebensfeuer in ihrer jungen Armut und Enge und versengte ihre stolze Seele. Und sie stand und sann im Türrahmen der Hütte, sturmmumtost — sie sann. — „Warum stehe ich hier?“ fragte sie sich plötzlich wie im Unbegreiflichen. Mein Himmel, warum stand sie immer wieder wie ein lüsteres Nachtthier und lauschte, während die Jungen tiefer und tiefer, ferner und ferner verschwunden waren . . .

Dort, wo das Weißwasser zu Tale rinnt, schäumend unter Schnee und Eise, waren sie sicher ins Dorf gelangt, die Laternen nun gänzlich verborgen. Tief im Schnee, unter den alten Linden, die wie in Greuel rätselhaft in die Nacht gereckt, schneeverweht aufragten, lag der Gasthof zur Eiche in tiefem Schlaf, machtvoll körperlich und schwarz aus Schnee heraus, das Dach mächtiger und größer, als es ihnen je erschienen war. Es fiel ihnen ein, wie sie schon manchmal am Schänksims gestanden und sich einen Schnaps hatten einschenken lassen, und es fiel ihnen auch der sichere Wirt ein, ein junger dünkelfafter, sich fühlender Fuhrmannssohn — der geerbt hatte, schon fett geworden war und auch eine fette Frau besaß. Das alles ließ kein Bedenken aufkommen. Sie hatten zur Vorsorge Leimpapier mitgebracht, das sie auf dem Kellerfenster anbringen woll-

ten, und sich unterwegs falsche Bärte um die jungen Gesichter gebunden, in denen jetzt der Schnee hing. — Sie konnten kaum noch lachen, so spannte es sie. — Und sie rückten noch einmal daran und schlichen dann nahe. Nichts war zu sehen und zu hören in der ganzen nächtlichen, tosenden Kunde. Nur der Brunnentrog direkt am Hause plätscherte, und die Lüfte rasten. Und sie schlichen weiter und besahen sich genau das kleine Fenster, das in den Keller ging. Haha, ja, es war gut durchzukommen. Es hatte sich eine Schneelawine hineingeborgen, die sie rasch beseitigten. Aber es war ihnen doch ein wenig in die Glieder gefahren. Ermüdet von dem Stapfen, wie sie waren, und weil ihnen auch der Sturm mehrmals mit Schneewirbeln den Atem nahm. Ernst mußte sich einen Augenblick wirklich an der Hauswand anhalten, weil es ihn wie eine Ohnmacht plötzlich zu bedrohen schien, und dann auch Phantasien in seinen Lauf kamen, die ihn am klaren Sehen hinderten. Obwohl die Blendlaterne nun schnurgerade und sicher den Schein nur auf das kleine Fenster warf. Ernst stand ein Weilchen, aber er ermannte sich. August arbeitete. Wenn August einmal bei der Arbeit war, dann gab es kein Aufhören. Er war schon längst mit dem Leimpapier, was Pauline gemacht hatte, daran, das Fenster einzudrücken. Und wirklich nicht ein Knicken, nicht ein Laut. Alles blieb heimlich. Die Nacht war unbarmherzig und eisig und wildschütternd und ließ alles zu, verdeckte alles mit Schnee, der sich schnell von neuem zusammenschob vor dem Fenster, und es umheulte sie ein tausendstimmiges Brausen aus den Hängen. Ernst war auch schnell entschlossen. Er ergriff seine Trage und stellte sie durch das Fenster hinein

— eine sichere Bewegung — und dann eilig wie eine Eich-
kage hinunter in den Kellerraum — wo Fässer und Fla-
schen im Schein der Laterne schattenzuckend aufwachten — :
„Eins — zwei — drei —“, er zählte sie mechanisch —
vieles brauchte er nicht. Aber es lockte ihn doch. Er ging
auf den Zehen den ganzen Keller durch, lüstern und neu-
gierig — trank eine Flasche Lagerbier leer — nahm zwei
Eier, die er ausschlürfte — aß ein Stück Butter ohne
Brot herunter, ganz gierig — nahm auch eine Speckseite
vom Haken, in die er einmal kräftig hineinbiß, ehe er sie
in seinen Korb schob — es war ihm gar nicht, als ob er
stehle, heimlich und sicher war's ihm nun, und kräftig
fühlte er sich, daß er Augusten zuzurufen wagte, der drau-
ßen stand und nur wartete, daß die Sache bald ein Ende
hätte. — Aber August schien der Ruf schon zu beunruhigen
— er rief mehrmals leise hinein: „Ernst — schnell! —
mach' schnell — 's is Zeit“ — es schien auch tatsächlich drin-
nen in den Flurfenstern jetzt hell aufzublitzen. — „Don-
ner, Hagel“, entfuhr es dem draußen, und er rief hastiger:
„Ernst — Ernst.“ — Und Ernst packte einige Flaschen
und versteckte sie im Stroh seiner Trage und war immer
noch in großer Ruhe. Da fiel ein Stück Kalk mit Geklirr
von der Kellerwand und machte ein Getöse, daß ihn die
Sorge ganz plötzlich angriff — und er sich sogleich hinaus
ins Freie schwang. „Donner, Hagel“, fauste ihm August
noch einmal seine Angst entgegen, die der Sturm zerflat-
terte — und schon hatten beide gemeinsam den Korb er-
griffen und liefen, die Laternen nur für ihren Weg ge-
brauchend, der Höhe zu. Aber hinter ihnen drein kam jetzt
ebenso schnell ein mächtiger Schatten im weiten Laternen-

schein und stapfte, sie einzuholen. Ernst schrie leise: „Ni stihn bleiben! Wenn 'r nahe kimmt, kriegt 'r a Ding.“ Und sie liefen noch hundert Meter, da konnten sie einen watenden Mann deutlich erkennen. Sie begannen zu zögern. Sie waren vor Aufregung ganz sinnlos geworden und wußten nicht gleich, was tun, wie nun der einsame Schein ihnen durch Nacht und Schnee immer näher kam. Aber sie waren auch gleich auf alles gefaßt und ganz unberechenbar. Ohne Übereinkunft waren sie stehen geblieben. Sie zogen sich die Bärte noch fester und machten sich klein. Sie lauerten nur, wie sich der einzelne Kerl immer unverschämter mit seiner Laterne näherte.

„Schlag zu, August!“

Er war kaum heran. — Ernst hatte ihm gleich einen Schlag versetzt, der ganz ins Unbestimmte ging, und die beiden Jungen befanden sich längst schon wieder tief im Schnee watend — und schleppten und keuchten — und niemand war mehr hinter ihnen . . .

Im Tal raste noch immer tollster Aufruhr. Brandfinsternis lag an den Hängen. Kein Menschenruf, kein Licht, kein Stern — nur Schneewirbel und wilder Nachtsturm toste und brandete, und die beiden Alten im Häuschen waren aus ihren Träumen nicht aufgewacht. Der alte, müde, graue Arbeitsmann und die bleiche, stille, fromme Frau — beide fühlten nicht Schmerzen, nur den Wein in den Gliedern, der in ihnen in fernen Jugendfreuden umging. Und Pauline stand im Türrahmen und leuchtete in die Nacht, zitternd und bebend, weil sie im Sturm keine Ruhe gefunden — und der Hund fing zu winseln an. Sie streichelte ihn, weil sie jetzt wußte, daß die

Jungen heimkamen. Sie hielt den Hund still, daß er sich demütig schmiegte und keinen Laut mehr von sich gab. Dann schlichen alle drei hinein ins Haus und über die Treppe, heimlich und bebend. — „Verflucht — das heeßt — aber — das war a Ding“, flüsterte Ernst pfiffig, und August sah nur Pauline und sie ihn an — und sie fröstelte und klapperte mit den Zähnen, wie sie alle dreie in Paulinens Kammer schlichen. Pauline brannte heimlich. „Schaff 's ei dei Luch“, sagte sie zu Ernst, als er den Korb bei ihr verstecken wollte. Ernst gehorchte — den Korb zu sich hinübertragend, sorgsam auf Zehen, weil August und er die Stiefeln vor der Haustür abgezogen. Und Pauline ließ ihren Rock fallen und fror und zitterte, wie August verliebt wie ein Tier sich nach ihr umfah, unterdessen er phlegmatisch seine Kleider an die Wand hing. Aber er ward hastig und aufgereggt, wie sie im Hemde in ihr Bett kroch. — Sie zitterte in wilder Ungeduld. Er warf alles vollends hin. — „Du hust's warm eim Bette“ — sagte er nur, wie sie ihn unter die Decke nahm, wortlos, weil ihr die begehrlische Hast den Atem zum Sprechen erstickte. Das laute Schnarchen des Alten drang zwischen dem dumpfen, fernen Sturme nun nahe durch die Diele herauf.

„August — kumm ock — August —“ rief leise Ernst's Stimme. Dann noch einmal wütend — „August!“ dann gleichgültig, wie für sich: „ha, ha! nu — 's is a fu au gut! —“ Damit verkroch sich auch Ernst wie ein Hund in sein knackendes Strohlager, und die Bradlerhütte lag stumm und in Träumen.

Stummer Wandel

Unten im Tale lag ihre Väterei, ein uraltes Bauernhaus, mächtig, mit langer Front und ungeheuerem Dachausbau, ein Giebel breit und hoch unter einem alten, nun halb zerborstenen Pappelbaum. In weißem Grunde die Balken in Schwarz daß das Holzgeäder die Wände in Felder einteilte — die durchsetzt waren mit schwarzen Querbändern, und in den mächtigen Wänden kleine Bauernfenster zu ebener Erde und oben, wo die leeren Stuben unheimlich sich dehnten, in deren einer allerhand Gold- und Silberkränze unter Glas und Rahmen hingen, in deren anderen Stroh herum lag, und nichts stand, als ein alter, zerbrochener Schrank, ein bunter Schub mit einem Brautkranz und Brautkleid der Großmutter drin — nichts sonst — und wo im Winter die alte, fromme Großmutter Gebauer ihre Birnen und Äpfel auf Stroh hinbreitete, lange mit gefalteten Händen besichtigte und Gott für den Segen dankte. Und oben war ein weiter, weiter, schier endlos scheinender Dachraum, hoch — und die Bretter im ganzen Hause krachten, wenn man hinaufstieg, und es war dunkel und öde, daß Eva sich hinter der Groß-

mutter dicke Röcke einhufchte, und die Großmutter fast schalt, wenn sie dabei im Gehen behindert war, und beide, sie und die Magd, den Wäschekorb auf der Treppe abhocken mußten. Und um das Haus, dem der Großvater noch einen neueren Scheunenbau mit Stall vor die Tür gesetzt hatte, lag in grauem Mauerwerk ein mächtiger Obstgarten — und weit und breit Felder — nichts sonst. Ein Knecht oder eine Magd mußten mit Eva hinüber in die Schule, sonst war sie daheim, und um die alte ernste Frau herum, hatte ihr Lamm und ihren Kaninchenstall und legte schon dort jedes Geschehnis zum Leid und zur Trauer aus.

Die alten Gebauerleute waren in der ganzen Umgegend — rundum — mit besonderer Andacht betrachtet. Nicht nur, weil beide, er ein hagerer, bartloser, vorgebeugter Mann, der nicht viel sprach, aber oft ein Bibelwort, womit er zum Himmel mahnte, und sie eine eilige, sinnige und doch wirtschaftliche Alte, die immer ein Air besaß, wirklich fromm waren. Nein, vor allem, weil man wußte, daß trotz Redlichkeit und Wohlstand, trotz Milde und Frömmigkeit in ihrem Hause der Tod Jugend um Jugend eingeheimst und ihnen nichts, als nur diese kleine Eva gelassen hatte, der jüngsten Tochter jüngste Lebensfrucht. Und eine ungeheure Sorglichkeit umgab nun das Kind. Bauerleute — aber Eva mußte vor Wind und Wetter geschützt werden und durfte nicht barfuß in den Sommergarten. Und die alte peinliche Großmutter mahnte an ihr herum: zärtlich und auf sich angewiesen — und tausendmal unmutig und zag, wie das kleine Mädchen mit dem schmalen Gesicht und den erschrockenen Fischeugen immer schon als Kind gewesen war. Und der alte Mann, der im übrigen

sonst tätig und frisch aussehend und mit den Knechten um die Wette im Erntetrubel sich in Schweiß brachte mit der Sense oder beim Aufladen der Garben, der Alte wurde zum Kinde und spielte den Klagenden, wenn Evchen in heller Angst zu ihm lief, einmal, als die Ratte ein weißes Kaninchen buchstäblich bei lebendigem Leibe angefressen. Eva hatte an diesem Tage zum ersten Male die ganze Welt ein Jammertal geschienen, und sie sah lange die helle Sonne nicht, so rannen ihre Tränen — so sehnte sie sich von der Zeit an nach etwas, zu dem sie weder bei Großvater noch Großmutter einen Weg fand.

Und in dem alten, mächtigen Siebelhause, das weithin in aller Ebene sichtbar ragte, ging ein frommer Geist um. Morgens und abends traten in die weite Eckstube, deren Diele immer weiß war und mit lichtem Sand bestreut, die sonnverbrannten Knechte, lustige Kerle, die die Mägde hinterm Heuwagen um die Hüften griffen und würgten und drückten, mit fromm erstarrten Gesichtern ein, und die roterhitzten, derben Mädels kamen aus dem Kuhstall und vom Mist, machten auf den Steinfliesen vor der Tür noch in Hast ein bisschen Ordnung in ihre Gewandung, die luftig und bequem an ihnen herumhing, ließen wohl einen geschürzten Kittel über die dicken Waden tiefer nieder, und alles sah gleich auf den ernstesten alten Gebauer, der nun, ein Käppchen wie ein geistlicher Herr auf seinem grauen Haar, Gesangbuch und Bibel aufschlug und dann feierlich und lang gedehnt vorlas: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln . . .“ Bis er zum Singen kam, und Eva nur hinter der Großmutter verborgen hervorlugte, und die ernstesten, größten, singenden, aufgerissenen

Münder der Gesindeschar um die Thür anstaunte, wie sie vor sich starrten, und rauhes, grelles Getöse die Stube bis in den Hof widerhallen machte. So war es in dem Hofe morgens und abends. — Und über der großen Schüssel, die die Magd oder Frau Gebauer selber auf den Tisch trug, rief der alte Mann auch den Segen Gottes an — und es ging stumm und streng zu.

So war es gewesen. So war Eva einsam herangewachsen, ein Kind einer früh gewelkten Mutter — und eine Enkelin von alten Großeltern, die sich in der Trennung von allem Lieben auf Erden hatten ganz an himmlische Tröstungen gewöhnen müssen, das Kind hinnehmend, daß sie es auch nur dem Himmel erzögen. —

Gebauers waren nun längst tot. Im Gebirgsdorf, wo jetzt Eva die Frau eines einfachen Mannes war, kannte man sie. Daß sie so im Kleinen und Armlichen saß, war ihr nicht unbequem — im Grunde sogar gleichgültig. Die Alten hatten die Bäuerei zurückgelassen und ein frommer Tischler hatte Eva geheiratet. Ein wunderbares, heiliges Paar sollten sie schon geschienen sein, als sie im Brautkranz aus dem alten, hohen Hause ging und in die Kirche trat. Alle standen drum herum, auch Gespielinnen. Aber eine Nonne, die man einkleidet, konnte nicht erstaunter und weiter hinblicken, als wenn sie am Horizonte eine Vision sähe und die Erde ringsum nicht. Sie hatte sich auch ein schwarzes Kleid in Seide gewählt, die Myrten allein blühten fröhlich in ihren reichen Haaren. Und bei der Hochzeit betete man über dem Mahle anfangs und zu Ende. Und fromme Gesichter, wenige alte und noch weniger junge, die lachen wollten, aber doch auch ernst ausfahen, wie die

Knechte und Mägde, wenn sie in der Alten Zimmer eintraten zum Tagessegen. Und Eva saß, und Speise und Trank genoß man fast stumm, ehe die Brautleute heimfuhren. Eine ganz eigene Feier. Nur selten, daß ein Junger einmal mit einer Brautjungfer zu lachen wagte, danach gleich wieder verstummte, so wenig schien es jedem schließlich am Plaze. Das Leben heiter spinnen, froh, im Frühling, wie es Gott gegeben hat, so sich umfangend in Glut und Liebe, daß aus den Leibern und Seelen neue schöne, tätige Leiber und Seelen aufwachen aus dem großen, aus dem zuverlässigen Gottesgrunde, war ganz vergessen — daß jener Ewige selbst lacht mit dem reichsten, seligsten Lachen, wenn er die Augen der Menschen einander zuwendet, daß sie sich leuchtend finden — und Schicksale in eins binden, daß sie Mutter und Vater werden für eine lange Ewigkeit — alles schien vergessen — nichts klang, als stummer Ernst und eine welke Lebenstrauer und ein feierliches Beten: so folgte man dem Brautpaar zum Wagen.

Und nun wohnten die beiden seit fünfzehn Jahren oben in dem Gebirgsdorf und lebten still, und alle achteten sie von ferne — er ein Geselle bei einem Meister, der eine weite Werkstatt besaß, tüchtig und redlich in der Arbeit, pünktlich und geschickt, und sie daheim, in einer kleinen Bäuerei zur Miete oben im Dachgiebel, wo Stube und Kammer Raum genug boten für ihr stummes Vorsichschauen, mit dem sie doch gar keine Erde und fast keine Menschen sah.

Denn es war unendlich seltsam: so jungfräulich sie auch noch um die Alten gewesen war, so bestimmt und furchtlos

sie einherging in den Zeiten, daß zu den Alten der Tod eintrat, und sie jedem, zuerst dem Großvater Gebauer und dann der Großmutter, die beide selig starben mit Frieden im Angesicht, die Augen mit weichem Finger zugedrückt; seit sie mit dem Manne lebte, war sie fast ganz erstarrt und zu einer steinernen Maske geworden. Und wer sie sah, begriff nicht, daß ein Leben so jung, Monat um Monat, Jahr um Jahr hinstreichen konnte so im Vor-sich-hin-sehen und Welt und Menschen nicht erkennen. Stumm und starr ging sie — und ihre Augen sahen stundenlang in eine Ecke, während sie ihre kleine Arbeit tat, so lange der Mann auswärts war. Stumm und starr ging sie und Schritt um Schritt, als wenn selbst ein frisches Tempo im Lauf ihrer Seele wehe getan. Stumm und starr saß sie im Jahre mehrmals auf den Gräbern unten im Thal, wo die ganze Reihe Gebauer noch in Steinbegräbnissen lagen, und starrte nieder, und keine Miene bewegte sich in dem ernststen Staunen ihrer wasserhellen, jungen Augen. Stumm und starr kam sie näher. Ein jeder erkannte sie an der Behutsamkeit ihres Ganges. Ein jeder grüßte sie und wußte, daß ein versonnenes Lächeln leise, wie man Hauch in kühle Luft hinweht, kaum aufwachend auch schon wie ein Unbegreifliches ihr selbst entschwinden würde. Und so war es auch. Denn wenn sie heimkam, hielt sie leise ihre Andacht und blickte zu Gott empor, der ihr wohl ein eisgrauer Gott geschienen, schon als der Großvater ihm mit gemessener Würde nur begegnen mußte und sich wohl hütete, einen falschen Tritt ins Derbe, Irdische vor ihm zu wagen.

Und Frau Eudler hatte ein Kind bekommen. Leiden der Mutter ertrug sie gern. Die Schmerzen, die ihren zarten

Leib fast zerrissen, so daß sie noch blasser und schmaler war und sich lange nicht erholen konnte, achtete sie nicht. Und das Kind liebte sie noch viel mehr als Gebauers sie geliebt. Und sie herzte und küßte es, manchmal schier, daß das junge Leben an ihrer Inbrunst in Gefahr war. Und sorgte, und redete heimlich mit ihm. Und wenn der Mann kam, standen beide, wie Maria und Josef, heilig vor der Krippe und blickten stumm hinein ohne zu reden: der Endler, der gütig und männlich ausah, mit rotem Vollbart, und wohl wie ein Zimmermann oder ein Jünger ausgehen haben mochte. Nur einsam ging es zu auch dabei. Man hatte es getauft und eine Frau und einen Mann seines Handwerks gebeten, Gevatter zu sein. Alte Leute. Und die hielten die Kleine, die auch Eva heißen sollte, über den Taufstein. Die Feier war fast noch seltsamer, wie der Endlerleute Hochzeit. Man hatte ein Kind empfangen und wollte es nun dem Himmel weihen. Jetzt bestimmter als je begann sich Frau Endler ihren Gott zu malen, und jetzt kam es ihr auch bestimmter auf wie eine Furcht vor ihm. Und Menschen, die sie in den Jahren, wo das Kind kränkelte um der Zähne willen, begegneten, wollen in ihrem bleichen, fremden Gesicht einen Zug von Schrecken gewahrt worden sein, der dem Staunen sich zugemischt, und der jeden auch wie eine Frage verfolgte über das Menschenleben, jedesmal wenn man ihr begegnet war. Aber ihr Gott war nicht so grausam. Er nahm ihr das Kind nicht. Es wuchs. Es wurde ein rothaariges, frisches Kind, dem Vater nach. Es gewann Lust und Laune, und man hörte Lachen oben in der Giebelstube. Das muß der Mutter gute Zeit gewesen sein. Denn sie durfte es ja wohl fünf,

sechs Jahre in ihrer Einsamkeit hegen und es heimlich mit lichterem Hoffnungen anstaunen und es schier in Inbrunst küssen, als wollte ihre Liebe und ihr Festhalten an diesem einzigen Blut und Leben, wofür sie noch Augen und Ohren und alle Selbstvergessenheit besaß, keine Grenzen finden. Und in der Zeit hatte sie auch die Gräber unten im Thal ganz vergessen. Man sah sie kaum noch auf einem Gange. Frühlinge kamen ins Land. Sie saß unter einem Apfelbaum im Bauerngarten und sah stumm in den Kinderwagen, der vor ihr stand und wo Eva schlief, und sann nicht, w a r in sich selig, wie die Blütenblättchen ihr Kind bestäubten. Und wenn es schrie, entblößte sie ihre kleine Brust und legte ihren winzigen Schreihals weich daran und sann in sich nicht, sie f ü h l t e selig, wie aus ihrem Blut Leben und Liebe in den kleinen, gierigen Saugemund hineinrann. Und wie es größer wurde, saß das Kind schon zu ihren Füßen in Betten im Grase — immer unter demselben alten Apfelbaum, und sie machte ihm Maienkränze ums Haupt und versuchte sich selbst zu schmücken, leise und heimlich — für das Kleine, das dann der Mutter herzhaft zulachte und mit den Händen in der Luft schlug — und ein seltsames Gefühl von Hoffnungslosigkeit war in ihren Mienen, wenn sie sich so ganz vor Kind und Apfelbaum und höchstens noch dem guten, schwarzen Pudel aus der Bäuerei vergessen konnte. Nur wenn der Bauer oder die Bäuerin zu ihr treten wollten, hastig nahm sie ihren Kranz herunter und legte ihn neben sich auf die Holzbank — und wenn einer mit ihr zu reden wagte, dann war sie lieb, aber die Worte wollten nicht recht kommen. Es schoß Röthe in ihr zartes Blut, und man wußte nicht viel anzufangen,

als nun auch das Kind zu nehmen und es einmal in die Lüfte zu schwenken, was wenigstens der Bauer tun konnte, jedesmal, daß Frau Endler dann empor sah mit einer Angst, als könnte man ihr das Kind rauben. Deshalb auch saß sie da unten fast immer allein. Ja — und sie war nie glücklicher im Leben, als dort allein. Sie war eine Mutter mit aller heimlichen Seligkeit im Herzen. Nun als sie sah, daß da ein rosig Leben ihrem Leibe entwachsen war, das ihr Sinn und Hoffnungen gab, Freuden, nie gekannte, vom Tragen und Sich-schwer-fühlen wie eine reife Frucht, durch alle die heißen Schmerzen, die so ahnungsweit wohlgetan, und die Schicksale sind und sich in die Sonne hineinmischen, wie die Dunkelöne der Nacht, bis zum Entzücken, wo sie die Hüllen von der weichen Brust genommen, die so weich und weiß nur dem Kinde und seinem ersten Erdenglücke entgegengewachsen war — ja — nun bewegte sie sogar heimlich wie eine Sinnenfreude, wenn sie an ihres Mannes Liebe dachte. Und Leute, die aus der Bauernstube verstoßen durch die Fenster sahen, um sie zu beobachten, wollen gesehen haben, daß sie mit Maßliebchen, wie junge Bräute spielte — und sie zerpfückte und murmelte . . .

Diese Zeit war auch hingegangen. Endler hatte den Sarg für Evchen selbst gemacht. Und Frau Endler lebte wieder allein. Man sah sie viel auf den Kirchhof gehen, wo ihr Kind lag. Sie hatte nicht geweint. Nur das Staunen in ihren Augen war schier unbegreiflich groß geworden. Die Fischeaugen, hell wie Wasser, sahen fast grausam drein — und doch lag auch Hingabe und Demut drin. Und dann, wenn sie ein Geräusch schreckte, oder

wenn jemand sie grüßte, den sie, wenn er herankam, in ihrer tiefen Versunkenheit nicht gesehen hatte, dann fuhr sie fast zusammen. Und wenn sie gütig sehen wollte, war es nur wie eine Angst, die über ihre Züge huschte, wie ein Hauch, den man hinweht. — Und beide nun, Endler und Gebauers Enkelin, lebten still und fromm — nur in der letzten Zeit soll sie nicht mehr genug gegessen und getrunken haben. Es war ihr alles so gleichgültig geworden.

Endler war ein frommer Mann. Er war tätig und gewann immer wieder auch Leben unter die Füße. Er tröstete sie auch. Wenn Furcht und Angst vor Gott in sie kam, sagte er ihr, daß es ein guter Gott wäre, daß uns ein Vater im Himmel lebe, der Eva und alle zu sich nehme, und sie glaubte ihm und lächelte ihm zu, sanft und stumm. Und wenn er versuchte, sie aufzuwecken aus ihrem Starren, und er ihr zu essen und zu trinken brachte — es ging nichts Rechtes mehr ein in sie. Sie magerte ganz ab. Er versuchte es mit Arzt und Pflege. Das Leben in ihr war zu gleichgültig geworden gegen das Irdische. Sie fing sich an zu sehnen, wie sie sich erinnerte damals zum ersten Male gesehnt zu haben, als die Ratte ihr weißes Kaninchen bei lebendigem Leibe angefressen hatte. Sie lächelte verloren dem guten, frommen Pfleger zu — und nahm kaum noch einen Schluck Wasser, dann und wann einmal, wenn sie lange wie eine stumme Tote schon hingestreckt auf ihrem Bette dagelegen — bis man sie begrub.

Schadenfeuer

Erstes Kapitel

Die Bäuerin war ungewöhnlich zart und klein — und hatte einen ganz feinen, städtischen Ton — wer einmal in die Stube blickte zur Rechten nach Eingang in den steinigen, dunklen Hausflur, wo sie unter der rauchigen, niedrigen Balkendecke mit freien Armen, den braunen Lodenkittel geschürzt, stand und kochte und Kartoffeln fürs Vieh in den Schälfern vor der Ofenbank dampfend brühte — und um die Mahlzeiten den gewaschenen Esstisch in der Stubenecke zwischen den niedrigen Fenstern bediente.

Und wie sie, war auch ihre jüngere Tochter. Die ging um Mutter und Vater gar nicht sonst wie in einer Bauernwirtschaft, ganz zärtlich und lieblich. Und ob sie gleich mit ihren fünfzehn Jahren tüchtig half zwischen Stall und Kochherd und schwere Arbeit nicht ansah, so wenig als die zarte Mutter, so war ihr Wesen nicht straffer, ihre Miene nicht in der Arbeitshast harsch, ihre Hände sogar waren gar nicht derb geworden.

Es war ein wunderliches Wesen in dem kleinen Bauernhofe, das aus Mutter und der Jüngsten kam und jeden gewann, der einmal in die niedrige, große Stub hinein sah.

Sie hießen Matteredne und waren im Orte gut angesehen.

Der alte Matteredne war ein Wirt, wie man sagte, und dazu auch ein guter Hausvater. Ein magerer, kleiner Mann mit einem Kranz ergrauter Borsten um Backen und Kinn in seinem roten, frischen, zähen Gesichte. Wenn er lachte, zeigte er einige Zähne, die ungleichmäßig groß waren, und sogar das Zahnfleisch sah man rosig glänzen.

Er hatte alles in bester Ordnung. Es gab keinen Kummer in der großen Bauernstube. Was man brauchte, hatte er — und gab und sparte noch — und außerdem war er ein Freund der Ruhe und des Friedens. Das wußte man im Orte, und man achtete ihn. Jeder im Orte, auch die Kinder, grüßten ihn, trotz seiner leichten Verwachsenheit, die ihn beim Gehen von der Ferne ein wenig zwerghaft gedrückt erscheinen ließ.

Übrigens war dieser Schaden nicht schlimm. Man vergaß ihn ganz, wenn man seine vernünftige, kluge Rede, das Sichere und Klare seiner Entschlüsse hörte und das wohlwollende Lächeln sah, das sein Zahnfleisch glänzen machte.

Es gab einen anderen Bauern im Orte — den Melchen, der ein sehr grober Bauer war, vierschrötig, ein Mann, der seinen gelben Bullen mit ganzer Gelassenheit bändigen konnte, was Matteredne wohl bleiben lassen mußte, und der auch mehr Kindersorgen gehabt und mit Frau und Kindern nicht so gut und glatt weggekommen war. Der beneidete Matteredne und redete ihm trocken einiges nach.

Er rechnete ihm nach, daß er anfangs nicht so sicher

gestanden nach Vaters Erbe, und daß er es verstanden hätte, der Schwiegermutter rechtzeitig das Ihrige abzukaufen und so zum Schaden aller anderen Geschwister seiner Frau und auch zur Schwiegermutter eigenem Schaden und Abhängigkeit ein rechtes, schönes Teil fremden Gutes unter dem Scheine des Rechts nur an sich zu bringen. Mielchen meinte hämisch: „Hütet euch vor den reisenden Wölfen, die in Schafskleidern zu euch kommen“, wobei er mit verkniffenen Augen, laut lachend, die eine Schulter hob und den Wolf mit dem huckigen Nacken und dem etwas drein sitzenden Halse und Kopfe nachäffte.

Aber Neid und üble Nachrede fallen noch auf jeden ohn' Unterschied, wie der Tau am Herbstmorgen auf jeden Halm. Wie wäre es auch anders? Mielchen meinte sogar: „'s kimmt 'n an a Kindern heem, was 'r an seiner Schwiegermutter begangen hot.“ —

Matternes Haus war alt und niedrig. Ein eingesunkenes Dach aus grau verwitterten, rissigen Schindeln, die ewig nicht erneuert waren, und zwischen denen Moos wuchs, altertümlich mit einem Brunnenhäuschen vor der Haustür. Und drinnen war Frieden. Nach der Straße quer stand eine ebenso alte, wetterschiefe Scheune.

Im Hause war Frieden.

Auch wenn die Schwieger aus dem Dorfe kam, Frau Gewohn, fein säuberlich, fast auch zierlich und im Umschlagetuch mit Blumen auf schwarzem Grunde, so wie eine, die 's hat — war kein Streit. Frau Gewohn, die in den Sechzigen war, aber noch außer Massen beweglich, saß auf der Bank am Fenster und freute sich an der Tochter Glück und liebte die Kinder, vor allem die Kleine.

Aber heute kam sie und nahm Frau Matteredne auf die Seite, unterdessen Minna emsig den Stampfer in die Kartoffelschalen stieß und ein eintöniges Getöse die Stube erfüllte. Sie war schon mit besorgtem Gesicht eingetreten. Die ältere Tochter war zum Jahrmarkt unten im Tal, und der Vater mit ihr.

„Is 's denn wahr“, sagte sie heimlich zu Frau Matteredne im Winkel am Ofen — und sie flüsterten eifrig ineinander.

„Was denn?“

„Nu das mit Siegerten?“

„Ja, mach' a mal was.“

„Mach a mal was, du bist doch die Mutter.“ Frau Matteredne hatte auch einst parieren gemußt.

„'S Madel is aber ni zu Verstande zu bringen“, sagte Frau Matteredne vor sich hinsehend. „Die rennt an steernerne Wand durch, wenn se bloß das Mannsbild wittert.“

Auch Frau Gewohn sann.

„Was der bloß für'n Leumund hat“, sagte sie seufzend, und dann näherten sich die Augen der beiden von neuem.

„Und wenn 'r an Leumund hot: 'r hätt' eenen erschlagen, se läßt 'n nee.“

„Ich würd's 'r austreiben — duld't's denn der Vater?“

„Du kennst ja a Mann, wie er a Streit haßt, Mutter.“

„Nee, mein Gott, Streit! Streit! Wenn de Eltern 'n Willen haben, muß das Madel doch hören. Was wär' denn das für Streit.“

„Gesagt hot 'r 's ihr längst!“

„Se hört ni druff? Wißt du, was de Leute sagen?“

„Nu, ach Gott, Mutter, de Leute sagen viel.“

„Du brauchst 's ja ni zu glauben!“

„Und 's nußt au' nischt, wenn ich's au' wiß. Sag's 'm Vater selber, Mutter. Vielleicht versucht er's noch a mol.“

Sie gingen wieder auseinander. Frau Matteredne begann, den Butterschwengel zu ziehen, und Frau Gewohn holte eine Tüte aus der Tasche und schob Minna ein Bonbon in die Zähne, während die Zarte dastand und stampfte, mit der Mutter um die Wette lärmend, daß ihre weiche, fleckenlose Haut ganz rot wurde und ihre zärtlichen Augen in Blau ganz feurig lachten und doch fast gar nicht wie bäuerlich, weder die im Umschlagetuch, noch deren Tochter, noch deren jüngstes Jungfräulein.

Die alte Gewohn war übrigens nicht aus dem Bauernstande. Sie war aus der Stadt, wo ihr Mann Schuhe gemacht und schließlich mit einem Schuhladen ein schönes Geld ins Trockene gebracht, so daß sie dann, nachdem er gestorben war, in ihre Heimat zurückziehen und ein Häuschen hatte kaufen können, was allerdings bald danach dem Schwiegersohn gehört hatte. Und sie war eines Lehrers Tochter gewesen.

* *

*

Wie es längst Abend war, kam Matteredne mit Emma heim. Der Alte heiter und zu Späßen geneigt, ob man ihm auch nie ansah, wenn er einmal mit anderen Bauern zusammengesessen und über den Durst getrunken hatte. Er hatte ein Pferd gekauft, und er trat mit der Peitsche in der Rechten, indem er sie lässig auf den Boden stieß, wie ein Fuhrmann in die Stube.

Minna lachte leise, wie eine Zarte, und Mutter kam nur halb in Laune. Es ging nicht mit rechten Dingen zu.

„Nee, um Himmelswillen, Mann — was kimmt dir denn ei, du wirst wohl nächstens vierspännig fahren?“

Aber da sah sie auch schon Emma, die mit großen Rosen auf ihrem dunklen Hute und in einer bunten Verzierung am Rock, breit und selbstgefällig eintrat und den Siegert Paul mit hereinschleppte.

„Mutter, der Vater hot seine Genehmigung gega'n“, rief sie derb und mannstoll.

„O Jeses, nee Mann! Mann!“

„Kannst's gleeben, Mutter! — Nee! — Nu sa' ni erscht was“, rief Emma gutlaunig und lustig.

„Weib, mach ni erscht an Märde“, sagte nur der Vater.

„Nee, Vater, wer söllt' ock uf su was kummen“, sagte zögernd Frau Matteredne. „Da giht 'r nunter und werd vergnügt beim Schnapfe — und nu wär a su was fertig!“

„Mutterla, kumm amol har!“ Der Krumme nahm die zarte Frau gutmütig beiseite.

„Ju ju, Vater, erklär's ock der Mutter“, rief Emma.

Und der alte, heitere Krümmeling hatte sich breit an den Tisch gesetzt, die Schwebelampe brachte Emma erst gehörig in Brand. Die beiden Jungen standen dann, sich umfaßt haltend, über Eck, und Matteredne begann nun, wie sie mit Mielchen beredet hätten, die Steine aus ihrem Steinbruch selber für die Stadtpflasterungen abzufahren — gemeinsam — und daß Siegert Knecht bei ihm werden, und sich so am besten erweisen könnte.

„'S is doch ganz gut a su“, sagte Emma, ihren Bräutigam verlassend, der nur wie ein großer Herr seine Zigarre neu über der Lampe zu entzünden suchte, und sonst noch immer nicht das rechte Wort fand, weil er die kühle Luft, die von der Mutter wehte, und die scheue Miene der sanften Minna noch nicht ganz überwunden hatte.

„'S wird gihn, Herr Matteredne, — 's muß gihn“, sagte er nur plötzlich ganz überlegen — „und Geld — 's muß Geld brengen — ihr werd's amol sah'n.“

Emma war ein derbes Frauenzimmer, wie sie nun den Siegert Paul verliebt ansah — ganz anders als die beiden andern Frauen. Sie war wie eine richtige Kuhmagd, ihr Gesicht rund und rot — und schon ganz frauenhaft derb, und ihre Hüften breit, daß Mutter und Schwester sich dahinter verstecken konnten. Von Scheu und Scham stand nichts mehr in den eiligen, frischen Augen. Es war eine Arbeiterin — und eine Entschlossenheit wie von einem Grenadier lag in ihr. Wenn sie im Hause war, ging es energisch und hart zu, wo sie hinkam. Selbst die Kühe wichen aus, und der Hund vor der Haustür an der Kette. Sie war kurz gebunden und puffte und schlug, nicht in böser Absicht, aber ohne daß sie sich groß Gedanken machte. Die Mutter war eine stille Frau vor ihr und mußte sich vorsehen, und Minna stand dabei immer ein bischen von ferne. Nur der Vater konnte das Tüchtige und Grobe gerade brauchen, weil — nun weil eine Bauernwirtschaft Arme und Hände und auch einmal einen Fluch nicht entbehren kann. So ließ der Vater Emma gewähren. Außerdem war Emma flug genug in allem, Vater an der richtigen Seite zu finden. Sie hatte auch Meinungen über

den Viehstand, und gab Anregungen, und der Vater hörte auf sie.

Und sie lief, kaum heimgekommen, auch heute gleich geschäftig herum. Erst daß das neue Vieh ins Klare kam. Sie brachten ein Pferd mit. Sie hob gleich das gute Kleid hoch und steckte es unter die Schnürung, als sie hinaus und in den Mist trat, von Siegert begleitet, und es an der Kuhkrippe unter dem spinnwebigen Fenster, das im Laternenschein in allen Farben schillerte, anband. Der alte Falben war sozusagen schon ihr Eigentum. Und sie machte sich auch nichts draus, als Siegert ihr heimlich an die Röcke fuhr und sie in ihr Bein leise zwickte. So was war ihr schon öfter vorgekommen. Es war ja auch ihr Bräutigam. Und dann sah sie nach den Kühen und nach dem Ziegenbocke, der im Dunkel des Stalles meckerte. Sie hatte die Laterne auf den Schweinekoben gestellt, und alles ging rasch von der Hand. Auch eine derbe, leidenschaftliche Umarmung, wobei Siegert sie an den Brüsten nahm und drückte, ehe sie wieder aus der Stalltür in den dunklen Flur traten, Emma voran, laut und toll lachend, die Laterne so tief am Rock haltend, daß ihr breiter Schatten den Flur völlig dunkel machte. So traten sie beide wieder in die Stube zurück.

An diesem Abend war Matteredne wirklich auch in rechter Stimmung. Er brachte selbst noch eine Flasche, daß Mutter und die Jüngste die Unternehmung mitfeiern sollten — die Unternehmung mit dem Pferdekauf, die gleich auch die Verbindung zwischen Siegert und Emma so durchaus plausibel gemacht. Und weil Mutter und die Junge nur mit Staunen die Erregung sahen, aber nichts zu sagen

wagten, wie alle in der dämmerigen, niedrigen Stube um die Lampe saßen und der huckige Bauer, im ganzen Gesichte glänzend, eingoß — auch nicht die Sorgen, die Frau Gewohn eben erst ins Haus getragen, so fing auch Siegert an, in Laune zu kommen — recht zu prahlen — dem Alten das Pferd zu loben — breit zu erzählen, wie er mit Pferden umzugehen wüßte — immer redseliger und redseliger zu sein, allmählich auch Drolliges und Tolles aus andern Diensten bei Bauern auszukramen, auch Ausgelassenes und Rüdes von Bullen und Mägden — daß Emma und dem Alten und schließlich auch der Mutter das Lachen, oder wenigstens das Lächeln nicht mehr aus den Mienen kam. Nur Minna schlich sich schüchtern zur Mutter hin — und verkroch sich hinter ihr. — Ihr war es peinlich. Ihr schien es ganz unheimlich, so einen Prahlhans gar ins Haus zu lassen. Und es war ihr unbegreiflich, daß der Vater an dem Abend so herzlich lachen konnte, ganz wider seine sonstigen ernsten Gewohnheiten. Und wie der Alte endlich müde am Tische umsank, und Siegert, von Emma vor die Thür begleitet, endlich hinaus war, sagte sie leise zur Mutter: „Ich möcht'n ni, Mutter! Das sag ich, so eeenen ni.“ Und sie lag an dem Abend heimlich noch wach in ihrer Kammer, als die Große spät ihr Lager neben ihr auffuchte.

* *

*

An den folgenden Tagen war der Bauer mit dem Brettwagen in die Steinbrüche gefahren und die Jungen besorgten mit der Mutter daheim die Wirtschaft. Siegert schlief nicht im Gute. Er hatte seine Mutter im Orte,

eine ärmliche, elende Frau, und die bedurfte wenigstens morgens und abends seiner Hilfe. So sollte es auch einstweilen bleiben. Aber er war den ganzen Tag in Haus und Stall und Scheune des alten Matteredne. Ein derber Kerl, schlank und laut und das Gesicht mit Pockennarben, aber einem kräftigen, braunen Schnurrbart und mit frechen, dunklen Augen. Emma sah ihn hundertmal lachend an und griff ihm nach dem Barte und in die losen Haare, die er sich dann jedesmal ordnen mußte, während er ausgelassen und pfiffig tat. Ihr gefiel, daß es jetzt lauter im Hause herging. Sonst war nur sie es immer, die man hören konnte. Es schien, daß es auch dem alten Matteredne wohlgefiel. Niemals gab es ein Wort des Tadels aus seinem Munde, wenn es auch gleich der zarten Bäuerin tausendmal im Ohre wehe tat, lautes Geschrei und ewiges Gelache und das Prahlen und derbe Schimpfreden. Gar gemeine Wiße, wenn Emma und die fremde Bäuerin eine Ziege hielten und Siegert dann den Bock an der Kette aus dem Stalle zog. Und gellendes Lachen aus Emmas Munde, das gar nicht klang, als käme es aus Matterednes Gute herüber. Siegert war einer, der gar keine Empfindung hatte, was drinnen Mutter und Schwester bald für Pein fühlten, wie völlig er nach kurzer Zeit Emma schon zu sich gerissen — und roh gemacht hatte, was nur grob und derb in ihr gewesen war.

Und in kurzer Zeit ging in Matterednes Gut rein ein Fieber um. Siegert hatte sie bald alle unter. Die manns-tolle Emma nun schon gar. Aber auch die Mutter und die Junge, die wie verwirrt herum liefen, ganz eingeschüchtert waren und gar nicht wußten, was vorging.

„De Menschen reden viel, au' über mich“, sagte Matteredne nur, wenn jemand versuchte, ihn gegen den Schwiegersohn aufzuwiegeln. O, sie wußten schon, die beiden, wie sie es hatten anfangen müssen, nur den Vater für sich zu haben — und obendrein, wie sie aus ihm alles herauskriegten, was sie wünschten. Alles — Wagen und Pferd, und dann noch einen kleinen Spazierwagen, nicht schön — ganz abgenutzt, aber den man doch zum Markte gut nehmen konnte, um im eigenen Geschirr polternd und rasselnd in die Kleinstadt einzufahren. Sie hatten es nur zu erzählen brauchen, so halb in seinem Sinne. Es war fast, als ob es Matteredne wirklich schmeichelte, mit ihnen ein Herz und ein Sinn zu sein.

Warum auch nicht? Mit den Steinen, das ließ sich an. Matteredne verdiente dabei. Es war ein ganz guter Rat gewesen. Das Pferd brachte nicht übermäßig, aber es unterhielt sich. Das alles kam dazu. Warum sollte es nicht auch weiter gut werden, wenn gar Siegert im Hause wäre, als Mann vom Kinde? Er begriff Mutter nicht, daß sie nichts davon wissen wollte.

„'S is a Bauernkerl, fein sein hot 'r ni gelernt“, sagte Matteredne.

Aber was ging Matteredne auch das Feinsein an, wenn Siegert nur zu arbeiten verstand? Und das verstand er auch.

So war es und so blieb es eine lange Zeit. Es war laut im Hause und roh — und Mutter und Jüngste waren stumm und scheu — und der Vater, umschmeichelt, war heiter und fühlte sich — und die Jungen hantierten fleißig, schimpften und waren rüdig mit dem Vieh — und

heimlich hing sie an seinem Halse, und er drückte sie und versuchte, sie in den Dünger zu werfen, und quälte sie auch, daß sie schon manchmal böse wurde und sogar aus Wut einmal weinte.

* * *

Im ganzen Dorfe verstand man die Sache bald nicht. Man begriff nicht, daß Matteredne gar keine Augen hatte. Man begriff eben nicht, wie ein Schlauer einen Unschuldigen einwickeln und am Narrenseile des Lobes drehen und wenden kann, wie eine Puppe. Alle raunten längst lauter, was Frau Gewohn anfänglich leise gesagt hatte: „Ein Wilder, der einmal seinen Vater geschlagen, ein Kujon, der das Vieh quäle und die Pferde, die ihm anvertraut seien, heimlich ärtere. Ein Kerl, schlank und stark wie ein Stahl, aber einer, der nur drauf zu laufen wisse, bis er warm sitze und nicht mehr aus dem Pelze zu schütteln sei. Dann aber würde man sehen, was man für einen richtigen Vogel gefangen, und könnte versuchen, Schmach und Schulden abzuwaschen.

Auch die Bauern am gewaschenen Tisch unten in der Kirchschänke warnten Matteredne.

„D lußt mich ei Frieden. Kumpt mir ni wie de Alte — bringt 'r mir Zummheeten, war' ich mir'n kirren, verlußt euch.“ Damit war gar nichts zu machen. Es kam sogar die Zeit, daß aus freien Stücken der Bauer zu Emma sagte:

„Madel, mit Siegerts Mutter, das möcht au' geregelt war'n! Wenn mir jikt zwee Pfarde kriega, muß der Kerl doch ganz ei'm Hause sein.“

So kam er auch noch ins Haus — ganz — auch die Nächte. — Und den Bauern störte nichts mehr. Er selbst fand es angenehm, Pferde zu haben, so neben dem Wagen herzugehen, oder das Gespann mit dem jungen Kerle an der Seite mit Geklingel und Geklapper die Dorfstraße hinabfahren zu sehen. Und es war laut im Hause und rüdig — aber doch immer Frieden.

Das ging so mehrere Monate.

Und heimlich in der Nacht hatte Emma sich längst den Kerl zugelegt. Sie waren derb und drängten nach einander. „Mag es sein“, dachte der Bauer, und die Bäuerin hatte sich drein ergeben. Nur Minna verkroch sich und wurde rot vor Scham, wenn sie eine Gleichaltrige traf, die nach daheim fragte.

* * *

*

Da war eines schönen Tages im Oktober in Matterednes Hause zum ersten Male Zank. Es waren Schreiben gekommen, Rechnungen, Wechsel, was wußte die Mutter davon — jedenfalls Forderungen, die den Schwiegersohn betrafen und die der Vater nun schon mehrmals heimlich eingelöst hatte. Zuerst ohne was zu sagen. Dann mit Kopfkrauen und einem verworrenen Worte zur Mutter. Und nun wieder. Zum Teufel, das ging doch nicht. Und die Mutter begann sich aufzuraffen — schalt den Vater laut und heftig und mahnte ihn, um Gotteswillen nicht das Mädchel unglücklich zu machen. „Se werd unglücklich, se werd unglücklich mit su 'n Kerle, und wir alle zusammen mite. Du werst's schon sahn.“ Matteredne, kleinlauter, sann hin und her und beruhigte die Mutter —

überlegte und sagte, während er das Geld zitternd zu zählen versuchte: „Eemal noch, sprich ni weiter dervone, eemal noch —“. So geschah's. Das Geld wurde eingesandt, und die Sache blieb abgetan. Aber wenn auch Matteredne am Tische jetzt schon stummer saß und der Mutter Mienen voll Verachtung um den Tisch gingen, auch der Vater keinen Versuch machte, wie sonst sie witzig aufzuhellen, Siegert aß und trank und stopfte das Maul voll und lachte, bis auch Emma sich nicht halten konnte. In ihm war gar nichts zu spüren. „'S werd a Vater umbrengen, Mutter“, sagte er ganz dreist, „daß er das Wagel zahlt. Kommt ich derfire, daß ich bei dam Kerle a su viel ufladen mußte, daß Pford und Wagen sterzte? Was —?“ Und setzte dann, weil ihm die Alte gar keine Antwort gab, grob und höhnisch hinzu: „De Mutter möcht' an Prinzen ha'n, ei dei Bette, Emma — ni wuhr?“ Und Emma lachte und machte eine verächtliche Miene zur Mutter, und es blieb still. Und Siegert lachte noch einmal stoßweise. Und wie sich alles vom Tische erhob, und der Alte hinter dem „Boten“ stumm sitzen blieb — sagte Emma ganz rüpelig: „De Mutter kann ha'n wull'n, wen sie will, ich nahm, was mir paßt.“ Und beide gingen hinaus und machten im Laternenschein im Kuhstall ihre Arbeit — während es in der Stube stumm war und Mutter und der sanften Minna und sogar auch dem Vater nicht mehr recht geheuer.

* * *

Zu der Zeit kam einmal Matteredne heim von der Stadt. Er war allein unten gewesen, und Mutter und Minna

hatten ihn länger als sonst und in Sorge erwartet. Sie-
gert ging verstört im Hause herum und zankte mit Emma.
Emma saß im Stalle auf einer Schütte Stroh, barfuß
und lieberlich. Es war ihr alles ganz gleichgültig. Sie
weinte ein Mal über das andere Mal, und Siegert konnte
sich ein paarmal gar nicht fassen. Er hatte sie ergriffen und
an den Schultern geschüttelt, um endlich was aus ihr her-
auszukriegen. Und sie sagte nur: „Das könnt’st de wissa,
das dächt’ ich, könnt’st de wissa, das duld’ der Vater
nimme, a su gewiß, wie was, da jagt ’r dich naus.“ Und
er hatte sie immer wieder gefragt: „Werst du’s dulda?
Kannst du’s zuga’n, daß se mich nausja’n?“ Und sie hatte
nicht geantwortet und hatte geweint und sinnlos das und
das ergriffen und nach der Schecke gestoßen, die ihr un-
versehens zu nahe kam. „O mein Gott, was söllt ich tun?“
hatte sie nur hervorgestoßen. Die Mutter wagte nicht
dreinzureden, denn sie fürchtete sich vor Siegert, der nun im
Hause stand und so laut, daß die in der Stube es hören
sollten, brüllte: „Jagt mich ock naus, da werd’t ’r ’sch
amal sahn! Jagt mich ock naus, da söllt ’r mich aber richtig
kennen lernen, ihr hochmitiges Volk, ihr!“ und im Haus-
flur hin und her rannte, weil sie beide noch ganz freies
Feld daheim hatten, bis der Vater zurück kam. — Da trat
an dem Tage eine peinliche Stille ein, wie sie schon den
alten Kumpellkasten von Wagen mit seinen großen, al-
ten, klirrenden Scheiben langsam den Berg emporkommen
sahen. Es war plötzlich eine dumpfe Erwartung in allen.
Es war ja schon eine unheimliche Erwartung gewesen, daß
Matterne ohne sichtbaren Grund am Morgen plötzlich in
die Stadt gefahren war. Nun kehrte er wieder, das Gesicht

ganz bleich. Er sah ordentlich alt und eingefallen aus, und mußte sich beim Aussteigen aus dem Wagen, wo er ganz in Sinnen versunken, ganz achlos die Leine in der Hand, dumpf gebrütet hatte, einen ordentlichen Ruck geben, damit er nicht in sich zusammensank. Und er vergaß, zu grüßen. Er ging, vor sich hinstarrend, unschlüssig Schritt um Schritt in die Stube. Er stand lange am Tische ganz für sich und murmelte etwas — und die Kleine, das heißt Minna, sah ihn scheu an und ging in's Stübel und mußte ohne Grund dort zu weinen beginnen. Die Mutter wagte nicht, von ihrer Hantierung am Herde mit Löffeln für's Abendbrot aufzublicken. Sie war ganz scheu, und niemand sagte ein Wort. Und draußen half Emma ausspannen, mit Tränen, die sie runterschluckte oder die sie mit dem Handrücken von der Nase wischte, gleichgültig und erschüttert und erregt — und zugleich doch dem Siegert heimlich hingegeben, der plötzlich gute Miene machte, sie heimlich anfaßte und lustig in die Seite stieß. Aber der Alte stand noch. — Emma sah durch die Fenster und machte nur ein verzweifelttes Aussehen und duckte sich fast instinktmäßig, wie jemand, der einem Schlage ausweicht — denn nun kam der Alte, ohne die Mütze vom Kopf zu nehmen, ohne auch nur den Rock zu beachten, den schweren Filzrock, den er in der Stube fortwährend anbehielt, an die Türe zurück und sah zu, wie sie beide, Siegert und Emma, die Pferde in den Stall führten. Es war eine dumpfe Pein. Keiner sagte ein Wort. Keiner von ihnen wagte, den Alten anzusehen, wie er so im Rahmen der Türe stand und dumpf in ihre Arbeit hineinsah. Und seltsam, Siegert wagte auch nicht, sich zu wehren, als der Bauer ihm nahe trat, nach in

den Stall — nachdem er Emma, wie ein Büttel, der einen Verbrecher greifen will, plötzlich am Handgelenk ergriffen und aus dem Wege geschoben hatte, um sein Opfer richtig zu packen — : „Ich war dir — du — du — du —.“ Er konnte gar keine Worte finden. Der kleine, krumme, magere Mann lachte wie abwesend, aber er hatte doch fest zugegriffen und begann schon, den jungen Kerl zu würgen, der es sich ohne Worte gefallen ließ. Emma zitterte am ganzen Leibe und wußte nicht, was geschah. „Vater, um Himmelswillen“, flüsterte sie fast erstickt im Schreck. — Fast kein Wort wurde geredet. Ganz leise im Stall ging alles zu. Der Bauer hatte den Jungen in die Ecke des Stalles an die Krippe gedrückt, und ganz inbrünstig und leise raunte er ihm auch zu: „Wißt du — weswegen? Wißt du — weswegen? — A Tierschinder bist du — a Menschschinder bist du — a Betrüger bist du.“ — Siegert stöhnte nur. Da besann sich Matteredne plötzlich, ließ ihn los und sah seine Tochter an. „Und nu verstihst du — der Kerl kimmt nimme ei a Stall — der Kerl kimmt nimme ei's Haus — der Kerl kimmt nimme über die Schwelle. Amen!“ Und Siegert lag noch an der Krippe und wagte nicht, sich aufzurichten. Es war alles leise zugegangen. „Hol seine paar Lumpen runter, Madel, hierscht de —“

„Vater — Vater! wenn ich nu aber a Kind vo Siegerten ha“, begann sie herauszuschluchzen.

„Amen“, sagte er leise, „ich ha's gesagt, was zu sa'n is. — Ha' du Drillinge, meineswegen! — die gehiern ins — die wer'en mir ufziehn — der Kerl kimmt keen Schritt meh über de Schwelle, Amen!“ Und er sagte alles heimlich und sah zurück. „Hol de Lumpen, Madel — gib se 'n,

gib se 'n. B'reng mich ni erscht ins Sinnlose, Madel'', sagte er leidenschaftlich, weil sie noch immer dastand. Da begann sie sich langsam zu bewegen und kroch auf die Bodenkammer. Es dauerte eine Weile. — Drinnen und draußen wagte keiner, seine Stelle zu verlassen. Der alte, bleiche, verwachsene Bauer stand in seiner Türe und wartete. Emma kam wieder die Treppe nieder, und Siegert trat, Schritt um Schritt, mit feuernden Augen, die den Alten mit Haß traf, aus dem Stalle. Wie er seine Sachen noch verhalten in Empfang genommen, sagte er höhnisch: „Mei Weib bist de doch, Emma, — ich gib — wart ock — ich wer'sch euch schon beweisen.“

Emma wagte nichts zu sagen. Sie weinte nur. Siegert sah noch immer den Alten an, der unbewegt wie eine Kreidewand mit Kraft und Zorn im Türrahmen des Hauses stand. — So ging Siegert hinaus — seine paar Wäsche- und Kleiderlumpen im Arme, sich zum Gespött — und blieb noch im Dunkel der Straße mehrmals stehen und sah des Bauern Haus von der Ferne, in dem die Fenster hell waren und auch, daß der Bauer in Flausch und Mühe noch immer nicht in der Tür sich rührte. Erst wie Siegert das Dorf hinunter ins Dunkel verschwunden war, ging Matteredne in die Stube zurück, die Tochter in plötzlicher Entschlossenheit hinterdrein.

Zweites Kapitel

Mielchen hatte gesagt, es würde ihm an den Kindern heimkommen — und fast konnte man denken, daß es jetzt wahr wurde. In Matterednes Hause war unsäglich Kum-

mer und Aufregung Tag und Nacht. Wenn der Alte gedacht hatte, man könnte Emma nur so sagen: „Nun hier, zünd' die Sonne an und blas den Mond aus“, da hatte er sich grimmig in seiner Tochter verrechnet. Das Mädchel, das kaum auf die Zwanzig zuging und kräftiger war als je, daß sie es mit der ganzen Familie, der zarten Mutter und Schwester und dem verwachsenen Alten aufnehmen konnte, gab sich nicht mit dem „Mein und Amen“ des Vaters zugute. Erst versuchte sie, die Mutter zu gewinnen, und redete ein in sie, wie am andern Tage der Alte bleich, aber entschlossen und stumm an seine Arbeit ging. Dann versuchte sie, dem Alten selbst gute Worte zu geben. Während sie ihm half, die Falbe ins Deichselband zu ziehen, langsam und bedächtig, wie es das alte Tier nur leisten konnte, begann sie mit einer Entschlossenheit, die man bewundern mußte: „Vater, 's is gesagt — aber gihn tut's nee. Es gihnt nee, ich luf a nee, ich ha a Kind vo'n und luf a nee — a Weib trennt sich ni glei vo dem, der a Vater zum Kinde is. Das söllt'st de doch wissa.“

Der Alte war erstaunt und sah sie nur an.

„Kumm mir nee“, sagte er bloß, wie er sich in die Wagenkelle setzte und abfuhr. Die drinnen in der Wohnstube bekamen von Emma noch mehr zu hören.

„Der Vater denkt sich das leichte“, sagte sie. „Zust de gut, nu gut, da kumm, hufst de amol Übles getan — nu naus. Aber 's werd nischt draus, sag ich. Und wenn ich's sag, wiß ich, was ich sag. Ich will an Mann zu men'n Kinde ha'n, was andersch gibt's nee —“

Und wenn die kleine, nun ganz ängstliche Mutter ihr Vorstellungen machte: „Madel, der Vater — denkst de

denn — 's is infertwegen — dennerwegen — is 's od' dennerwegen. — Du wißt doch, daß er a Liederjahn is — nu hier a mal! was für enner! uf a Jahrmärkten hot er's Gescherre vo dam Pauer drüben stihn lo'n bis ei de Nacht vur'm Gasthause — und gespielt hot er — mit elenda Weibsbilder hot er's Geld vertrunka und dann alles unterschriebe. Ees kimmt nach 'm andern. Dann sein 'm de Pfarde durchgegangen, weil er a Mensch zu sich ei a Wagen nahm und — was — ? De Pfarde sein 'm a Berg nunter gerannt, ees tut, der Wagen azwee — nu hot der Vater wer wiß was stille gezahlt — und 's kumma immer neue — se wull'n Geld ha'n."

„A Liederjahn? 'S mag eener sein, gut, Mutter, ich gleeb's — und a grober mag's au' sein — ich gleeb's — 's is wuhr, alles gleeb ich, wenn se nu kumma und verlanga, wer wiß was — mit dem Vieche giht 'r au nee im, wie's sein söllte, das wiß ich. Mir kinnten's 'm ju austreiba. Aber 's is eemol der Vater und dar bleibt bei mir eim Hause, das sag' ich."

Und so ging es im Tone immer weiter. Emma war auffällig — den ganzen Tag wühlte sie der Gedanke um, wie sie die Alten umstimmen könnte. Und wo sie es möglich machen konnte, versuchte sie es von neuem, den Bann zu brechen. Der Bann lag auf allen.

Kann man denn denken, daß dem alten, angesehenen Bauern jezt wohl war. Er sah es sehr gut, was nun in Siegerten vorging. Der junge Kerl stand unten im Gasthause in der Stube und benahm sich großspurig, sprach laut und vermessen, wenn Matteredne sich an den Honoratiorentisch setzen wollte — und tausendmal lief er an Mat-

ternes Wirtschaft vorbei, um Emma von ferne zu grüßen und den Eltern ein Argernis zu sein. Es war eine Pein und eine ewige Unruhe. Und außerdem fing Mutter und die Jüngere sich an zu fürchten, denn Frau Gewohn kam jetzt wieder und berichtete allerhand, was man nicht so unmittelbar erleben konnte.

„Ich ha's euch von vornherein gesagt, das is a Bieser. Wenn der ni uf seine Rechnung kommt, fängt der Teufel an und kommt uf seine“, sagte sie. „Was das bloßig für a Kerl is. Nee, ihr Leute! — nu hört's aber gar uf. Matteredne mag sich ock in Obacht nehmen, der tut 'm noch amol was a! Der ja — der ja!“ Und dann wußte sie zu erzählen, wie er sich mit dem Mensche aus dem Gemeindehause schon 'rumwische und dort gestern gesehen worden sei.

„Was das für a Bräutigam wär' — o mein Himmel, nee, Madel, du sollt'st zu Verstande kommen. Au' wirklich“ — so ging's weiter.

Das hatte nun den Erfolg, daß Frau Matteredne den Vater um alles in der Welt bat, am Abend nicht mehr allein fortzugehen. Immer stand die Angst im Vordergrunde — und der Kerl heimlich irgendwo in der Nähe des Hauses hinter einem Holzhaufen oder Birnbaum. Matteredne lachte zwar höhlich, im Grunde begann es ihm auch unangenehm zu sein, und er begann sich heimlich zu fürchten. Aber das war auch in dem Alten alles. Wer etwa glaubte, damit würde er weicher und nachgiebiger werden, der hatte die Rechnung ohne den harten Kopf des Bauern gemacht. Um so mehr gewann in ihm Haß und Widerwille gegen den jungen Kerl die Oberhand. Der friedliche Mann, der keine großen Worte machen konnte, aber klar und be-

Sorge und Furcht kroch zum Grunde und war nur noch halb wach. Die Frau Gewohn selbst konnte einige Zeit nichts mehr finden, um aufzuwiegeln. Also, daß auch Frau Matteredne sorgloser und bald ohne jedwedes Mißtrauen die Hantierungen Emmas zuließ und ihre Wege nicht mehr besonders beaufsichtigte. Gewiß schlich noch manchmal der Schatten Siegerts vorüber. Junge Mädchen, Freundinnen Emmas, die dafür Augen hatten, sahen das. Aber die hüteten sich, darüber zu sprechen, weil sie es überdies durchaus begreiflich und interessant fanden, wenn er und sie in diesem Fall nicht nachgaben. — Und Emma ließ sich mit dem Zustand, wie sie ihn sich jetzt eingerichtet hatte, einstweilen genügen. Sie dachte, wenn erst die Zeit näher kommt und der Alte innerlich sich zufrieden gegeben, auch ein wenig Ärger und Zahlungen und Verluste vergessen hat, dann muß Siegert doch ins Haus zurück. Sie dachte da besonders auch an ihre Schwangerschaft und freute sich still, wenn sie merkte, wie ihr Leibesumfang wuchs, daß sie dem Vater allmählich ein mahnendes Bild beginnenden Muttertums und von Hilflosigkeit, die zur Sorglichkeit einläd, vor Augen sein würde. Übrigens war Emma in der Zeit ein viel milderer Mensch plötzlich. Sie nahm es sich nicht vor, es mochte wohl aus dem mütterlichen Blute in ihr kommen. Wohl noch mehr, weil in dem stillen Geiste, der ins Haus zurückkehrte, die Hoffnung auf Versöhnung schließlich gewachsen war. Das machte sie aber bald auch unvorsichtig und unbedacht und ließ sie ganz vergessen, wie es eigentlich mit des Alten Seele in allem Frieden bestellt war. Selbst die zarte Mutter und noch viel weniger die Kleine, die wie ein Mäuschen lachte, ob ihr

nun auch schon das Jungfräulein unter der Jacke wuchs, hätten eine Ahnung gehabt, wie der Vater in all dem Frieden immer mehr zum Stein geworden war in der Liebesfache, und eher ein alter Eichstamm mit den Fingern zu brechen war, als er abzubringen von seinem „Mein und Amen“.

* *
*

Siegert war wieder bei Emma. Der Schnee hatte jeden Laut genommen, daß er ohne Sorge zum Stalle herankam. Drinnen in der Stube war es schier friedlich, und Emma ging zum Scheine aus und ein, unterdessen Paul draußen stand, und sie begrüßten sich durchs Fenster. Dann schlich er leise herein ins Stroh, das da lag — und sie sprachen nicht viel, sie streichelte ihn nur im Vorübergehen und fuhr ihm ins Haar, und dann lief sie hinein in die Stube, sich in einer Spiegelscheibe mit der Laterne vorher bespiegelnd, weil er sie doch einen Augenblick flüchtig gezaußt und gedrückt hatte — und sie hantierte, wie wenn nichts wäre, am Herde. „Is ne bale a su weit?“ fragte die Bäuerin lässig.

„De Schweindla noch — ich mußte hinte amol die Schecke striegeln, se hot sich zu sihr dreckig gemacht“, sagte Emma. Und der Vater sah nur nach ihr fast achtlos, und Minna hatte die Augen zu — auf der Ofenbank sitzend — und träumte für sich. — Emma blieb absichtlich länger in der Stube, um sicher zu sein, daß auch die Mutter nicht erst Lust verspüre, noch einmal in den Stall hinauszulaufen. Deshalb schob sie mit an den Wassertöpfen, goß sich ein Schaff voll und redete einige gleichgültige

Worte, sicher und wegwerfend. Niemand ahnte etwas. Sie trat auch noch einmal, wie gleichgültig, vor den Spiegel, um sich anzusehen und sagte: „Ma werd wie a Schwein“ — und ordnete ihre Haare, wobei sie nicht unterließ, sich umzublicken und zur Zufriedenheit zu bemerken, daß jetzt auch die Mutter ihre Brille suchte und sich neben den Vater an den Tisch niederließ, müde und froh, daß sie sitzen konnte. Nun wußte Emma sicher, daß sie beide nicht aufstanden, bis nicht die Augen des Vaters beim Lesen allmählich einnickten und die Mutter, aus Lesen es bemerkend, ihn am Armel nehmen und sagen würde: „Du gih mir schlofen.“

Draußen war Winternacht. Eine Ruhe wie im Himmel. Eine Stille, daß kein Schritt ein Ton wurde, kein Menschenlaut hielt sich von Ohr zu Ohr, der nicht sofort versunken und ertrunken wär. Nicht das Rauschewasser, das sonst bis ins Haus klang, mehr hörbar war, wenn man nicht darüber trat, wo es unter beschneiten Erlen im Dorfbach unter Eise brauste und quirkte. O, und nun konnten die beiden die Heimlichkeit feiern, da war kein Besinnen. Da kam sie und hielt ihn, wie wenn sie ihn zerbrechen wollte. Daß es ihm schwer gelang, sich loszumachen. Daß er einmal sogar laut lachen mußte.

„Um Gotteswillen“, sagte sie. Sie war sofort aus dem Stroh aufgesprungen und horchte. Aber sie begann dann wieder unbesorgt ihr Liebesgetändel. — Er war nun zarter und sanfter — er mußte jetzt erst sehen, wie er alles wieder ins gleiche brachte, ehe er sich wie ein Herr in Materns Hof aufspielen konnte. Deswegen spielte er jetzt ein wenig den Versonnenen und Rückhaltenden, versuchte ein

über das andere Mal nur zu hören, daß sie ihn nicht verlassen und um keinen Preis hergeben möchte. Es war ihr gar nicht recht, daß er nicht wild und ungestüm war, wie sonst immer, sich zu allem erst bitten ließ — ewig mit Reden und Wünschen kam — gar nicht recht in Liebe und Hitze geriet. — Sie machte ihm Vorwürfe sogar und gab ihm immer neue Versicherungen. Und endlich hatte sie gesagt:

„Wart du — ich weefß was, mir zeigen ins wieder. Wenn ins erst de Leute wieder zusammen fahn — dann wer'en sich de Allen au' dran gewöhnen.“ Und sie hatten nun beredet, daß sie zum Wochenmarkte sich treffen und ruhig in der Schänke, wo auch der Vater eintritt, sich freundlich zusammensetzen wollten.

* * *

Aber Matteredne hatte in der ganzen Zeit noch mehr zu hören bekommen, was er gern wissen wollte. Er hatte jetzt alles mögliche erfahren. Siegerts Leumund war wahrhaftig nicht rosig, viel schlimmer, als er je vermutet hatte. Siegert hatte unten im Lande schon einmal eine Bauern-dirne gehabt, aber während er eine zum Narren hielt, sich mit der anderen eine Lust gemacht. Die Menscher alle waren dort auch toll auf ihn gewesen. Und dann hatte er im halben Dufel einem Winkelkonsulenten in der Stadt Wechsel auf seinen Schwiegervater gegeben, die immer noch einliefen. Das hatte der Bauer eben erst erfahren. Matteredne kam in die Schänke am Wochenmarkte, den Kopf zum Springen voll, wie er grade Siegerten mit Emma ganz prahlerisch und vergnügt in einer Ecke am

Schänktisch sitzen sah. Was in diesem Momente im Alten vorgegangen, weiß niemand. Manche sagen, er sei plötzlich einen Kopf länger geworden. Wie versteinert sei er stehen geblieben. Es habe den andern, die dabei saßen, eine Ewigkeit geschienen. Und gesagt hätte er gar nichts. Er hätte auch nur wieder alles, Mantel und Mütze, anbehalten und Gruß und alles vergessen gehabt. Und wie er großäugig das Paar lange angestarrt, sei es ihm vor den Augen ganz zerronnen. Siegert sei wortlos aufgestanden, denselben Feuerblick wie damals gegen den Alten gekehrt, daß, wenn der nun etwa ihm an den Hals spränge, er auch gewappnet wäre, und sei, die Mütze in sinnloser Aufwühlung verkehrt auf dem Kopfe, hinausgetaumelt — diesmal ganz ohne ein Wort. Und Emma wäre Schritt um Schritt, als wäre niemand in der großen Schänke, obwohl alle möglichen Fuhrleute und Bauern und Knechte und Mädels aus den Dörfern drum herum standen — auch nur sahen, nicht einmal lachten — zu dem Alten getreten, der aus seiner marmornen Erstarrung nicht aufgewacht war, bis ihn das Verschwinden Siegerts endlich zu sich gebracht. Da hätte er sich nur schnell nach seiner Tochter umgesehen, scheu in sich gesonnen, dann die Leute fast wie kindisch angelacht, hätte Kehrt gemacht, die Tochter am Handgelenk, und wäre mit ihr sofort heimgefahren.

Seit der Zeit gab es kein Reden mehr daheim. Nun war auch kein Friede mehr. Nun war auch dem Alten nicht mehr wohl. Nun sah er — der Alte — gramvoll aus. Und Emma lag darnieder, rund und schwanger, wie sie war, so bleich und verweint tat sie ihre Arbeit. Nun ging der Alte ums Haus und verscheuchte die Schatten

— und sagte: „Wer sich in mein'm Hofe blicken läßt — der find't mich und wiß ni, wen er find.“ Und der Alte ging oft ums Haus im tollsten Froste, wenn Emma im Stalle hantierte und es ihn plögllich übermannnt hatte, der Kerl könnte es doch noch einmal wagen. Er ging in Hemdärmeln, er merkte nicht, ob er Schuhe anhatte. Und wenn auch die Mutter ihn warnte: „Mann! zieh od' wenigstens a Rock über!“ Er schlich hinaus wie er war, weil er dachte, der Augenblick könnte vorüber sein. Nun wußte Emma auch, daß alles hoffnungslos war. Sie fühlte sich wie eine Gefangene, und überanstrengt wie sie war, besann sie sich gar nicht auf die Eltern und was aus dem stillen Hause geworden war, weil nur ein sinnloser Hang sie zu Siegert trieb. Sie haßte nun fast den Vater, wie er als heimlicher Lauerer herumliief.

Ganz unmöglich — sie konnten nicht zusammen. Siegert stand unten Wache, das konnte ihm niemand wehren. Der Bach lag nicht auf Matternes Grund. Aber er wagte nicht mehr, vorüber zu gehen. Er fürchtete nun seinerseits den Schatten, der krumm wie ein Zwerg in Nacht und Flockenfall wachsam ums Haus schritt. Und in Siegert kam sinnlose Wut auf. Er sann hin und her, er dachte zuerst, an Emma zu schreiben. Aber mein Gott, Briefe in einer Bauernwirtschaft, das sind weiße Raben, die unter tausend schwarzen sich auf der Wiese niederlassen — jeder im Hause sieht sie und empfindet etwas Ernstes, sogar Festliches dabei. Das ging nicht und ging nicht. Und etwa sich hinter eine andere stecken? Keine im Orte, außer die im Gemeindehause, der er nun in der Aufregung der Tage und in der Wut kein Ansehen mehr gab, sah ihn noch an.

Es hatte sich längst im Orte verbreitet, mit was man es zu tun gehabt. Die Mädels alle raunten heimlich, daß Emma jetzt heimgezahlt würde, sich mit einem solchen abzugeben, obwohl vorher jede sie darum beneidet hatte, daß der Vater so willig ihr einen kräftigen Mann zugelegt. So stand nun Siegert Nacht für Nacht ein paar Stunden und fror und wurde sinnloser denn je und erwog immer wieder, bis auch unheimliche Gedanken der Rache kamen, die er in seinem Innern verschloß, weil seine Mutter daheim völlig gebrochen darnieder lag und nichts mehr Rechtes mit ihr zu reden war.

Und Mutterne war immer auf der Wacht.

Und einmal fand er, wie er nach Mitternacht plötzlich mit der Laterne ums Haus ging, weil es geklungen hatte, als ob sich jemand am Schweinekoben zu schaffen machte, daß Tritte im Schnee vom Bache zu sehen waren, und daß tatsächlich Ziegeln herausgebrochen und ein leichtes Strohband zwischengeschoben war. Er sagte nichts. Er untersuchte es und leuchtete bis zum Bache, aber die Nacht war lau, taufeucht, er patzte im Schnee, daß ihm Wasser in die Schuhe kam, und fand niemand. Daß er, Schritt um Schritt in die Nacht leuchtend, ins Haus zurückging, noch einmal in der Töchter Kammer sah, die beide schliefen — und sich wieder niederlegte.

Ja — nun — Rache ist ein unbegreifliches Ding im Menschen. Und wenn sie aufkeimt, ist sie wie ein Geschwür, das die Seele ganz mit widriger, nagender Flut ausfüllt, die an das Licht muß, und wenn man dabei zerspringt. Was so in Leichtsinn und Prahlerlaune ungehindert einhergeht, kann auch mit Feuerwedeln aus sinnbetörten Au-

gen ausfahren und ganz außer Maß und Grenzen kommen. Sievert war im Orte tatsächlich verfemt. Es war Wintertime. Es gab nicht viel Arbeit. Das Fest war im Nahen. Das Geld, was die Leute brauchten, bewahrten sie für ihre Weihnachtsgewohnheiten. Gedroschen konnte dann erst wieder im Januar werden. Er saß daheim, im Stübel die kranke Mutter, und wagte sich nicht mehr auf die Straße. Er hatte fast nichts mehr. Rauchen tat er — den ganzen Tag — und außerdem sann und sann er Rache. Er sah schon ganz blöde aus. Wer ihn sah, mußte die Veränderung auffallen. Ein junger Kerl, aber er war mager geworden, er sah gelb aus. Der Haß kreiste ihm im Blute. Er hatte ungewöhnliches Feuer im Blick und konnte nicht mehr phlegmatisch sprechen und so recht behaglich und roh. Er hastete und suchte nach Worten — und wurde sogar verlegen, als wenn etwas Fremdes in ihm wäre, das ihn allmählich zu erfüllen schien. Emma hörte es einmal. Es gab eine arge Szene im Hause. Der alte, friedliche Mann wollte sie schlagen, wenn nicht noch Mutter und die Jüngere in Schrecken ihm in den Arm gefallen wären.

„Ich ha's gesa't, Amen — und wenn 'r au' tausendmol ständ' — drüben, ich wiß schon — uf fremda Grunde — ich wiß schon! — ich wiß schon! — wehe Mabel — wenn du deinem Vater zu truzen wagst!“ hatte er nur gesagt, wie er sich in den Winkel setzte, erschöpft und gepeinigt von seiner eigenen Härte und fast zu Tränen gerührt, wozu er und alle nun unter dem Einflusse des Hasses schon geworden waren.

*

*

*

Es war eine Sturmnacht und eine arge Kälte herrschte. Die Nacht war besät mit brillantenen Sternen, die Erde glitzerte wie ein Feenland — und jeder Schritt, den man tat, quarrte. Die Sturmwelle fiel aus Süden übers Tal und in die Bergwälder, die in Reif standen, schüttelte und wütete, wie wilde Heere, die mit Harnischen und Schwertern aneinander schlagen, heranrasen, lachen und johlen. Es war ein wahrer Umgang in den diamantklaren Lüften, unheimlich, unsichtbar und derb fassend und stoßend wie Fäuste, und prickelnd, daß man kaum atmen konnte — und der Hauch gefroren verwehte. Unten am Bache schlich Siegert. Er sah nicht um sich. Er hatte gestanden — und gestanden — erstarrt und besinnungslos. Nun schlich er heran — und er hatte keine Gedanken. Gar keine. Nur sah er und starrte vor sich. Alles stand still in ihm. Ein Bündel Stroh hielt er, wie zum Schutze für sich, unterm Arm. Wenn Matteredne wach gewesen wäre! Aber einmal versiehts auch der beste. So war alles still ums Haus, außer dem Winde, der heranbrauste und kleine, eisige Diamantflitter im Scheine der Sterne auftrieb. Und Siegert stand und grub die Hände in das Stroh, das er bei sich hatte und nahte sich — so ungefähr wie einer, der nicht recht weiß, ob er nach Norden oder Süden gehen soll — der hinteren Mauerwand. Und alles im Hause lag tief schlafend. Nur einige Kühe rasselten mit den Ketten. Es war kaum zu hören. Die Menschen waren im Schlummerliede der wilden Bergsturmweisen, die alle Lüfte branden machten, tiefer als je eingeschlafen. So grub er und hob Steine aus dem Koben und machte eine tiefe Öffnung in die Wand und schob das Stroh hinein. Er kannte ja

alles. Auch daß, wenn es aufbrannte, es nun gleich unten den kleineren Strohvorrat anzünden, zum Scheunenboden aufbrennen und hellerloh Haus und Dach entzünden, Vieh und Menschen verbrennen müßte. Er hatte gar keine Gedanken. Er tat alles mechanisch und schlich dann auch heimlich, wie es zu zünden begann, wieder an seine alte Stelle am Erlenbaum, und der bog sich über ihm — und rauschte — er hörte es knacken, rätselhafter — der Sturm raste — er hatte immer noch keine Gedanken. Er lachte sogar für sich, wie ein roter Schein in die diamantsilberige Nacht langsam wachsend hineinfiel.

Drinne begann das Vieh zu schreien. Es wurde lauter und lauter. Mütterne und Frau lagen und träumten. Ein Alb drückte den Bauern, er konnte nicht erwachen. Und auch in der Töchter Träume und Versunken- und Vergessenheit klangen Klageklänge — die anfangs bekannt schienen, wie wenn man einer Kuh ihr Kälbchen nimmt, und sie sich Tag und Nacht nach ihrem Kinde heiser schreit in Sehnsucht. Und sie erwachten nicht. Sie hörten auch den Sturm rasen. Im Dache klang es hohler und hohler. Aber sie kannten den Bergsturm in seinem tiefen Weheklagen und erwachten nicht. Es waren alles Leute, denen in allen Sorgen der Schlaf als guter Freund gekommen, der sie tief, tief in Vergessenheit schlang und ihnen da unten neue Kräfte gab. — Aber unten im Stall sprangen laute Prasselklänge. Es flogen schon Funken hinüber in den Schnee — das Heulen und Prasseln begann das Haus zu erschüttern. Und das Vieh schrie, wie es noch niemand jemals gehört hatte. Der Hahn begann zu krähen — auch in eigentümlichen Lauten — untermischt mit dem Krachen von Holze.

Es war alles in einer plötzlichen, endlosen Bewegung da drinnen. Es summt und sauste . . . Und Emma war die erste, die sich besann und mit zugemachten Augen nach dem Hausgetümmel zuhörte. Und nun fuhr es tobend ums Haus. Sie hatte die Augen auch sogleich aufgetan — und die Tür zu ihrer Kammer aufgestoßen —: „Mein Gott! — Feuer! — Feuer! — Feuer! —“ Sie nahm kaum das Tuch und den Rock — riß an Minna, die im Hemde hinunterrannte mit ihr, beide über die Treppe, die in Rauch ertrunken war, als wenn schon das Feuer mit gierigen Zungen nach ihnen leckte. „Mein Gott! — Feuer!“ — wie ein Schauer zuckte es durch Emma. Sie brach in der Stube fast zusammen — wo schon der Alte am Sekretär stand — und wo die Mutter Röcke übergeworfen mit Minna und Emma auch gleich zum Vieh rannte. Es war gar nichts zu machen. Das Vieh schrie so jämmerlich, daß jeder begriff, daß fühlende Seelen da im Feuer brannten und nicht zu retten waren. Die Bäuerin versuchte hinein in den vorderen Teil des Stalles — sie hatte die Tür aufgestoßen — und richtig — einiges Federvieh kam brennend herausgeflogen. Es schrie, und der Sturm raste. Die Nachbarn waren zur Stelle. Einige Männer zogen die Ziege aus dem Stalle, alles mit versengtem Felle. Die große Linde am Hause brannte bis zum Wipfel. Das Feuer heulte, hatte längst zum Dach herausgeleckt und begann zu qualmen, weil es im Getreidevorrat der Scheune sich einen Weg bahnte. Und der Lärm begann nun im Orte widerzuhallen. Auf den Hängen des Tales bis hinauf zum Walde dröhnte unheimlich dumpf das Feuerhorn. Die Glocken der Kirche schlugen an — eintönig — auch unbe-

kannst — und wie man nicht dachte, daß eine Glocke rufen kann, wenn im Orte Gefahr ist, und sie nun aufrufen muß zu Schutz gegen Rache. Einmal dumpf — und der Schlag verzittert in der klaren Nacht — und noch einmal dumpf — und dann — horch! — wieder nur ein einzelner, schwerer, langgehaltener Laut. So klang es. Und bald stand man und rettete man und riß mit Feuerhaken an der Steinwand — die Männer — und Frauen kamen, die Matteredne einzuhüllen, der die Kleider verbrannt waren. Minna war ins Haus des Nachbars gerannt, im Hemd fast, wo sie nun saß, kein Wort reden konnte — nur wie im Wahne, wenn andere ins Zimmer kamen — als wenn jemand kommen könnte, ihr Leids zu tun. Und auf eine weite Strecke prasselten die Dachbalken beim Zerbrechen so arg, wie wenn knatternde Donnerschläge sich in das Sturmgetümmel mischten. Es war kaum noch anzuhören.

Aber Matteredne war allein ruhig geblieben. Er hatte auch nicht mit einer Wimper gezuckt. Er sah manches verbrennen, aber man sah ihm keine Bewegung an. Und der Schatten am Bache war weggehuscht. Ihn hatte die Ratlosigkeit fortgetrieben, daß er floh — vor sich und den andern. Wie Matteredne hinaustrat, sah er ihn wegstürzen, wie den ewigen Juden von der Brandstätte Jerusalems — und er sah ihm auch nicht einmal groß nach. Er erwog nur, daß nun Emma da stand im Lumpenkittel, der versengt war — und er bemitleidete sie nicht einmal. Nun brauchte er nichts mehr zu sagen. Jetzt flog die Rache hoch in die Sterne und zerflatterte mit Rauch und Wirbel wehend, und sagte ihr deutlicher als sein Wort: „Nein — Amen“.

D — eine furchtbare Nacht. Der Alte hatte das Schauern in den Gliedern. Er hörte kaum, wie ihn der Gensdarm gleich auszufragen begann, und wie sie Kommandos schrien und die Rettungsleitern an das Nachbarhaus legten und vor allem das Feuer zu bannen suchten. Der Wind aber strich aus Süden — und das war ein Glück, weil er alle sprühenden Funken und glühenden Stücke und brennenden Fesen auf das Schneefeld trieb, wo es geschäftige Leute gleich ausschlugen. Niemand kam zur Besinnung die ganze Nacht, bis am Morgen ein Trümmerhaufen in öden Mauern stand, und einige Feuerwehrleute immer wieder noch einmal die rauchenden Reste übersprengten.

*

*

*

Matterne baute sein Haus neu auf. Sie wohnten im Oberstübel beim Nachbar, so lange es währte. Siegert war verschwunden aus dem Orte. Er war als Vagant herumgeirrt, verfolgt von dem schrecklichen Schein des Brandes und von dem furchtbaren Getümmel, das in dem Stalle langsam aufgewacht war aus seinem einen bösen Nachefunken. Man fand ihn schließlich und legte ihn fest. Alle seine Schliche und Frevel kamen ans Tageslicht, daß er bald ein Geschorener in der Zuchthausjacke einherging — Jahre — und wer weiß zur Besinnung kam.

Emma lebte nicht mehr daheim. Sie hatte ihren Willen durchgesetzt. Der Vater gab ihr einiges zu leben, auch dann und wann Lebensmittel. Sie hatte sich im entfernteren Dorfe zu Bauersleuten vermietet, die ihren Zustand kannten. Und wie Siegert heim kam — nach Jahren — erkannte sie ihn erst nicht wieder — nur an der Demut,

wie er das Kind sah, einen blonden Jungen — so zart wie die Großmutter — da erkannte sie, daß das der Vater sein mußte, weil in seinem Ausblicken ein unbegreiflicher Ausdruck geschrieben stand. — Und sie mußte weinen — und stille ins Stübel gehen — und kam wieder. Siegert blieb als Tagelöhner in dem Dorfe, und sie lebte mit ihm von dem Tage an.

Der letzte Wille

Erstes Kapitel

Das Stübel war hell und reinlich, und es hingen rote, saubere Gardinen vor den kleinen Fenstern — die doppelt rot ausfahen, weil Schneeflocken draußen davor tanzten, und das ganze, enge Thal und weit hinaus die Berge weiß waren — weiß und schneidend kalt und eisig. Ja, für Reinlichkeit im Häuschen sorgte die Junge, ein blondes, kräftiges Frauenzimmer im roten Rocke, die einen etwas vorstehenden Mund und große, gesunde Zähne hatte und dazu, wenn sie einmal lachte, um ihrer blauen, hellen Augen willen einen Hauch von jungfräulicher Lieblichkeit gewann, der nur zu rasch wieder unter einem barschen Alltagsblick verschwand. Und gegenwärtig gab es nicht nur all die stummen Mühen einer solchen, in der Enge der Schlucht eingekleiteten schiefen Dorfhütte, worin die niedrige, große Stube und der spinnwebige, dunkle Stall, der Abtritt und der Schweinekoben, alles, friedlich beieinander liegen. Es gab unsägliche Unruhe und Aufregung, und die junge Sender, des einzigen Sohnes Frau, sprach wirklich aus Wut den ganzen Tag kein Wort — aus Wut und auch aus Furcht. Sie machte ihre Arbeit, sorgte für

die Sauberkeit, kochte der kranken Schwiegermutter, was an Umschlägen und Tee zu kochen war, soweit der Vater nicht selbst um die Kranke hin und her ging — und hütete sich, so lange nicht der eigene Mann aus der Waldarbeit am Feierabend daheim war. Und wenn d e r abends eingetreten, war ihr Herz in Groll so vollgespeichert, daß sie dessen eigne Pein noch immer mehr steigerte.

Niemand war darüber im Unklaren, daß es mit der Mutter elend stand. Die Frau jammerte und stöhnte den ganzen Tag. Und gab es sich, daß der Vater hinaus war, daß er Sonntags in die Kirche gegangen oder etwas aus der Apotheke besorgen gemußt, dann rief die bleiche Kranke, die abgezehrt und wie ein verrunzeltes Pergament mit ein paar mißtrauischen Augen groß aus Knochen und ängstlich gepeinigt herausfah, die Junge an ihr Bett und flüsterte heimlich: „’r muß — ’r muß — ich kann ni ehnder sterba — .“ Und wenn sie auch manchmal kaum noch Worte fand, immer wieder fragte sie wimmernd in Hast und Aufwallung: „Wu is ’r denn hie? Wu is ’r denn hie? Nee — nee! — Keens sull hinger euch stihn und euch a Speck aus’m Kraute nahma. Das gewißlich nee!“ Und die Schwiegertochter freute sich heimlich, und in ihrer kurzen Weise sagte sie wohl: „Ju, ju, Mutter, und ’s werd doch a su kumma. — Aber das sa’ ich“, fügte sie ebenso barsch und in Hast hinzu, und man sah es ihr an, wie sie in Röte schoß, daß sie einem in dem Augenblicke hätte an den Hals springen können, „das sa’ ich — ’naus, ’naus — uf der Stelle ’naus! Mir bleiben keen’ Augenblick meh ei dan vier Pfählen — mir werden inse Häusel und Tischel zu finda wissa.“ Und sie wußte, daß sie die alte, zahnlose

Mutter, die jetzt wie ein Totenkopf in dem roten Kissen zurück sank und ratlos die großen Augen schloß, wieder neu in ihrer Angst und Gier entfacht hatte.

Das ging nun schon seit Wochen stille in dem Hause fort, noch immer heimlich, obwohl der Haß und der innerlich entzündliche Zustand keinem ein Geheimnis war. Es hatte begonnen, als die Alte gar nicht mehr aus dem Bette aufstehen und am Herde und Tische hantieren konnte, seit sie plötzlich gemerkt, daß nicht mehr das enge, buschige Thal, wo die Hügelwände sich fast berührten, und die Häuschen klein waren und zierlich, wie aus einer Kinderspielschachtel genommen, nein, daß jetzt nur die Bettstatt und bald der Sarg ihre Heimstätte sein würde. Seitdem hatte sie der Gedanke nicht losgelassen, daß ihr Mann, ein Maurersmann, der frisch und jung aussah, noch wie ein Soldat kerzenaufrecht sich hielt und in seinem zähen, vollen Gesicht mit dem dunklen Lockenkopf einen straffen, soldatischen, dunklen Schnurrbart unterhielt und sorgfältig strich, sich heimlich freuen könnte, neu auf die Freite zu gehen, wenn sie bald ausgeblasen und eine leere Hülse im Grabe modern würde. Seitdem war in allen heimlicher Haß und fressender Brand aufgewacht, obwohl man jetzt gerade in dem reinlichen Stübel nur außer dem Hin und Her der jungen Blondine noch aus dem abgeteilten, hinteren Raume die Alte beten und stöhnen hörte.

Sender war ein Mann, wie noch in besten Jahren. Die Mutter hatte recht, wenn sie nicht glaubte, daß ihn ihr Tod auch ins Grab reißen würde — aus der Fülle des Lebens hinweg, oder gar ihn in der Fülle des Lebens zum Entfagenden machen könnte. So sah er nicht aus.

Und heimliche Stimmen im Orte flüsterten und mochten wohl auch der Mutter in gesünderen Tagen schon heimlich zugeflüstert haben, daß er oben in der Fleischerei häufiger als nötig, um das bißchen Sonntagsfleisch zu holen, einkehrte. Sender war zudem ein Mann, der immer noch, trotz seiner beinahe Sechzig, gut verdiente. Das hatte er stets verstanden, war wagemutig gewesen, und wo er hingekommen, hatte auch seine frische männliche Erscheinung sofort Vertrauen und Arbeit gewonnen. Er war in jungen Jahren, schon verheiratet, im Kriege gewesen, hatte dann auswärts lange Jahre Bahnarbeitsdienst genommen, der ihm wirklich viel Geld gebracht, von dem er langsam, aber sicher das kleine Hauswesen mit Kühen und ein paar steile Feldstreifen für Heu und Kartoffeln am Hügelhange hatte bestreiten können. Sender war wirklich in jeder Hinsicht ein annehmbarer, tüchtiger Mann, der auch nicht trank und spielte, und der auch sonst keine Leidenschaften hatte, als daß er einige Male weggeblieben aus seinem Hause, weil die etwas ältere Frau ihn mit Eifersucht und Vorwürfen, oft ohne, oft auch mit Grund, zu plagen immer mehr sich angewöhnt hatte. Nun lag sie daheim und konnte sich nicht mehr rühren.

„O mein Gott, mein Gott, du, du — der Vater — wu is denn der Vater? — wu bleibt denn der Vater?“ — stöhnte die magere, gelbe Knochenfrau und versuchte, sich auf die Seite zu drehen. Aber das ging nicht, und Bertha kam ihr zu Hilfe. „Nu, wu werd er denn sein?“ sagte höh-nisch die Junge.

„Nee — nee! — das darf nee sein — das ni meh' — ei das Häusel hie — hie — darf keene andere rei' kumma,

wenn ich tut bin — nee — nee — nee“, und die Kranke weinte in ihre Kissen.

„Bis ock stille, Mutter, vielleicht labste noch a wing, vielleicht werd's wieder.“

„Nee — nee — ich — ich nimmeh — ich nimmeh —“, und die Tränen rannen, daß Bertha mit einem Tuche hinging, um das nasse Muttergesicht abzutrocknen, und sie beruhigte.

„Vo dar — vo dar — vo dar —“ Die Kranke war zu schwach, aber wie die Tränen getrocknet und gestillt waren, begann in ihr der heimliche Zorn und Neid die Oberhand zu gewinnen.

„Vo dar — vo dar — dicken Witwe — uben — braucht ihr euch nischt gefallen zu lassen — das is inse Häufel — das is inse Häufel!“ klagte sie wieder, und ihre Stimme gewann an Kraft, als sie stockend zu erzählen begann, daß sie geträumt und die Witwe Frommelt schon hier am Ofenbänkel hätte ganz frisch mit den Kochtöpfen und einer Speckseite herumwirtschaften sehen, bis sie in Aufregung aufgeschrien und gefühlt hätte, daß sie nur von einem Alb geplagt worden sei.

„Ach, du mein himmlischer Vater, du, du!“

Es war ein fürchterliches, unheimliches Treiben in der niedrigen Stube, was sich noch steigerte von Tag zu Tag, daß weder Vater noch Sohn, weder Mutter noch Vater, weder Vater noch Schwiegertochter sich in die Augen sehen und nicht, wie in heller Schadenfreude, einen Augenblick voll aufblitzender Sucht sich zuwerfen konnten.

Nun war die Tochter daheim. Es war eine stille Tagesstunde. Der Schnee verschlang draußen allen Lärm, auch

der Kinder, die mit Hitschen am Häuschen vorbei bergab fuhren. Die Mutter lag grübelnd und war gepeinigt — und die Tochter war zufrieden, daß sie es wieder heimlich von der Mutter gehört hatte: „Der Vater muß — er muß — ich sterbe nee ehnder — ich kann ni ruhig sterba. Der Vater muß euch das Häusel hinterlo'n.“ —

Der Vater trat zu der niedrigen Tür herein. Er brachte eine Flasche eingepackt aus der Apotheke. Er hatte sich — wie er immer tat — ganz fein gemacht. Der gestrickte Schal um den Hals mit Schwarz und Grün war wie neu, und er trug einen dunklen Sonntagsrock und einen festen Stecken. Man sah es, er hielt auf sich.

„Wu kimmst du har, Vater? Du bist ju a su schien.“

„Aus der Apotheke kumm ich“, sagte er. Er schritt feierlich, und er empfand die ganze Lage feierlich. Die Krankheit seiner Frau und die heimliche Plage um das Erbe war ein Ereignis. Er schritt wie einer, der etwas Schicksalsmäßiges mit Würde zu tragen hat. Deshalb auch veränderte er nicht die Miene, als er an der Kranken Bett trat, ihre Hand anfühlte und dann sagte: „Nimm ock de heeßen Ziegeln ei de Hand, daß de warm werscht.“

„Se hot se ju eim Bette“, sagte die Tochter grob, und als wenn sie einen Vorwurf gegen sich empfunden hätte.

„Nee nee — de Bertha surgt schun, die surgt schun“, sagte nun auch die Alte lebhaft, als sie nach den Steinen tastete. Und während Sender seinen Rock ins Stübel trug und am Tische stand, um die Vorschrift des Arztes auf der Etikette zu entziffern, reichte die Blonde der Mutter warme Ziegelsteine neu hin, die alten zurücktragend, und warf ihren Mund noch mehr vor und machte alles, was

sie tat, mit einem Zuge von Verachtung, sah den Vater nie an, nur von der Seite, umging ihn, vermied ihn fast fühlbar, suchte ihn zu behandeln, als ob nur eine heimliche Pein in der Stube wäre, die man nicht sähe.

Sender war völlig stumm, außer zur Mutter. Aber der Mutter Augen brannten nun neu, ihre armseligen Haarsträhne umgaben sie zottig, es war ein entsetzlicher Anblick, dieses gelbe, fade Leiden aus den ausgehungerten Zügen und den gierigen Augen zu sehen, die jetzt den Mann mit Spannung und heimlicher Angst verfolgten.

„Ei d'r Apotheke warst du? — Du warst ja a su lange!“

„Ich mußte warten“, gab er ganz fest und gleichgültig zurück.

Sender war noch immer Herr der Situation. Er stand auf seinem Posten und ließ sich nichts merken. Er empfand, was sie alle von ihm wollten. Aber er tat, als wenn ihm die Verschlossenheit, das heimlich Höhnische der Tochter, die Seitenblicke der Abgekehrten nicht bemerkbar wären. Er tat immer wieder ganz arglos. Er war wirklich noch gesund und lebenskräftig. Zudem hatte er das Häufel zusammengebracht. N i e m a n d sonst. Er hatte gearbeitet. Und wenn nun die Frau krank war, war es Gottes Wille und nicht seiner. Daran konnte man nicht rühren. Freilich wußte er es, daß er die Witwe heiraten und dann noch einmal in Ruhe und mehr Behaglichkeit leben würde. Er war auch oben gewesen bei ihr — in dem schmucken Stübel mit den alten Rosentellern im Glaschrank und den blumigen Tassen. Und sie hatte ihm freundlich die Backen gestreichelt, die alte Witwe, und es war so fried-

lich und still gewesen, wie er die Kanarienvögel im Bauer hüpfen und die Körner knacken und dann eine schöne Weise hatte laut und inbrünstig singen hören. Mein Himmel, er war ganz benommen, so hatte ihm der Friede wohl getan, als käme er in ein weiches Bett. Wenn der Geistliche in der Kirche das Paradies nannte, kam ihm das Stübel mit den goldenen, schmetternden Vögeln in den Sinn. Jetzt stand er daheim in seinem Stübel, sah die Etikette der Medizinflasche genau an, und dann sah er sich in seinem Stübel um. Reinlich war das Stübel. Die roten Gardinen glühten wie Feuer im letzten Schein, der durch Schneewolken über das Tal glitt. Und er dachte auch: „Reinlich ist es, reinlich. Die denken, daß es i h r Stübel ist, sie machen es so gut und sorglich, weil sie jetzt denken, es ist unser, wenn erst die Krankheit und das Stöhnen stumm und stille geworden und in dem Gottesacker verscharrt ist. Aber nein, ganz gewiß nicht“, dachte er. Er sagte nichts. Seine Mienen waren arglos wie zu Anfang. Er träufelte die Tropfen sorgfältig ein und gab sie der Kranken. Und Bertha nahm einen Blechkübel, band sich ein wollenes Tuch ums Haar und ging in den Stall.

Aber die Mutter!

„Um Gotteswillen, was is denn?“

Die alte, zahnlose, magere Mutter hatte die Augen geschlossen, als sie den Löffel Tropfen hinuntergeschlungen und legte sich in die Kissen zurück, wie leblos. Sender tastete nach ihrem Puls. Der ging wie eine Mücke so leise, und Sender sah ihr lange ins Gesicht und beobachtete ihre Mienen. Das merkte die Alte noch.

„Du gleebst wull, ich sterbe?“ sagte sie aufwachend

und gleich wieder brennend auf den Mann gerichtet. „Du gleebst wull — du möchtest wull schun, daß ich tut wär'? O meins, meins — nee nee — ich sterbe noch nee, Vater — ich sterbe gewißlich noch nee, Vater!“ sagte sie. „Jeses — Vater — sa' mir ock, warst de bein 'r? warst de bein 'r?“

„Bei wan?“ sagte Sender und machte ihr nun die Kissen bequemer.

„'S is gutt — 's is gutt, Vater.“ Sie empfand es plötzlich dankbar, daß er so sorglich um sie war und so sanft, und sie begann, ihn lange und liebevoll anzusehen, auch wie er dann am Herde herumging und in Hemdsärmeln dastand, vor die Ofenbank gebeugt, und das Schäßchen Kartoffeln für den Abend abwusch.

„Vater“, begann sie liebevoll, „ich will ju gerne sterben, wenn de ock de Kinder nimmeh 'naustreibst.“ —

Sender hantierte fort. „Fang ni davon a“, sagte er nur kurz.

„Ich sterbe noch nee, ich sterbe noch nee“, sagte dann die Alte wie für sich.

Und es war große Stille im Stübel, wie die Dunkelheit hereinkam. Man sah kaum noch aus den Kissen die Augen der Alten leuchten, die ihren weicheren Ausdruck wieder langsam verloren.

„Du wißt, ich ha das Häusel redlich zusammengebracht“, sagte Sender dumpf.

„Ich au', Man, ich au'“, sagte sie, „ich au'. Ich ha's zusammengehalten. O du, du bist immer a Luftiger gewan“, sagte sie hart und gradezu, „immer, wenn ich ni gewan — o mein Gott, mein Gott, du, du.“

„Fang nee a, Mutter, ich rat dir, sei stille. Das hot keenen Zweck. Mir kinnen ins doch heute ni noch streita. Das mach ich ni“, sagte er bestimmt, und zündete die kleine Lampe an, daß man sein Gesicht sehen konnte, wie es einen sorgenvollen und innerlich zernagten Ausdruck angenommen. „Ich wiß nee, daß de das ni verstihst. Ich war doch das Häusel vor mei'm Tude ni a Kindern ga'n“, sagte er, peinlich weich gemacht, so daß er die Anwesenheit der Kranken und alle Feierlichkeit vergaß und nur ganz in dem Gefühl des Schreckens lebte, gar einmal unter seinen Kindern im Hause nur gelitten zu sein. Und es kam auch sogleich eine Wut über ihn, daß er plötzlich ausschrie: „Lußt mich ei Friede! Das duld ich nee! Sprich ni davone! Das duld ich nee! Naus wulln se mich dränga! Das duld ich nee!“ Er hatte das alles so laut geschrien, daß die Junge zur Tür herein guckte, und wie sie den Ausbruch des Jähzorns sah, die Tür hinter sich wieder mit deutlich gezeigter Verachtung zuwarf, so daß ihr der Vater noch in der Wut nachschrie: „Und wenn ihr mich au' behandelt wie 'n Hund, dem ma ni gerne meh an Brutkruste hinschmeißt — das duld ich nee, ihr Gesindel!“

Es war im Raume ganz still. Seine eigenen Worte klangen ihm peinlich gellend im Ohr. Er empfand es ekelhaft, daß er in der Stube schimpfte und wütete, wo die Kranke in ihrem Elende lag, und zermürbt, wie er war, setzte er sich auf die Ofenbank und begann plötzlich Tränen zu fühlen, die er heimlich trocknete.

Die Mutter lag im Bette in ihren Kissen in Angst vor dem Jähzorn und wagte kein Wort und warf nur

heimliche Blicke nach ihm, ob sich sein Anfall beruhigt hätte. Sie wußte, er konnte jähzornig sein. Früher war er's öfter gewesen. Früher, wie sie ihn mit Eifersucht arg gepeinigt hatte. Dann aber hatte sie sich ausgefunden, daß es doch nichts nützte. Sie hatte sich drein gegeben und Streitigkeiten vermieden. Und hatte immer mehr nur am Sohne gehangen und für ihn gesorgt. Alle Liebe übertrug sie auf ihn. Sie erinnerte sich kaum, daß sie auch in den Zeiten, wo sie zu kränkeln begann, noch einmal einen ernstesten Auftritt mit Sender gehabt hatte. Sie barg sich in die Kissen zurück und sah angsterfüllt, daß der Vater halb sichtbarlich nur auf der Ofenbank saß und heimlich die Tränen zu trocknen schien. Und der Abend verging in tiefem Schweigen. Auch als der junge Sender heimkam und Werkzeuge und Mühe in die Ecke gelegt, saßen die drei Gesunden, vor sich in die Kartoffeln starrend, und stumm und hart mit den Taschenmessern an der Butter schneidend und Bissen um Bissen am Messer zum Mund führend. Und nur das Stöhnen oder ein Hilferuf der Hinsterbenden unterbrach die unheilsschwangere Stille.

Zweites Kapitel

Am andern Tage ging es mit der alten Sender noch elender. Sie kreiste und stöhnte ziellos und erfüllte das kleine Zimmer mit leisem Gewimmer. Die blonde Bertha kam zur Tür frühzeitig herein, da fand sie schon den Alten am Feuerloch knien und aufzünden. Der Alte hatte die Nacht kein Auge zugetan. Wer glaubt, daß Sender etwas

vernachlässigte, irrt sich. Er tat, was nur möglich. Und jetzt nach der Nachtwache wieder, sah er noch sorgenvoller und vergrämter aus als die Tage vorher. Die Mutter hatte in ihren Unruhen in der Nacht, die sie hin und her warfen, und nach ihren Anfällen von Erbrechen immer eine große Schwäche. Sie sah jetzt wie der ausgezehrte Tod aus, hatte den Mund weit offen, und die Augen waren wie gebrochen, nur klein und ungleichmäßig unter den runzeligen Lidern wie trübes Glas. Es war nicht zum Ansehen. Und in Sender ging etwas um, vor dem er sich selbst fürchtete. Er machte Feuer und weinte still. Bertha empfand ein Bedürfnis, ihm einen Gruß zu sagen. Sie wollte aus dem Ton seiner Stimme etwas abhören. Und in der That, der Ton seiner Stimme klang weich und zerbrochen. Und wie das Feuer nun aufbrannte und krachte, übermannte es ihn, daß er sich auf die Ofenbank niederließ und schluchzte. Es war einen Augenblick wie eine Hoffnung, die durchs Zimmer ging. Bertha suchte nach einem Grunde, etwas Freundliches zu sagen, und fand endlich eine Frage: „Is 's denn a su schlimm, Vater?“

„Nee — nee — ich sterbe noch nee! — Ihr möcht wull, daß ich schon tut wär“, wimmerte die Alte.

Sender trocknete seine Tränen und richtete sich auf. Er sann nicht mehr. Bertha war zum Bette der Kranken getreten und rückte ihre Kissen auf.

„Du werst schon noch amol wer'n“, sagte sie, „reg dich ock ni uf, Mutter.“

„Ich sterbe nee ehnder — ich sterbe nee ehnder...“

Sender war ans Fenster getreten und hob einen Augenblick den Vorhang. Draußen lag das Dörfchen still im

nächtlichen Schneefall vergraben. Alles war schimmernd grau, nur das Nachbarhäuschen hatte Licht. Er sann hinaus. Die Nacht war in solcher Ratlosigkeit hingegangen. Die Alte hatte in ihren Träumen und ihrer Schwäche wieder nur einen Gedanken, der sich in ihr herumdrehte wie ein Stein im Strudel, der zuletzt einen Fels aushöhlte. Und so ausgehöhlt lag sie da und umgewühlt immer von dem einzigen Gedanken, daß ja nicht die Witfrau ins Häufel kommen und schließlich Sohn und Tochter verdrängen sollte.

„Wu blei't denn der Sohn? Wu is denn der Sohn?“ stöhnte die Alte.

Sender gab keine Antwort, er sah noch immer hinaus.

„Wu is denn der Sohn?“ versuchte sie heimlich zu Bertha zu flüstern, weil sie jetzt wieder Furcht bekam und nicht wußte, was in Sender vorging. Sie mochte in den betäubten Bildern ihrer hinsinkenden Seele Angstliches und Bedrohliches sehen, und begann noch einmal jetzt mit Weinen kläglich zu fragen: „Jeses, wu denn? wu is denn der Sohn?“

Da sah Sender freundlich zum Bett und sagte bestimmt: „Mutter, 's is erst halb fünfe. Er schläft.“

„So, schläft er, nu do! — ju ju — da is gutt. Da lüßt a ock schlofa, ju ju — weckt a nee — er wird schon vun alleene kumma, weckt a nee!“ —

„Nee, mir wer'n a nee wecka, er wird schon alleene kumma. Er muß au' hale ei de Arbeit“, gab jetzt auch die Junge energisch dazu, während sie den Krug ausspülte und eine Bierflasche mit Kaffee füllte, den sie auf dem Herde gekocht hatte.

„Muß er heute au' ei de Arbeit?“ fragte die Hinterbende.

„Nu, freilich, Mutter, wird er ei de Arbeit gihn.“

„Warum denn heute?“

„Nu, 's is doch ni Sunntig.“

„Nee — nee — ach Gott! — nee nee“ und sie begann zu weinen und zu wimmern und sagte: „Nee — nee, Jeses — ihr — ach 's is ju — Jeses — nee — ihr — kenner verstiht mich — ihr verstiht mich immer nee.“

„Was willst du denn, Mutter? Erst sei amol stille und nimm d'r Zeit, Mutter — hierste! Du brauchst dich ju nee ibersterzen — ich rat dir, nimm d'r Zeit — dann wer'n mir ins schon verstihn.“ — Sender sprach die Worte, während er Schritt für Schritt zur Kranken trat.

„Er muß doch heute nee ei de Arbeit“, sagte nun die Kranke klagend, „ihr saht's doch — Jeses! Ihr saht's doch, 's is doch keene Zeit ni meh, Vater — gar keene Zeit ni meh! — Vater — mei lieber Vater!“ — Sie hatte die Arme nach ihm ausgestreckt: „Ich will d'r od was Leises sa'n — naus, das Madel muß nausgihn — das Madel — 's full amol nausgihn — Vater —“

In Sender arbeitete es, daß man denken konnte, die Alte wäre der Tod, der ihn umklammerte, und der nun sichtbarlich an ihm riß, ihn niederzubeugen, wenn er auch noch so fest zu stehen schien. Sender hatte sich kaum auf ihr Bett gesetzt, als sie sich unversehens mit einer Kraft, die ihr lange gefehlt, aufgerichtet und ihre Knochenarme um seinen Hals geschlungen hatte. Sie hielt ihn. Er fühlte ihren Atem peinlich und wie Totengeruch. Es war

ihm grausig. Er winkte Bertha, daß sie auch sofort ihm zusprang und einen Augenblick alles andere vergaß. Aber die Mutter war stark in diesem Zustand. Der ganze Wille, der in ihr allein noch sprach, die ganze Eifersucht, die sie das Leben geplagt hatte, hatte sich in diesem Augenblick in ihr aufgerichtet und umwand nun den Alten wie eine Schlange, daß er sich nicht entwinden konnte. — „Vater — naus — naus soll das Madel gihn.“

Bertha hatte auch gleich verstanden, um was es sich handelte. Sie sah das Bild des Grausens, die magere, knochig ausgehöhlte Frau mit trüben Augen, die jetzt wie Feuer waren, kaum noch in Sinn brannten und aufglimmten — am Halse des Vaters hängen, der sie auch fest in den Armen hielt und von ihr ganz umschlungen war. Sie floh fast wie in Schrecken hinaus und in peinlicher Angst zum Manne in die Kammer, den sie gleich weckte. Es hatte sich plötzlich zur Gewißheit in ihr erhoben, daß die Mutter heute nicht erleben könnte, und daß es sich jetzt zeigen müßte in dieser Stunde, ob der letzte Wille der sterbenden Mutter siegen würde, oder der des lebenden Vaters.

„Gustav — mein Gott — du — du —“

Er reckte noch immer seinen schnarchenden Mund offen in die Luft und begann endlich die Lippen zusammen zu nehmen und die erstaunten Augen langsam und schwer zu öffnen. Gustav war ein magerer, junger Mensch mit einem dunklen Bärtchen, und mochte wohl einmal, wenn er erst kräftiger wäre, dem Vater gleichen. Er hatte sich ermannt:

„Was is denn? was is denn?“

„Du kannst heute nee ei de Arbeit gihn.“

„Nee ei de Arbeit?“

„Nee nee, du kannst nee gihn. Ich gleebe, de Mutter sterbt.“

Er sprang aus dem Bette mit e i n e m Umwerfen der Beine und stand im Hemde vor der Frau und sann vor sich hin. Er war wieder in die Schläfrigkeit zurückgesunken.

„O Jeses, Gustav, mach ock, schlaf ock ni! schlaf ock ni! wer' ock munter — wer' ock munter!“ riß jetzt die Junge an ihm. „De Mutter spricht mit'm Vater!“

Gustav begann in die Hosen hineinzufahren und seine Schlaffchuhe zu suchen. „Was?“ sagte er bedächtig.

„De Mutter, o mein Gott, du, du — a Jammer — ma kann's nimmeh' anhiern.“ — Und sie setzte sich auf den Bettrand und begann auch zu weinen in der Kammer, die eine Laterne schwach erhellte. Und tiefe Stille lag in der Luft draußen, nur ein Glöckchen von einem Schlitten ging auf dem Dorfweg vorüber und gab einen leisen Himmelston, und dann und wann hörte man durch die dünnen Holzwände, daß unten der Vater mit der Sterbenden sprach.

Und die Mutter hing noch an Vaters Halse, hatte die Hände gekrampft, als könnte sie ihn nicht mehr lassen. Es war ein unvergeßliches Grausen, das Sender gefangen hielt. Wenn er sich später erinnerte, war es ihm, als ob er dort den schrecklichsten Augenblick seines Lebens erlebt hatte. Er war auch schwach und mürbe und sah die ziellos in ihn sich eingrabenden Feueraugen in dem ausgezehrten Totenkopfe. Der zahnlose Mund zitterte lebendig und redselig wie in früheren Tagen — nur war alles wie in Wahn

und Fieber und brannte ziellos, was heute sich aus ihm zu lösen suchte.

„Water, Waterla —“

„Mutter, 's gih't so ni, — le' dich ock — le' dich ock — du hältst's ni aus a fu — nee — ach —“

„Waterla, 's is mei Tüd — 's is mei Tüd —“

„Ja ebens, Mutter, le' dich ock, suste wirst de ju zu schwach —“

Aber ihre Arme hatten sich festgeklammert, daß er sich nicht zu lösen vermochte.

„Was willst denn, Mutter? Da sa's ock!“ Was ihn noch gestern beinah in Jähzorn getrieben, danach fragte er jetzt mit Bier fast, so wünschte er das Gräßliche des Augenblicks zu überwinden. „Was willst denn? — da sa's ock!“

„Jeses, Mann — du wißt's ju — du wißt's ju — Water —!“

„Was denn, Mutter?“

„Du — kannst ju — immer — heirata — Water —“.

„Nee — ach — Mutterla — Jeses — luf ock das — Mutter —!“

„Ich kann doch ni ehnder sterba — du nimmst mir Ruh und Friede ei Ewigkeit, Water, wenn du nee . . .“

„Was denn, Mutterla!“

„Das Häufel . . .“

„Jeses —“

Aber die alte Zahnlose fand noch Atem und Worte, und ihre Stimme hatte einen Ton, wie wenn die Krankheit nicht da wäre, so vibrierend:

„'S Häufel — se full nee ei inse Häufel! — Du fullst

de Kinder nee raustreiba — vur mein'm Tude a Kindern das Häusel überga'n."

Da hatte Sender die schwache Frau endlich losgelassen — ohne Acht in plötzlicher Überraschung und Angst, und sie glitt in die Kissen zurück — und er begann zu weinen, ohne zu sprechen. Er war nicht mehr bei sich, er begann sie nur noch anzusehen, wie sie mit geschlossenen, erschöpften Augen, Leichentod auf den blauen Lippen, an die Decke starrte. Er weinte im Angesicht des Jammers, der sich um sie zusammenkrampfte und sich um ihn zusammenkrampfte, um ihm zu rauben und mitzunehmen, was des Lebenden Teil war. Die Alte war nun stumm. Die Lippen des Vaters bewegten sich manchmal ohne einen Ton. Und wie es ganz still im Stübel geworden, kamen auch die Jungen wieder.

Der Sohn war unbeholfen und derb. Er hatte eine rauhe, dumpfe Stimme, nichts von dem Klang, der noch jetzt in des Alten Stimme lag. Er war ungehobelt und schwerfällig, obgleich er schlank und kräftig aussah. Die junge Blonde, die er geheiratet, war ihm tüchtig überlegen. Er hatte sie geheiratet, weil er Muttersohn war, und daheim in Mutters Hut durchsetzen konnte, was er wollte. Die Blonde hatte ihm gefallen, weil sie die Dorf-mädel durch die weiche, rosige Haut und die hellen Zöpfe ganz in Schatten stellte, und weil sie auch fröhlich und anmutig lachen konnte. Daß sie manchmal mit bittrem Haß und Hohn lachte, und daß sie ihm hart sagen konnte: „Lösch die Sonne aus und zünd den Mond an“, das gefiel ihm von ihrer Jugend sogar.

Wie die beiden jetzt scheu und stumm eintraten, wußten sie nicht, was vorgegangen. Sie sahen heimlich den Vater

an. Gustav ging zur Mutter, die sich kaum nach ihm umsah. Er sagte kein Wort, bis ihn die Kranke selbst erkannte.

„Ach Gustavla“, sagte sie nur, wie er ihre Hand nahm.

„Nu, Mutterla?“ fragte er freundlich.

Die Blonde trat hinter ihn und betrachtete auch die Hinsterbende. Sie suchte zu ergründen, wie es stünde. Aber sie empfand von neuem Unruhe. Sie sah wohl, daß die Kranke einen hoffnungslosen Ausdruck hatte. Da begann es neu zu rumoren in ihr.

„Kumm“, sagte sie mit verändertem, barschen Ton, „kumm und laß de Mutter! se muß Ruhe ha'n.“

Und sie ging nun gleich zusammengeschlossener in der Bewegung zum Herde, wo sie Kaffeetopf und Tassen entnahm, um sie an den Tisch zu tragen.

Sender sann wieder hinaus. Er stand wie anfangs und suchte ratlos in den Flockenwirbeln, die draußen im Morgendämmer das Fenster umspielten und in Schleier hüllten.

Und die Junge sah ihn heimlich — und wußte auch gleich klar, daß noch immer nichts gewonnen war.

„Gustav, kumm“, sagte sie bestimmt, weil Gustav noch immer in der Mutter Gesicht starrte und ihre Hand in der seinen hielt. Gustav ermannte sich langsam. Er war ergriffen. Er sah nur das Elend, und ganz in Güte fragte er mit halblauter Stimme den Vater:

„'S ging wull ni gutt die Nacht?“

Der Vater hatte es gar nicht gehört.

Und die Junge erboste es heimlich, daß der Ton nun so gut geklungen hatte, und sie sagte, indem ihr Mund wieder die verächtlichen Züge annahm: „Kumm od' und

setz dich endlich!" Und sie goß ihm ein und warf jetzt verständliche Blicke auf den Vater, die Gustav mehr auf-rüttelten. Und er begann auch sich gespannter umzusehen. Und ganz heimlich kroch aus beiden die alte Gier — und sie tranken vor sich hin und redeten mit flüchtigen Zeichen und vergaßen bald ganz, daß die Kranke sterben würde. Sie erwogen zernagt, daß der Alte nicht nachgegeben und sie bald — nein — es krampfte in ihnen auf. Ihre Gemüther begannen, sich in neuen Haß einzuwühlen. Daß der Vater, wie er sich endlich auch zum Kaffee setzte, und im ärmlichen Scheine in die Gesichter seiner Kinder sah, die seine Blicke mieden, dieselbe eisstarre, kalte Verachtung, denselben stummen Vorwurf, dieselbe Ankündigung des Hasses und Zornes für alle Zukunft las, die sich in der ganzen Kampfzeit angestaut hatte. Und der Tag brach an. Der Sohn schwankte, ob er zur Arbeit sollte — er blieb daheim. Jedes machte still seine Arbeit. Gustav im Schuppen beim Holze, Bertha im Stalle. Beide mieden den Vater und warteten nur verhalten, ob die Mutter sterben, und der Vater ihren letzten Willen noch hören und weich werden würde.

Ein Ächzen und Stöhnen ging im Hause um und Haßfestkühle. Sender ging um die Kranke herum so ratlos und eingeschüchtert wie noch nie. Auch der Tag ging stumm hin. Die Kinder kamen dann und wann nach der Kranken sehen und heimlich die Situation zu prüfen. Sender suchte einen Ausweg. Er hatte die Kranke ein paarmal gefragt, ob sie nicht den Geistlichen wolle. Aber sie hatte nur einmal, daß es der Sohn und die Tochter hören mußten, gewimmert:

„Nee ehnder — nee ehnder — ich sterbe — nee ehnder —“

Und es war immer wieder ruhig geblieben, und Ratlosigkeit, Pein und Grausen hatten die Seele des aufrecht stehenden Mannes ganz ausgefüllt, daß er immer nahe am Jähzorn war. Aber er dämpfte doch alles heimlich und tat, was ihm zukam. Er pflegte die Kranke, hob sie hin und her und suchte für sich und sie Ruhe und Frieden. Er dachte auch an die Wittfrau nicht mehr, nur das Stübel kam ihm ein paarmal in den Sinn, und er dachte an den Gesang der gelben Vögel. Auch wie er sich hingeseß, um mit dem Sohne und der Tochter die Kartoffeln vom Tische zu spicken und stumm und wortlos in den Mund zu schieben, war es ihm schon gleichgültig geworden, daß sie dumpf und verächtlich taten. Er hatte es auch nur als Pein empfunden, sie ansehen zu müssen, und es sprach auch aus ihm, ohne daß er es recht zu fühlen schien, ein Zug von Verachtung. — So saßen sie gegeneinander und gingen in kalter Verachtung um einander. Und in der ausgezehrten Frau im Bette brannte die Ungeduld zu sterben und noch ihren letzten Willen durchzusetzen. Und wenn sie den Tag vorüberließ, war nur die Schwäche schuld, die sie dann und wann in richtiger Ohnmacht hindämmern machte. So ging auch der Abend dumpf hin, gespannt, erregt im tiefsten Grunde — erwartungsvoll und in peiniger Ungeduld von einem jeden. Und jeder sah in Grausen, daß die Mutter fast schon unter den Toten war — und doch aufbrannte, wie ein verborgenes, gestorbenes Feuer in dem einen Gedanken für den Sohn und ihr Häufel, in dem einen Gedanken, dessen Zukunft zu sichern, wie auch

sonst der andere Lebende sich damit abfand. Auch wie der Alte von neuem versuchte, vom Geistlichen zu sprechen, gab es nur einen Widerhall.

„Nee — nee — ich bin noch nee a su weit — mir sein noch nee a su weit. Vater unser, der du bist im Himmel . . .“ Sie betete hörbar, daß der Alte neben sie trat, und die Hände faltete, und die Junge ebenfalls die Gelegenheit für willkommen hielt, auch dem jungen Kerle ein Zeichen gab, daß alle ums Bett standen und die Worte der Betenden, in sich hinein zur Erde starrend, mitmurmelten. So kam die Nacht . . .

D r i t t e s K a p i t e l

Es war Mitternacht, als Sender sich einen Augenblick aufs Bett gestreckt hatte. In der Mutter Köcheln und Achzen war einige Ruhe eingetreten, und in ihm begann die Abmüdung arg und grausam zu wirtschaften. Er hatte hier keine Zuflucht. Er wäre am liebsten hinaus in die Nacht gelaufen. Er hatte schon einige Male vor der Tür gestanden, nur um die Kälte der Winternacht an sein Gesicht streicheln und ihn aus der Fühllosigkeit seines Zustands, aus der gänzlichen Verwahrlosung seines Hin und Her aufrütteln zu machen. Und er wäre hinausgelaufen, wer weiß, wohin, nur um auch aus der Umklammerung zu fliehen, in die ihn die sterbende Mutter und die beiden Jungen, die oben in Umarmungen schliefen und im Kampfe gegen den Vater sich mehr als je eins fühlen konnten, hineingezogen hatten. Im Grunde ging jeder

Gedanke und jeder Wunsch, auch der drängendste, fast gefühllos vorüber, und er war im Schein des kleinen Lämpchens um die Kranke herum, hatte freundliche Sorgenworte und leichte Mahnungen leise hingeredet, daß es schon werden oder schon gehen würde — und nun lag er auf seinem Bette und schloß, fast wie im Krampfe, die Augen. Und kaum geschlossen, war es ihm, als ob er blind wäre, und als ob ihm der Tod die Augen gewaltsam schloße, daß er sie nie wieder aufmachen würde. Und so sehr ihn die Angst auch peinigte, und so sehr ihm auch schien, daß er die Gewalt, die ihn ängstigte, überwinden könnte, so hartnäckig sah er ins Ratlose und in Schrecknisse, die er kaum noch reimen konnte. Und dann gingen ganze Totenreihen an ihm vorüber, daß er wer weiß wen aus dem Dorfe, auch seinen Vater und seine Mutter und alle in weißen Kleidern sah. Auch Sohn und Tochter, die ihn nicht ansahen. Auch oben einen Kerl, der immer im Gemeindehause lebte, trank und an der Straße seine Arbeit tat — alles in weißen Kleidern. — Er begriff nicht, daß alles sich in Feier bewegte und alle auch tot waren — und fand, daß der Tod ganz festlich sei, und wollte einmal . . . aber ehe er hinzutrat, entschwand alles wie eine leise Flucht. — Wehend, dachte er, wie Blätter! — so ging es hin und stieg es auf: — nur des Straßenmannes Frau stand da und nahm aus dem weißen Gewand eine häßliche, giftiggrün aussehende Bulle und lachte mit häßlicher Grimasse. — Eine Flucht — eine Jagd — eine Unruhe — die erst recht wiederkam, weil jetzt der abscheuliche Engel sich aufreckte und ihn umgarnte, und es wieder heranschwebte. Und im Schweben auch alles drückend und schwer war.

„O — o — o — ein Himmel — ein Himmel —“
Er hörte es nur im Traume. Und es griff ihn an allen Ecken, daß er glaubte, sie rissen an seinen letzten Kleidern. Und er empfand sich nicht mehr, wie er war — er schrumpfte zusammen — Jugend kam — er war nur noch ein ganz jämmerliches, kleines Kind, das da in Windeln lag. Und jetzt nahm ihn seine Mutter und riß ihn heraus — und ein lächerliches Weinen verzerrte seine Züge, er weinte und weinte und zerfloß fast in Tränen und ächzte zugleich: „Ach — ach — ach! —“ Bis er erwachte — und lange lag — und alles hörte — alles fühlte, was um ihn war, das dämmerhelle Stübel und die Mutter, die noch immer wimmerte im Halbschlaf, und die Uhr, die tickte — und oben in der Kammer rührten sich die Jungen, daß man es hören konnte, wie nackte Füße schlichen, und keine Ruhe fanden. Aber er lag und ermannte sich nicht. Schwere wie Blei hielt ihn in seiner Lage. Er machte nicht die Augen auf. Er war geängstigt. Er suchte einen Ausweg und wagte nicht mehr, sich zu rühren, daß er die Mutter nicht ins Leben und in ihre Wünsche zurückrief.

Oben die Junge hatte keinen Schlaf gefunden. Sie dehnte sich an der Seite ihres jungen Mannes und erhob sich, wie er fest eingeschlafen. Denn er schlief wie immer tief und ohne Verklärung und begann bald, auch kräftig zu atmen und zu schnarchen. Im Grunde war sie froh, daß sie nun einmal allein war. Sie entzündete Licht, hüllte sich leicht ein Tuch um die Schultern und saß in großen Filzschuhen, um sich einen Rock auszuflicken. Es kam ihr so in den Sinn. Wenn es auch nicht Zeit war. Diese Nacht fand sie es gut, auf zu sein, wenn der weiche Gustav durch-

aus feinen Schlaf haben mußte. Und sie besann sich, wie weich und nachgiebig der Junge im Grunde war, er würde schließlich auch damit zufrieden sein, dachte sie, wenn eine Neue ins Haus und ins Herrschen einzöge. Und sie sah in ihre Stiche hinein, die die Hand hastiger machte, und hörte kaum, daß die Dachbretter in der Kälte knackten und krachten, die eisige Luft an ihre Beine floß und sie fast erstarrt war. Und sie dachte sich in die Wut hinein, daß sie fast eine Art inneren Kampfes vor sich sah — mit wem? — das zerfloß, als sie es fassen wollte. Und es stieg neu in den Schein ihres Lichtes, als sie wieder zu hören versuchte. „Nee, nee, das soll gewiß nee werden — und die Mutter stirbt ni' ehnder“, dachte sie zum Trost und kroch wieder unter das Deckbett. Daß der Junge, vom Hauche der kalten Luft halb geweckt, die Arme nach ihr ausstreckte, wie ein blöd Lachender dalag und sie begehrte im unerwarteten Lichtschein, aber auch gleich die Lage begriff und sich beruhigt drein gab, als sie ihn nach der Seite stieß.

„Sei nee verwerret! Ich will de Lampe brennen lussen, ma kann doch nee wissen, wie's werd unten.“ Dann lagen beide mit den Gesichtern nach den Dachsparren, die Schatten warfen, und fannen. Und es kam über sie ein Dämmern, in das sie mehr und mehr trübe, von ihren Wünschen und Gieren gepeinigt, versanken.

In der Kranken gab es ein langes, endlos langes Nichtsterbenwollen und Nichtsterbenkönnen. Ausgezehrt lag sie da und sah nichts mit offenen Augen und hörte nichts mit ihren scharfen Ohren und genoß nichts mehr, denn sie wußte nicht mehr, ob sie Wasser oder Wein auf ihren Lippen trug. Und ein Hören — ein unbegreifliches feines — trug sie

doch durch Bretterwände und weite Räume, daß sie sich manchmal vorkam, als entschwebe sie schon unter Sternen, und dann zurückfiel, wie aus allen Himmeln, wenn es ihr einfiel, daß sie im Häusel liege, und daß sie noch immer nicht sterben dürfe.

„D — o — o“ — sie lag wieder im halben Wahne und rief: „D nee — nee, Vater, siehste nee, der Tod — der Tod — o — 's werd immer schiener — 's werd immer schiener —“. Sender sprang empor. Er stand am Bette und hörte gespannt auf die Worte und war jetzt wieder jenes unbarmherzige, maschinenmäßige Bewegtsein für die Ahzende.

„D — o — ju ju — 's is ju schien — eim Himmel — eim Himmel! Jeses — ei a Himmel war' ich kumma — Vaterla — — Vaterla — — —“

„Was is denn, Mutter?“ Er nahm und reichte ihr einen Löffel Wein zur Stärkung. Aber die Kranke sprudelte, als er ihn an den Mund gebracht, daß er ihn wieder auf den Tisch legte. Nein, nichts mehr, nichts mehr wollte sie hier im Leben. Der Tod war in ihr in ganzer Macht. Es war auch kein Entrinnen mit Wasser und Wein nicht, und nicht mit Speise, wenn sie sie hätte genießen können. Und nicht mit Worten der Liebe, wenn sie auch Sender gefunden hätte. Und Sender fand sie jetzt plötzlich: „Ach, Mutterla, Mutterla! Jeses!“ — wie er nun die Alte ansah — „bise ha'n mir ni gelebt, Mutter?! — sa's amol!“

„Nee — nee — Vater — bise nee.“

„Und wenn a Mensch hie und har rennt und manchmal was tut und sa't —“

„O Jeeses — nee — nee — Vater. Ju ju — enner und der andre —“

„Ma is halt manchmal a su —“

„Mir ha'n alle nischte zu verga'n — Vater —“

„Nee wuhr — siehste — Mutter!“

„Vaterla —“

„Mei himmlischer Vater — was könnt ich denn nee glei —“ Sender war im Augenblick des Sterbens völlig benommen.

„Wenn nu der Tod — wenn nu der Tod —“

„Nu — ju ju — Mutterla — nee Mutterla — an Augenblick mußt de aber —“, er sprach ganz hastig, „an Augenblick mußt de“ — und er richtete die Sterbende auf und sah in ihre Mienen. Die Augen waren groß und einfältig, und in den Gram der Züge kam stille Verklärung.

„Vater — a Kindern — das Häufel — gib a Kindern — das Häufel — verstihst de —“

„Ju ju ju ju —!“ Er starrte sie an — „nu freilich, ich war schon — ju ju, verluß dich — nee — nee — ich vertreib se nee — ich war teelen! — Jeeses, ich ha's nee a su gefühlt, aber jiske — jiske — sah ich's doch amol —“

„'S is ock — 's is ock . . .“ — Sender spannte — „'s is ock wegen der andern, wegen der andern“, sie sprach es und lispelte fast, „wegen — Jeeses — mei Junge — mei lieber Junge — ich bin doch — eemol — Häufel — de Mutter — Mutter — hie —“

„Mutterla, Mutterla, verluß dich — verluß dich — ach Gott — ! Nee, ich rufe doch aber glei' . . .“ — er war schon hinaus und rief im Hause: „Gustav, Gustav, zum Pastor!“ Und die Junge kam, halb in Kleidern, und lief

auch schon, wie sie war, auf die Straße, und flog zum Pastor. Und Gustav trat im nächsten Augenblick in die Stube und stand hinter dem Vater, der der Mutter Hand hielt. Die Kranke ächzte nicht mehr, sie war wunderbar still und begann schön auszu sehen. Die Runzeln ihres Gesichtes begannen zu verstreichen. Der Ausdruck des Grames wich. Ihr Haar schien lose und jung, wie es nie vorher gewesen war. Sie war ganz schwach, und der Atem ging lang und fast ruhig. Und kein Wort kam mehr aus ihr. All' ihre Unruhe und ihr Rufen in Angst in unerfüllter Sehnsucht lag hingestorben. Der Blick suchte nichts mehr. Ihr Blick, wenn sie die Lider aufst, war groß, und fast mitleidig blickte sie auf die, die um sie waren. Es schien nicht mehr ihr Mann, und auch ihr Sohn war nicht mehr sichtbar für sie, wie der Junge so da stand und dumpf und starr auf sie sah. Es schienen gute, liebe Verlassene, die nun ferner und ferner rückten. Und sie sah beide an und fühlte nur noch des Vaters Hand, die ihr kaum wie ein Fädchen dünkte, das sie anband, so kindlich frei und lose hob der Tod die Alte, Verrunzelte, vom letzten Willen einst Gepeinigte empor und trug sie zurück in die geheimen Kammern des nie geschauten ewigen Lebens, aus dem sie einmal jung, als Blume oder Vogel, oder als Kindlein in der Wiege erwachen könnte.

Der Vater sah es. — Es kam Frieden in ihn. Er war zufrieden, daß er ihr die Ruhe der letzten Erdenstunde gegeben hatte. Er ging aufrecht. Er war wunderbar frei. Es ging etwas Erhabenes in ihm um, Schönes, das in ihm jubelte. Er wußte jetzt, was zu tun war. Und wie bald der Geistliche hereintrat, standen alle andächtig um das

Lager, und die stille Sterbende nahm Brot und Wein und aß und trank am Tische der Versöhnung, des Versöhnlichsten unter den Menschen Andenken feiernd, daß alle weinten. — Nur der Vater stand aufrecht und betete stark und in der Erregung des Augenblicks laut mit dem Geistlichen, wie die Augen unter den letzten Worten sich für immer schlossen.

Schlusßkapitel

Das hatte er gekonnt, Sender, alles, was der Toten galt, und was Frieden schuf für Zeit und Ewigkeit für sie und ihn. Das begriff er. Was in den letzten Worten sehnsüchtig aus dem zahnlosen Munde der einstmaligen Mutter gekommen, daß sie Mutter sein wollte, und im Häufel in Muttergedanken umgehen wollte — gut — alles das begriff er und war versöhnt. Alles, was Ehrendes und Redliches zu tun war, um die Alte in die Erde zu decken und ihr Andenken zu verklären, das tat er. Er ging aufrecht, er wußte, alles das tat er gern und mit Feuer. Er ging sogar mit tiefer Erregung im Wesen, denn ihm war der Tod wie ein heimlicher Bote erschienen, der dem Menschen schon hier die irdische Schmach auslöscht aus seinen Gewändern und die Flecken des Grams aus seinen Zügen, und der ihn hinaufführt wie jung verklärt. Deshalb schwanden die Tage, bis die Tote in die Erde gebettet wurde, ernst und getragen hin. Auch der Sohn war erfüllt von der Mutter Abschied und saß meist in der Ecke des Zimmers, wo sie im Sarge lag, und sann in ihr Gesicht hinein, und

er war gerührt und befangen, wie Einfältige sind, konnte an nichts denken, als nur diese nie erlebte Feier genießen, um dann und wann, wenn jemand aus dem Dorfe an den Sarg trat, mitzuweinen.

Nur Bertha lief entschlossen hin und her. Sie tat alles für die Tote wie für eine Lebende. Und wenn sie heimlich jemand fragte: „Nu? werd's denn? werd denn de Frommelten neiziehn?“ gab sie barsch und grob und ohne Rücksicht auf ihr schwarzes Gewand, das zum Blond gut stand, ihre Meinung zum besten. „Naus zieh'n mir — das sa' ich — naus zieh'n mir uf der Stelle, wenn das kimmt — keen Augenblick sull Gustav ei dam Häusel sein.“ — So schantierte sie, ohne des Vaters Willen nur zu kennen. Und es peinigte sie, wo sie ging und stand, der Gedanke, was wohl der Mutter letzter Wille gewesen. Sie gab auch zu verstehen, daß der Vater sie nicht eher gerufen, als bis die Mutter nur noch ohne Worte hatte im Bett liegen und mit sterbenden Augen die Gebete des Geistlichen kaum hatte hören können. O, es peinigte sie furchtbar. Wenn sie am Vater vorbei ging, lag es ihr vielfach im Sinn, einfach im Zorn herauszuschreien: „Nu, wie werd's? was sull nu war'en?“ Außerdem stachelte es sie, daß Sender am Tage, als alles für das Begräbnis bereitet war, lange noch wegblieb und oben bei der Wittfrau im Stübel saß und nichts sprach, als nur, daß es stille und friedlich um ihn wäre, und nur den Vögeln oben in den Bauern, wie sie hüpfen und sprangen, mit bleicher Miene freundlich zugehören. Und sie dachte immer wieder hin und her, wird er uns hinaustreiben, oder wird ihm der letzte Mutterwille doch im Ohre klingen. Wirklich, sie vermochte keinen freund-

lichen Ausdruck zu gewinnen. Sie trug den Mund wie eine, die nichts Gutes erwartet und darauf gefaßt ist. Sie sagte nichts, so lange die Tote im Hause lag — dazu war sie vor dem Manne zu klug, den sie nicht in der einfältigen Trauer stören und erwecken wollte. Aber sie hantierte wirklich wie eine, die nur mit dem Leben zu schaffen hat.

So kamen Begräbnis und der Tag ins Stübel, wo man ohne Tote zurückkehrte. Da war der Vater nicht mit ins Häusel zurückgekehrt. Er kam lange nicht heim. — Erst spät in der Nacht hörte ihn die Junge sein einsames Lager aufsuchen. Der Sohn war an dem Tage noch tief ergriffen. Er sprach kein Wort, wie in Naturen, die fühlen, sich die Gefühle ineinander verstricken und umkreisen und keinen Ausweg in Worten mehr finden können. Die Junge lag neben ihm. Er war in unsäglich schweren Schlaf gesunken. Der Vater unten schlief auch bald. Die Junge, die die Unruhe immer wieder noch aus peinlichen Träumen aufscheuchte, horchte ein paarmal ins Haus, und alles schien totenstumm.

Am andern Tage kam ein Notar ins Haus, und der Vater forderte den Sohn herein und sagte ihm, daß er das Erbe teile. Es wurde alles fest gemacht. Der Sohn bekam das Häusel und gab die Hälfte des Zinses dem Vater als Einkommen. Der Vater eröffnete ihm starr und feierlich, daß er ausziehen und sich anderweit ein Stübel mieten wolle. Das tat er auch. Er zog zu einem Bauern und lebte dort zuerst für sich, ordnete alles, nahm dann Tagearbeit von neuem auf und war täglich fleißig auf irgend einem Bau — und sonst stumm und ernst. Und aus seiner Versunkenheit kam er auch für die Kameraden,

die ihn kannten, nicht heraus. Langsam nur gewann er Farbe in das straffe Gesicht und Teilnahme. Er ging dann wieder öfters zu der Wittfrau, die er auch nach Jahresfrist heiratete. Nur in sein Häufel und zu seinen Kindern ging er nicht mehr.



Die rote Liese

Dstern war vorüber, und über die Dörfer im Tal und die Städte ging Sonnenschein und Frühling, und Wolkenschatten trieben über die Ebenen, wo Pfluggespanne die Frühlingskrume lockerten. Aber oben in den Kammregionen deckte tiefer Schnee Stein und Krummholz, und kalte, trockene Nebel wehten und stoben und zerflatterten um das einsame Baudenhaus, das — eine kleine Kolonie — unter einigen seinesgleichen nach Süden zu am Abhange lag, über einer mächtigen Schlucht, in der Schneewasser noch eingehüllt in Winterschauer dumpf brausten, und versunkene Tannen ihre Wipfel aus tiefem Schnee vergeblich nach dem Licht reckten. Denn die Nebel waren düster und zerflossen um und um und trieben heran wie Heere in saufenden, knatternden Massen, alles in Schemengestalten verwandelnd — nur dann und wann einen klareren Blick auftuend in die Tiefe — oder in das Wasserblau des Himmels — oder auf das dunkle Holzhaus, das in dem schwarzgrauen Nebelwehen noch schwärzer schien — und noch entfernter von denen, die mit ihm hier einsam an der Bergschlucht saßen — alle wie undeutbare Ungeheuer,

die sich im Fluge vor der Hast der rasenden, stummen Notten, die ewig quellend aus Westen drängten — ganz unabsehbar — hier im Schutze der Schlucht niedergelassen. An der hinteren Wand der Baude lag ein Steintrog, dort wo jetzt das Bergjoch unter Schnee und Wolken anstieg, und nichts gedieh als im Sommer die feinen Schwertgräser mit roten Weidenrosen untermischt, und im Herbst, wenn das Gras schon gelbte, Enziane in ihren tiefblauen Stauden. — Und Nebel spannen um das Bergjoch und umwehten nun eine derbe Frauengestalt, die aus der Tür austrat, um am Wassertrog eine Schüssel zu schneifen und Wasser hineinzuholen. Ob es gleich unheimlich und kalt war, trat die rothaarige Liese doch barfuß mit ihren frischen, freien Armen in den Nebelsturm hinaus, daß ihr alle Lüfte in die Röcke fuhren, die flatterten, und daß sie sich fest an die Tür klammern mußte, um sie mit einiger Gewalt ins Schloß zu bringen. Pfeifend und heulend kam's über die Halde, und stumm trieb es um sie, wie spielende Schatten, wehte durchs Haar und hauchte die dünnen Röcke. Liese hatte ein derbes, kräftiges Gesicht. Sie war gar nicht klug. Es machte ihr nichts, einsam zu sein, ob sie es auch nicht gewöhnt war. Denn sie war erst einige Wochen in der Bergschlucht. Aber die Mutter hatte es jetzt gewünscht, daß sie käme, damit sie Hilfe in der Wirtschaft gewänne. Und dem alten Rehorek paßte es auch, wenn ein junges Leben einzog. Und Liese stand am Wassertroge und sah sich um. Sie war groß und stark für ihre Jahre und nicht gar schnell in ihren Bewegungen. Deshalb hatte sie auch im Tal immer mit der Bäuerin zu tun gehabt. Wenn ihr nicht, wie hier oben, der Sturm wirklich an den Leib

fuhr und sie zur Eile und zum Entschlusse trieb, dann tat sie nur Schritt um Schritt. Und scheu war sie auch. Sie verlor fast ihre Röte nie, wenn sie unter Menschen war. Immer schoß es ihr gleich in die vollen Wangen und in ihre großen, gutmütigen, verlegenen Augen. Nun war sie hier oben im Nebel einsam am Wassertrog, und es durfte ihr in den Sinn kommen, zu stehen und sich umzusehen. Die Bäuerin war tief im Thal und schreckte sie nicht. Und die Mutter mußte ihr alles zulassen. Denn Rehorek, der alte fast Siebenzigjährige, mochte keinen Streit und war ordentlich lustig geworden, seit sie im Haus war. — Und Liese sah einem Krähenzuge zu, der sich aus den Lüften im Nebel löste und krächzende Laute über ihre Einsamkeit hin ausschüttete. Liese genoß es ohne rechtes Gefühl. Es amüsierte sie, ohne daß sie eine Miene verzog, und sie rieb noch einmal ihre Arme kreuzweise mit den kräftigen Händen, rieb auch die Füße aneinander, ehe sie das Schäßchen nahm und, bald behutsam Eis und Schnee übertastend, vom Nebel umflattert, vom Sturm umwirbelt und gerissen, nach der Tür ging und dort im rechten Kampfe mit den pfeifenden Lüften die Tür endlich hinter sich ins Schloß riß.

Drinne war es warm. Warm und schön im Kuhstall, und warm und traulich in der Stube. O, es umfing einen eine Traulichkeit, daß man es empfand, als wenn liebe Hände nach einem griffen, wenn man den eisigen, sturmgepeitschten Nebelheeren entronnen in den Flur eintrat und das Schnappschloß einfiel. Es war dunkel im Flur. Aber wohlig. Auch Liese fühlte es jedesmal. Das machte ihr auch die Baude so lieb, ohne daß sie sich jemals

Gedanken machte. Sie nahm das Liebe nur hin. Und jetzt lief sie mit dem Schaff Wasser in den Kuhstall, um die Kühe zu tränken. Nein — eine Luft, dämpfig und nur für jemand, der gewöhnt ist, darin mit den großäugigen, gutmütigen Tieren, die aus dem Dunkel gedankenlos nach Heu und Wasser auslugen und dann und wann einsam brüllen, zu leben. Liese kannte es nicht anders. Sie hatte immer im Kuhstall und auf der Weide gelebt. Ihr war es recht so. Hier war sie gut und brauchte nicht rot zu werden. So gutmütig und groß und nur ein sich Dargeben waren auch i h r e Augen, wie die, die aus dem Dunkel nach ihr sahen und nach ihr riefen. Es war nun ein rechtes, lautes Rumoren in die fünf, sechs Kühe und in die Ziegen hineingekommen, und Liese brachte noch ein paarmal Wasser und klemmte Heu und Stroh in die Kaufen und redete:

„Gih ock — Schecke — gih ock! — Reiß mir ock nee de Lumpa noch runder! Gihste glei' — ich war d'r glei' a Ding ga'n!“ und sie gab der Schecke einen klatschenden Schlag und stieß ihre Hörner beiseite, wie sie mit dem Heubund kam und schalt von neuem: „Nee — ach ihr kinnt's doch aber werkllich nee erwartat! Nee — ach Jeses — Nelke — Weißkopp — gihste glei'! Nu' nahm ich aber doch werkllich —“ und sie griff nach einem Stocke, weil sich die Tiere zu sehr drängten und sie fast in die Klemme brachten, und schwappte unter sie, daß sie alle gleichmäßig in die Ketten rissen, die Köpfe hoch gegen die Kaufen und rücklings warfen und einige klagend brüllten. —

In der Stube drinnen war es still. Rehorek war von seinem Eckplatz am Fenster, wo er den Tag über saß

und schnitzte, nicht aufgestanden. Er hatte einigen Rübepfeiler, die vor ihm standen, sorglich die Flechtenbärte angeklebt — und sie auf grünen Brettchen festgeleimt. Er besah seine Arbeit und besah auch manchmal die Alte, die übrigens zwanzig Jahre jünger und gar nicht seine Frau war. Frau Schröter war aus dem Tale zu ihm gekommen, wie seine Frau starb, und lebte nun mit ihm seit gut zehn Jahren. Und sie hantierte und schaffte in der Wirtschaft wie eine, die der Sache Herr ist.

Aber es war schon ein Mißklang zu fühlen.

Die Schröterin empörte sich innerlich. Sie hatte nicht gedacht, daß der Alte noch auf Gedanken kommen könnte. Mit keiner Silbe. Sie hatte die Liese zur Hilfe für sich zu sich genommen. Nun fing ihr das Mädel an, heimliche Qual zu machen. Sie merkte es wohl, daß Rehorek seit ihrem Hereinkommen fast den Schwerenöter spielte — und einen lustigen Ton fand, der zwischen ihr und ihm nie gewesen war. Sie war ungerecht, wie alle Frauen, ob sie in Hütte oder Haus, in Kattun oder Seide sind. Sie fand in dem Alten etwas wieder, was er niemals im Verkehr mit ihr besessen. Denn sie war nur als Wirtin bei ihm eingezogen, weil die große, damals einsame Wirtschaft eine Sorgerin brauchte, und Mann und Weib hatten sich in der Einsamkeit langsam an einander gewöhnt. Wie die Liese herein kam, das war ganz anders. Der Alte sah die Jugend. Liese war wie ein junges Buchenreis, so frisch, und ihre Augen glichen ein paar Kinderaugen — so voll und stark sie schon war und frauenhaft kräftig mit ihren achtzehn Jahren — ein paar Kinderaugen, die sich am liebsten hinter jedem Schrank und in jeden dunklen Win-

kel verkrochen, und die zuerst hundertmal vom Tische verschwanden, um das und jenes zu holen, Feuer in den Ofen zu legen, wenn sie den Blick des Alten auf sich fühlten. Liese war ganz ahnungslos. Sie hatte gar keine Gedanken. Sie war wirklich gern allein mit dem Vieh. Sie war auch gar nicht schuld daran, wenn die Mutter Qual empfand und wenn deren Mienen von Tag zu Tag gespannter sie und vor allem den Alten beobachteten. — Die Schrötern sann hin und her, wie man die Gefahr bannen könnte — und hob eben den Topf Kartoffeln auf die Ofenbank, um ihn über den Seiber zu stürzen für das Abendessen.

Das Stübel war wohlhändig, die Balken schwer an der Decke lastend, die Tür niedrig, aber in ihren Feldern angemalt. Tisch und Stühle plump und rot betüncht, auch der Schrank mit bemalten Tellern und Tassen, die prunkend nebeneinander gereiht standen — reichlich in vielen Reihen, und Tassen und Krüge in Silberschrift, worunter auch Gesangbuch und Andachtsbuch eingeklemmt steckten. Und um den Ofen, von der Decke aus gehalten, ein braunes Holzgestänge, woran die Schrötern ihre roten Tüchel und flanelnen Hemden trocknete, wenn es draußen wild und einsam heulend mit Schnee und Nebel umging — woran auch Rehorek seine Mützen hing und worüber er Schnitzhölzer legte, um sie ganz zu trocknen. Die alte blumige Holzuhr mit langem Perpendikel klappte langweilig hin und her.

„Is nee bal'e?“ sagte Rehorek und sah zu der geschäftigen Frau hinüber. Er saß immer noch am Tisch in der Fensterecke in Hemdärmeln, eine alte Mütze auf dem Kopfe und besah sich seine Rübezahle.

„Kannst wull 's Madel nee erwarten?“ gab die Schrötern, ihren Zorn plötzlich verratend, dawider.

„Nee“, sagte er gutmütig und lustig. „Au' noch nee.“ Und sie verstummten beide. Und sie sah ihn an, gerade wie er noch einiges an den Rübezahlen anzubringen hatte — und er sah sie an, stand auf, trat sich die Glieder aus, die ihm steif geworden. Da wagte nun sie ihn nicht anzusehen, weil sie eine Szene noch immer vermeiden wollte. Aber es wurd ihr schwer, an sich zu halten.

„Möchstst de nee das Madel noch verrückter machen, wie se schon is?“ fragte sie dann in scheinbarer Ruhe. „Aber das sag ich dir — a su gihts ni furt.“

Rehorek sah sie wieder an und kraute sich — nahm die Mütze ab — lachte — und machte dann ein ernstes Gesicht, das die Schrötern in ihren verschlossenen Zorn zurücktrieb. Wütend konnte der Alte sein. Daß er es nicht wurde, das war auch eine Wirkung, die von der Liese ausging — sagte sie sich heimlich, wie sie noch in Gedanken räsonnierte und die Kartoffelschüssel auf den Tisch trug. —

Liese hatte draußen unter den Röhren längst die Laterne anzünden müssen. Nun kam sie herein, ohne sich umzusehen, setzte ihre Laterne auf der Ofenbank ab, um sie zu löschen — hing sie phlegmatisch an das Ofengestänge — dann ließ sie mit einem Blick auf den Alten, der sie auch grade ansah, den Kopf tiefer nieder und fuhr in die Schuhe, errötend im dunkeln Winkel — und kam dann wie ahnungslos heraus, mit großen Augen, gut wie ein junges Kind — oder ein staunendes Weibekind, das dem Grasen einer scheidigen Kuh nachstarrt. Und dann saßen

die drei um den getünchten Tisch, die Kartoffeln auf der Mitte ausgeschüttet, ein Näpfchen Butter vor jedem, aus dem sie mit ihren Taschenmessern Bischen um Bischen schnitten. — Und selbst der Alte tat wie versunken und niemand rebete.

Aber die Feuer im Alten waren entfacht und ließen sich nicht mit Worten löschen. Er ging noch aufrecht mit seinen fast Siebenzig. Und er ging aufrechter, als er je seit Jahren gegangen, seit Liese im Hause war. Darin hatte auch die Schrötern recht, die es sich heimlich, und wenn sie ihm Vorwürfe machte, die er ziemlich schweigend und ohne Zorn hinnahm, ihm auch laut ins Gesicht sagte, daß er lachen mußte.

* * *

Der Frühling war hingegangen. Sommer war im Lande und auf den einsamen Mooren. Die Kniehölzer hatten längst lichte Sprossen getrieben, und frisches Gras, mit kleinen Weidenrosen untermischt, blühte oben auf den Steinhalden, zwischen den flechtengelben Felsblöcken und um die dunklen Tümpel. Liese war viel oben, sie trieb das Vieh einher, das sich zwischen den Krummholzmassen einzeln ganz verlor. Und der alte Rehorek mußte einige Male zu Tale, um seine Waren hinabzutragen in die Verkaufsbuden unten in die Dörfer am Gebirgseingang. Die Schrötern war in Unruhe und Unrast daheim. Da kam es, daß es den Alten von seinem Wege abtrieb, daß er lange in der Ferne im Grase und Krummholz verborgen saß und hinsah, wo Liese, die gute, sich nun ganz einsam und frei fühlende Liese, sich auf dem Grase dehnte, Blu-

men zerpflückte, ihre Arme über den roten Kopf ausgereckt, in den Himmel und die treibenden Wolken starrte und die Welt der Gräser um sich mit Käfern und Spinnen anstaunte, bis sie groß aussahen gegen den tiefen Talgrund — wie Wald und Vögel so groß — und daß sie nichts dachte, nichts ersehnte, nur sich wohl sein ließ, wie ihren jungen Kühen und Ziegen wohl war, die dann und wann herankamen und sie an den Füßen beschnoberten — daß sie es duldete und dann von dem seltsamen Gefühl der Zungen hell auflachen mußte. — Und der Alte trat dann wohl wie zufällig heraus zu ihr, und ob ihm gleich gar nicht so zumute war, machte er doch ein ganz ernstes Gesicht. Denn das Alter ganz in Einsamkeit verbracht, legt eine Starre in unsere Mienen, die nicht jedes heimliche Lachen gleich auslöscht. Und nur, daß er Liese dann wie zufällig ansah — lange — und ihre kräftigen Arme und in ihre Augen — und wohl auch einmal ihre Haare, die hubelig herumhingen, aus dem Gesicht strich, wohl nur sagte, daß es die Mutter nicht wissen brauchte, wenn er den Weg hier vorbei genommen . . . Aber einmal war der Alte dann plötzlich wieder zurückgekommen, nachdem er noch von der Ferne ungesehen gestanden, und hatte das Mädchel umarmt und an sich gedrückt, wie ein junger Liebhaber, wirklich ganz toll und voll Kraft, daß sich Liese auch gar nicht lösen gekonnt und nicht gewußt hatte, wie ihr geschah — und hatte sie mit dem Munde, der noch untadelige Zahnreihen glänzen ließ, geküßt — so leidenschaftlich — daß sie ganz in sich hinein erschrocken und sogar beleidigt getan, wie er dann plötzlich ebenso rasch auch schon den Hang hinab verschwunden war.

Und wie der Alte da heim kam, gab es Streit. Frauen haben eine unbegreifliche Ahnung. Als wenn sie in seinen Kleidern spürte, daß er Liese im Arme gehabt. Die Schrötern empfing ihn mit harten und entschlossenen Worten:

„Das machen mir nee! da gib ich meiner Wege! Du werscht a ganza Tag furt sein. Was? ich war hie alleene blei'n! Du werscht zu dar Junga laufa! — Warum bist de denn a su lange? Häh?“

Und ehe er sich auch nur seiner Trage entledigen und sich verschnaufend auf die Ofenbank setzen konnte, stand sie schon weinend vor ihm und rief Gott zum Zeugen an, daß sie getan hätte, was sie ihm an den Augen hätte absehen können, und jetzt so etwas erleben müßte!

Rehorek war in solchen Momenten klug wie ein Junger. Er sagte nichts. Er begriff heimlich nicht, wie die Alte 'was wissen konnte. Er mußte sogar etwas darüber lachen. Er tat, als wenn er nur einstweilen verschnaufen müßte und tat ungeheuer erstaunt. Aber ehe er sich ganz zu einem Worte erholt hatte, wobei der weißhaarige, wetterharte Mann wahrhaftig gar nicht wie ein Alter ausah, vielmehr frisch und heimlich lustig wie aus Blut und Leben, da hatte sich die Schrötern schon zu ihrem rechten Haß aufgerichtet.

„Ich wersch 'r anstreichen, dem Madel. Die! Se kimmt und spielt sich uf. Ich erwürg se, wenn se heem kimmt — und wenn se glei' meine Tochter is! — Ich wiß schon — ich wiß schon! — Aber das sag ich — kenn Augenblick bleib ich, wenn du das junge Mensch nee glei' uf der Stelle furttschaffst.“ —

Rehorek mußte sich ernstlich bemühen, die Wut zu

dämpfen. Die Frau war nahe daran, ihm an den Hals zu springen oder ihm den Topf, den sie in Händen hielt, einfach heiß und glühend mitsamt der Milchsuppe an den Kopf zu werfen. Aber weil er jetzt auch allmählich durch geschickte Fragen merkte, daß sie gar nichts wußte, rein nichts, daß es nur eine kühne Vermutung gewesen, weil er viel länger ausgeblieben wie jemals, da gewann er auch wieder Mut. Er beruhigte sie langsam. Bis dann der Abend in stummer Verbissenheit der Frau und in sorglichem Sichhüten des Alten, den Teufel in ihr noch einmal zu wecken, hinging.

Natürlich war gar keine Rede davon, daß der alte Rehorel Liese noch einmal fortgelassen. Das mußte ein jedes begreifen. Das begriff schließlich, als der Herbst kam, und die Kühe in der Schlucht über gelben Gräsern und Enzianen weideten, auch die Mutter Lieses, so sehr sie auf dem Posten war und jeden Schritt des Alten auch bewacht hatte. Aber es kam ihr doch schon vor, als wenn nun Liese, wenn sie an einem grauen Felsblock vor der Baude lehnte und in die Täler und Bergwälle hinausstarrte, etwas ganz Verändertes an sich trug. Man konnte sie rufen, sie hörte nicht. Hundertmal verstiegen sich jetzt die Kühe, sie sah sie nicht. Sie war unbegreiflich versonnen und dachte an gar nichts — und wurde nicht nur rot — wie mit Purpur gefärbt war ihr volles Gesicht, wenn man sie weckte. Und wie dann endlich wieder ein erster Wintertag gekommen, und Liese ins Dorf hinunter gegangen war, kam das Mädel gar nicht heim. Das war der Schrötern höchst verwunderlich. Sie lief vielmal vor 's Haus hinaus — wo winzige Flocken gefallen waren, und sah nach dem Hange

aus. Und Rehorek sagte nichts. Er lief auch hinaus und hatte mehrmals nach ihr ausgesehen. Darüber war es endlich dunkel geworden, nachdem die Sonne noch einmal hinter Bergwällen und Wolken golden hindurch geblitzt hatte. Und Rehorek war wieder von der Arbeit wegelaufen und diesmal eine längere Weile draußen geblieben. Da ertappte die im Flurdunkel schleichende Schrötern ihre Tochter, wie sie in den Armen des Alten stand, im Winkel im Kuhstall, und er sie wie ein junger Liebhaber zärtlich begrüßte.

„Hahaha — a su is das Ding“, schrie sie — „a su mußt's kummen! So eene is se!“ — Und sie schlug wie entfesselt mit einem Riemen, den sie in der Hand hatte. So wild und wahnsinnig hatte sie sich noch nie gebärdet.

Rehorek mußte sie in Wahrheit bändigen.

„Gib dich zufriede — du — gib dich zufriede — Ern-
stine“, mühte er sich, sie zu beruhigen.

Aber sie schrie noch mehr in den klammernden Armen, die tatsächlich noch wie Eisen hielten.

„Zufriede soll ich mich ga'n —“, schrie sie, — „mit was denn? mit dem Laster? — mit eener solchen, die de Mutter aus'm Brote treibt? — mit an solchen Luder vo Weibsbilde, die ock ei's Nest will — —.“ Liese saß in ihren Ausgehachsen im Stroh und weinte.

„Se kimmt au' ei's Nest“, sagte der Alte, der deshalb nicht locker ließ.

„Hahahaha!“

„Ich heirat se — das Madel — verstiebst de mich!“

„Hahahaha!“

„Was kannst du denn sa'n?“

„Sullst mich luslassen, Man! — se hot wull schon ees vo dir? — hahahaha!“

„Se hot a Kleenes vo mir“, sagte der Alte gelassen, „de Hebamme hot's 'r heute gesa't.“

Der Mutter Schrötern stand völlig alles still. Sie erstarrte rein zu einer Bildsäule. Es war alle Wut plötzlich in Starre verwandelt. Sie sah nur den Mann an, der sie nun langsam aus seinen Armen ließ — sie sah ihn an — und lief dann wie ratlos zur Stubentür — denn sie standen alle immer noch im dunklen Kuhstall. Dann lachte die Schrötern ganz toll.

„Ach a su?!“ — sagte sie — „nu do — nu do — nu do — nu do is ju gut —“

„'S stieht feste“, sagte der Alte und ging ihr nach in die Stube. „Sib dich zufriede“, sagte er streng mit böser Miene, — „suste zieh ich amol andere Saiten uf.“

„Also deine Frau werd se“, sagte die Schrötern höh-nisch.

„Se werd meine Frau — und abgemacht“, sagte der Alte. — „Kumm ock, Liesel. Wer dir noch was tut, hot mich uf'n Halse.“ — Und er nahm zur Drohung, wie absichtslos, irgend einen scharfen Schnitzer vom Tische.

Liese kam weinend, kroch aber die Treppenstufen im Hause hinauf in ihre Kammer, um sich umzukleiden. Sie konnte sich nicht beruhigen.

„A su is das Ding! — also deine Frau werd se — und a Kind hot se —.“ Und die Schrötern lachte wieder grell auf und begann plötzlich ihre Sachen zusammen zu suchen — und hastig einzupacken. —

„Du brauchst nee fort zu gihn.“

„Hahaha — a Bräutigam vo Siebenzigen — Hahaha!“

„Ich sa' dir'sch ju — kannst au' hie bleiben, du brauchst nee furtzugihn.“

„Nee nee! — Brautleute missen alleene sein! — nee, ihr Leute! — nu lust mich aber doch ei Friede“, sagte sie mit allem nur erdenklichen Erstaunen und Hohn zugleich. —

Und sie suchte tausenderlei aus Stübel und Stube eilfertig zusammen und machte einen Packen. Liese kam mit verweinten Augen, die nur noch trânten. „Ach nee, Mutter! — Wu willst de denn hie?“

„Sprich nee, Madel!“

„Luf de Mutter machen, was se will, Liesel“, sagte der Alte. —

„Liesel! Liesel!“ grimassierte die Alte. Und sie ließ sich nicht stören, zu packen, und war immer nahe daran, von neuem herauszulachen.

Aber der Alte sagte auch noch einmal und ein zweites Mal:

„Es treibt dich niemand 'naus“, sagte er, „du kannst ruhig hie' blei'n.“ —

Die Schrötern lachte nur höhnisch.

Und Liese saß mit ihren Kinderaugen, aufs innerste erschrocken und verstört, auf der Ofenbank und heulte und klagte:

„Ach Jeses, Jeses! — Nee! Ach Mutter? War denn? War söllte denn de Mutter 'naustreiba überhaupt?“

Und endlich nahm die Mutter ihre schwere Hucke, lachte noch einmal ihren ganzen Hohn in die Stube zurück — und mit einem kräftigen Ruck den Packen auf den

Rücken reißend, verschwand sie ins Haus — hinaus in die Nacht. Daß Liese ratlos den Abend und die Nacht weinend auf der Ofenbank darsaß und nur langsam erst in Tagen sich wieder aus ihren kindlichen Schrecken erholen konnte, den alten Mann nicht nahe zu sich ließ, gleich weinte, sich unendlich, zum ersten Male, verachtet erschien und der Mutter Haßblick gar nicht vergessen konnte. Nur langsam in den stillen, einsamen Wintertagen wurde sie ruhig — und war dann die Frau des Alten — und trieb gutmütig in Stall und Stube ihr verlegenes Wesen.

Eine Heimstätte

Erstes Kapitel

Einsame Spätsommersonntagsstille oben über dem Bergwald — wo dann Heiden und Krummholzbüsche zum Kamme emporklettern — im Schlage, wo alte knorrige Wetterfichten vor kurzem festgestanden hatten und nun nur noch die Wurzelstöcke aus dem aufgewühlten Boden ragten. Zwischen Blöcken und Stöcken blühten und glühten Weidenrosen. Die grünen Blaubeerblättchen und tausend kleinen Kräuter glänzten weithin wie in Silber, über die die roten Blüten gestreut schienen in stiller Sonnenfreude. Es war klar weithin in die tiefe, ferne Welt — und lautlos einsam. Nur Artschläge hallten und ein Spechtlachen klang. Ein grüner und ein schwarzer kamen in wogendem Fluge in der freien, frohen Sommerluft, suchten den Stamm der einzeln inmitten des Schlages verschont gebliebenen Fichte, die bis zum kleinen Wipfel astkahl war. Ein jeder Vogel saß emsig am Stamme, eilte ringsum, das Köpfchen rückwärts gestaut wie einer, der seine Zeitung weit halten muß, um sicher zu sehen, das schwarze Köpfchen aus dem hellgrünen Jägerkleide nun neugierig noch einmal zurückwendend in die einsame, son-

nendurchwirkte Halde — der grüne — und dann laut und eilig pochend, daß weithin eilfertig der Doppelschlag der beiden lustigen Schwebler hörbar über die Halde klang. Nun flog einer — dann der zweite in stoßenden Wellen weiter dem Walde zu. Es war ein Morgen, als wäre man nicht aus Erde, nur aus Licht und Luft geboren. —

Rubener und sein Ältester, Martin, hatten den ganzen Morgen hier oben gestanden zwischen Blöcken und Stöcken, Arbeit getan — hoch über der Welt aus weiten, blauen Wogen in den freien Unermesslichkeiten der Berge, die hinauslocken mit Blicken zu schweifen, wer nicht Flügel hat. Ein Stoß Wurzelstöcke lag gegen den Weg dem Kamme zu, den Martin schon aufgeschichtet.

„Martin — paß ock uf —“, sagte nun der Vater, der mit harten Schlägen Stöcke zerkleinerte, die er mit einem Hebelwerk locker gemacht und in die Luft gehoben. Aber Martin hörte nicht gleich, weil seine eigenen Artschläge Rubeners Worte übertönten.

„Martin — Junge — stille! paß ock uf! uben — uf a Berg zu — sibste nee?“

Martin ließ die Art sinken und sah sich nach der Höhe zu um. Und Vater und Sohn standen, ohne sich noch zu rühren. Frische Menschen von sicherer Kraft — hemdärmelig und in Arbeitskleidern, feste Stiefeln an den Füßen — ein jeder die Art zum neuen Schlage in der Hand bereit. Nicht alle im Gebirge sahen so frisch und trozig aus. Rubener war kaum vierzig — war kurzbärtig und zäh in der Gestalt und mußte sich bücken, wenn er daheim in das niedrige Stübel der Rubenerbaude eintrat. So mußten die Menschen früher gewesen sein, wie sie noch alle

Einsiedler waren — ungestlich und rauh — ganz nur für sich lebten und noch nicht jeder jedem glauben machen wollte, daß sie Brüder wären — einer dem andern nur nahen gekonnt — nicht anders, als offen als Feind, zum Kampfe gefordert. So einer war Rubener — unbewegt — verschlossen, auch nicht groß Knecht und untertänig — stumm und stark in der Arbeit — sanft zu den Kindern und zum Weibe — und wortarm und in Gedanken versunken. Und Martin, ein ausgelassener Wildling, den es juckte, von neuem fröhlich in die Wurzelstöcke einzuschlagen, wenn er wie jetzt ruhen gemußt. Und beide sahen nun mit leuchtenden braunen Blicken, aufgerichtet im kühlen Luftzug über die Heide hin, weil gegen das helle Licht über der Höhe ein Reh — und noch ein Reh und dann ein drittes langsam emporkam — äsend und äugend — ganz nur auf der Berglinie ein wunderzartes Schattenspiel — flüchtig wie in Sonnendunst gezeichnet — äsend und dann starr äugend und zum Fortspringen über Stein und Halbe frisch bereit — und nun sicher gemacht — und dann von neuem hoch emporgerichtet ein jedes, wie der Rubener selber und der dreizehnjährige, frische Junge, in deren beider Blicken jetzt ein Lachen lag im Morgenfrieden, ehe die harten Schläge weiter in die Gründe klangen.

„A schienes Tierla“, sagte Martin leise. Aber er hielt es doch nicht aus. Er hatte längst niedergesehen, daß er einen klaffenden Spalt vergeblich in einen Klotz geschlagen, und schlug nun mit ausgeruhter Kraft fort, daß die Schneide saugend durch den Knorren fuhr und die beiden Wurzelarme splitternd auseinanderfielen.

„Ich war dir'sch zeiga“, lachte er schon wieder lustig für sich, wie das Werk getan war.

Auch Kubeners Schläge klangen eintönig weiter, daß die Rehe oben noch einmal geäugt hatten und dann mit leichten Sprüngen am Hange hin ins Walddickicht verschwunden waren. Allzu lange gab es für die Kubenerleute kein Ausruhen. Früh im Morgengrauen war Kubener mit Martin ausgezogen, um das Winterholz für den eigenen Bedarf zusammenzurücken. Eine alte Gewohnheit. Auch Kubeners Vater hatte schon Stöcke von der Herrschaft gekauft, einen ganzen Plan, die er dann immer in Sonntagsfeierstunden selber ausgerodet und klargemacht hatte, wobei auch ihm der Älteste, der nun Martins Vater war, geholfen hatte, wie heute Martin ihm. Auch Kubener hatte zu seinem Vater, wie heute Martin zu ihm, aufgeblickt, die stumme, gerade, harte Art, die so liebevoll und verlässlich war, heimlich immer neu angestaunt — auch die sichere Kraft — die es verstand, die vertrackteste Wurzel mit mächtigem Hebelgriff emporzureißen, daß man dann stand, als hätte man ein ganzes Kätselwesen von verwachsener Schlangenbrut Steinen und Blöcken und dem tiefen Erdgeklüfte zu entreißen vermocht.

Eben hob Kubener den Stock einer alten hundertjährigen Fichte aus. Martin sprang ihm zu. Es gab eine harte Mühe.

„Ich war d'r'sch hal'n, Vater!“

„Nee — gih ock 'nim, Martin! — uf de andere Seite — hie nußt 's nischt — hal' ock du lieber a Pflock mite! Pst! — pst! — ruhig — langsam, Martinla — ja nee gihn lo'n — langsam — siehste — asu gih't's — langsam

— das Ding werd schon gihn asu — stille — daß 's nee schwappt! — asu — werd — das — Ding!"

„Das is aber a grüßer, Vater“, sagte Martin, als jetzt der Wurzelstock umgekehrt dalag, die Wurzelenden, die ein Jahrhundert in den finsternen Erdspalten gegraben und gezogen hatten, in Gräuel in die Luft züngelten — nur alles tot und starr. Kubener wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wie verwehende Glockentöne klangen vom Talgrunde empor, daß Kubener lauschte.

„Istte werd de Mutter bal'e kumma, Vater“, sagte Martin zufrieden, weil er ans Essen dachte, das Frau Kubener ihnen bringen sollte. Die Baude lag nicht weit. Wenn Frau Kubener von jenseits zehn Minuten in die Höhe war, konnte sie den Schlag überblicken. Auch Kubener dachte jetzt ans Mittagessen, wie er fest in das Holz einschlug. Und Martin lachte noch pfiffiger, ohne es zu merken, weil ihm fröhlich zu Mute war, wie den bunten, leicht wogenden Spechten, die neu vom Waldgürtel herüberflogen zur alten Wetterfichte — weil er hörte, wie hell Vaters Schläge in der freien Sonntagsluft widerhallten —, er lachte, weil er die Blüten der Weidenrosen glühen sah und die verwehten Glocken gehört hatte — weil er nun an die Mutter dachte, die bald, ein böhmisches, buntes Tüchel um den Kopf flatternd, wie die Rehe als Schattenspiel auf der Höhe erscheinen mußte. Martin stand jetzt vor den Holzstapeln am Wege, während der Vater tiefer unten Arbeit tat. Er überlegte. Er erwog, daß sie acht Male mit dem Schlitten vom Baudengrunde über das Bergjoch herüber müßten, wenn sie alles Holz heimbringen und Scheit um Scheit dem mächtigen Haus-

gößen von Ofen in der niedrigen Baudenstube opfern sollten. „Hahahaha“, er lachte, der Junge — den ganzen Morgen — er dachte an alles, wie wenn Träume vorübergingen: an das warme, wohlige Winterstübel und den dämpfigen, spinnwebigen, dunklen Stall, an die Wiege dachte er, worin das Kleinste der Kubenerkinder in dicken Betten lag, an dem die andern wie an einer Puppe hingen — alles kam und ging flüchtig und lustig vorüber, wie die braunen Käfer im Beerenkraut und wie die Spechte und die Rehe kamen und gingen, alles flog und sprang und kroch eilig vorbei in seinen lustigen Gedanken, wie Martin den Holzstapel lange überlegend angestaunt.

„Martin!“ rief wieder der Vater, daß es am Hange ein Echo gab, so laut mußte er über den Schlag hin rufen, so weit stand der Junge jetzt auch für den Alten gegen das Bergjoch zu.

„Was denn, Vater?“

„Is das nee de Mutter da uba?“

„Wu denn?“

„Nu uba — sih dich ock im — uba.“

Martin trat hinter dem Holzstoß hervor und sah auf den Bergpfad. Wirklich die Mutter Kubener kam eilig über die Höhe gelaufen. Auch Martin sah sie erstaunt an. Vater und Sohn regten keine Hand mehr, weil der Anblick der Mutter, die hastig über Stöcke und Blöcke sprang, gleich verwunderte. Man sah, sie hatte sich nicht wie sonst sonntäglich hergerichtet. Eine junge, frische, liebe Frau. Daß Martin ihr Sohn wäre, hätte man ihr in dem Augenblick gar nicht angesehen. Sie war arg gerötet vom Laufen und verriet im Blick eine innere Beschäftigung.

„Water, Jeses, Water!“ rief sie ganz atemlos von der Ferne, noch ehe sie zu Martin heran war. Martin verfolgte sie mit dem Blick und trat Schritt für Schritt auch dem Vater näher.

„Nee, sieh ock amol, Water — hie —“, hastete die Frau nun beim Nahkommen und löste aus einem roten Tüchel ungeduldig ein weißes Schreiben, während der Heidewind ihre Röcke leicht wehte und ihre Blondhaare um Stirn und Schläfen herumtrieb. „Jeses! Du sollst dir'sch amol lasa —“

„Was denn?“ sagte Rubener versunken, der keinen Blick von der Heranhastenden fortgewandt.

„A Beamter vo unten hot d'r dan Brief gebrucht, Vater.“

„Was denn fir enner? Wo wam denn?“

„Ich gleebe, 's is nischt gudes, Vater.“

Rubener hatte den Brief genommen und ihn bedächtigt ausgebreitet. Der Wind suchte vergeblich daran zu reißen.

„Wo' der Herrschaft, Vater! — Ich gleebe, 's is nischt gudes, Vater, wenn das wuhr is, was der Kerl derzune sagte, Jeses, Jeses“, sagte die Frau geängstigt, während sie den schon tief studierenden Rubener anstarrte. Martin war nun auch herzugetreten und hatte längst in der Mutter Mienen erkannt, daß auf die friedsam sonnige Sonntagshalbe plötzlich eine Sorge gekommen war.

„Was hot's denn, Mutter?“ sagte er ganz erstaunt.

„Da war'n mir ock gihn“, sagte der Mann, nachdem er lange stumm in das Papier hineingesehn, legte Art und Hacke, Hebel und Balken beiseite und zog die Kette

klingend aus dem Wurzelstocke, den er gerade in Arbeit gehabt.

„Was hot's denn, Mutter?“ sagte Martin noch einmal leise, daß es die Mutter wohl hörte, aber weil sie des rauhen Rubener plötzlich starres und zernagtes Gesicht angesehen, dem Jungen nichts zu erwidern wagte. Das hing alles eng aneinander, wie Kopf und Glieder. Eine Vatermiene in banger Sorge fuhr als Träne aus dem Auge der Frau, heimlich und ungesehen — und als ein erstauntes und doch hoffendes Aufblicken mit gläubigem Augenschein zum Vater aus Martins Blicken. Der Vater hatte den vergriffenen Jägerhut nicht zurecht geschoben, hatte alles sonst stehen und liegen gelassen, außer der Jacke, die die Mutter von einem Stocke nahm, und hatte sogleich den Heimweg angetreten. Nun stieg er empor, an der Seite die hastig laufende Mutter —, denn Rubener war ein starker, sicherer Schreiter — und auch Martin mußte manchmal einen Schritt mehr machen, ob er es gleich dem Vater sorglich nachtat. So gingen sie.

„Dar Mensch — dar Beamte —“, begann Rubener unterwegs die Rede, „hot dar Mensch dir was gesa't?“

„Ju ju, Vater, er sa'te wuhl asu was!“

„Was denn, Mutter“, fragte Martin eindringlich.

Aber Frau Rubener sah nur ängstlich zum Manne auf und hörte des Jungen Worte kaum. Sie begriff wirklich gar nichts. Sie sah nur den Mann wieder heimlich an und suchte mit ihm Schritt zu halten, den nun die Unruhe vorwärts trieb, daß er sich um die Mitschreitenden nicht mehr kümmerte. Rubener hatte wohl begriffen, worum es sich handelte.

„Vom Grafen — 's kimmt vom Grafen — 's kimmt aus der Schloßkanzlei —“ sagte er hastig.

Martin war bei des Vaters Worten plötzlich auch Angst geworden.

„Ju ju, vo' der Pacht hot'r geredt, Vater. Was is denn das?“ klagte die Mutter.

Rubener hatte den Brief neu ausgebreitet und war auf der Höhe wieder stehengeblieben. Er las laut:

„Dem pp. Rubener wird zur Kenntnis gebracht, daß die Erbpacht der Baude, wenn sie nun am 1. April des kommenden Jahres zu Ende geht, nicht erneuert werden kann. Die Herrschaft verfolgt mit dem Plan andere Zwecke, das Haus wäre zum Frühling abzureißen und der Ort in jedem Fall zu verlassen zc. . . .“

„Das war'n mir erscht amol sahn, ob mir raus missa“, sagte er wütend in die Luft: „Das war'n mir erscht amol sahn.“ Er war in solcher Versunkenheit und hatte plötzlich eine solche Miene von Haß, wie er weiter ging, daß Mutter und Martin ganz zernagt und stumm neben ihm hineilten, ihn dann und wann nur heimlich ansahen, weil sie sich fürchteten, und nur eine lichtere Hoffnung kam, als aus dem Grunde unten am Hange die Rubenerbaude sichtbar wurde und Hirtenjauchzen und Singen des zweiten Rubenerjungen zu den Heimschreitenden herüberklang.

Die Rubenerbaude lag da wie ein schwarzes, verwittertes, schlafendes Tier — sonnenumflort und ganz versunken — vereinsamt die öden Gerölle rings, wo zwischen Tages seit Ewigkeit der Baudenleute Kühe und Ziegen bis hinauf ins Krummholz ärmliche Gräser und bunte Blumen weideten, friedliche Glocken am Halse, mit denen

sie in den flüsternden Heidewind verwehend Glück woben, wenn es wie jetzt Spätsommer war — : der Kubenerleute Kühe, d. h. des Urvaters Kühe und des Vaters und nun auch längst des Sohnes Kühe und Ziegen, was schon in späteren Geschlechtern war.

Von alters her lag sie dort am Hange, die alte geduckte Baude, das Gehäuse der Kubenerleute. Das Haus hatte ein Urvater gebaut in rauher, tüchtiger Arbeit. Kein Schmuck — aber daß es warm wäre innen und behaglich für Mensch und Vieh. Hundertjährige Stämme zu Balken hatten die harten, schweigsamen Holzmacher damals noch genug zu finden gewußt. Damals war der Wald ungasflich und einsam. Unterholz überwuchs in wildem Gewirr, wo die Waldwasser in rötlichem Grunde rinnen, kaum je von Menschen begegnet, und alte Baumriesen, die Männer nicht umspannten, ragten mit verschlungenen Kronen über dem moderigen, feuchten Walddickicht, viele lange geborsten, von Eulen bewohnt — und zerfallen. Da ließ sich leicht ein einsames Haus bauen. Die Wände der Kubenerbaude waren wie trockne Mauern, so hatten die Wetter der Jahrhunderte die alten Balkenwerke fest gefunden. Verwittert Dach und Hauswand, in weichen Linien wie geduckt, als wenn sich längst das Gehäuse als lebendes Wesen angeschmiegt an den verlassenen, öden Steingrund, wo nur noch Geröll und Blöcke lagen, und Wasser ferne rauschten in der Felschlucht, Tag aus, Tag ein — seit Jahrhunderten. Denn die Kubenerleute waren alte Bergfassen. Sie saßen in dem einsamen Balkengehäuse seit hundert und mehr Jahren — und nun sollte weder Dach noch Grund mehr ihr Eigen sein.

Zweites Kapitel

Der nächtige Gebirgskamm lag einsam — flüsternd und fauchend und hastend bewegt — und weit und dämmerumspinnen im Scheine des Herbstmondes, der durch glänzende Wolken fiel — und umflossen von jagenden Nebeln, die aus den Dunkeltälern quollen mit Schatten und Schemen. Und es sah aus wie eine Nachtwelt im Chaos, noch ungeschieden Oben und Unten — und ungeklärt, wo Stürme und Stimmen von Versunkenen durcheinander wogten in ziellosem Gange — ganz außermaßen schaurig und ohne Erlösung — und es jagten und schwanden Dämmer und Dunkel und Schüttern und Stöhnen in weiter, hehrer, einsamer Stummheit.

Rubener war wieder im Thal gewesen. Er hatte seit Wochen weder Rast noch Ruh. Er hatte auch heute wieder in dem engen Stübel dem Amand, dem Struppbärtigen, gegenüber gefessen, der den Dorfleuten unter der Hand ein Ratgeber war, der neue, große, weiße Bogen bedächtig seinem Fensterschranke entnommen und auch nach dem letzten vergeblichen Versuche noch immer wieder getröstet hatte, daß es schon gehen würde. — Rubener hatte mit Amand lange zusammengesessen und ratlos hin und her überlegt. Der gräßliche Portier und die Leute in der Schloßkanzlei, die sich längst ansahen und anlachten, wenn Rubener hartnäckig wie ein Kind es sich nicht verbrießen ließ, immer wieder einzutreten und um Einlaß zum Grafen zu bitten, hatten ihn heute hart angefahren, so daß auch er schließlich mit derben, groben Worten und plötzlich sogar mit Verdächtigungen nicht zurückgehalten.

„Das sein ock de Beamten“, hatte er dann im Zorn geredet, wie er bei Amand eingetreten war. „Das sein ock de Beamten“, hatte auch Amand immer aufs neue gesagt, als er das Schreiben direkt an den Grafen aufgesetzt und dann sorglich und umständlich erklärt hatte. Und die guten, ängstlichen Bittworte waren Rubener feierlich einmal und noch einmal in die Ohren geklungen, und dann war er endlich, flüchtig getröstet, wieder seinem Heimatshange zugestapft.

Eben war er aus dem finsternen Waldgürtel und dem Flußgrunde, wo Nachtnebel das Grollen der Wasser noch dumpfer gemacht, in die Sturmhöhe emporgekommen und schritt flatternd und kämpfend über die weiten Hochmoore. Aber niemand sah dem stahlharten, rauhen Manne, der seinen Bergstecken gleichmäßig pinkend fest in den Boden stieß, an, daß das, was er im Tale gehört und erfahren, ihm noch arg zusetzte und seine Gedanken umgingen und nicht zur Ruhe kamen. Monddämmer umwehte geheimnisvoll die schweigenden Blöcke und glänzte weiß in den düsteren Moorlachen, an denen er stumm vorbeischnitt. Die Höhenlüfte streichelten wie seufzende Geister flüchtig die bleichen Gräser am Wege — und es stöhnte und rieselte in den verlassenen Halden. Es war klarer und klarer geworden, je höher er aufstieg. Nebelgestalten tanzten jetzt kaum noch in Körpermacht in der Dämmerhöhe — nur noch wie Ahnungen wirbelte es aus dem Lichtmeer heran, das jetzt hinter ihm lag und Gründe und Täler ganz zugedeckt, Dörfer und die Menschenwohnungen drin begraben hatte. Kein Schimmern kam mehr aus Menschenland. Nur von den unermesslich glänzenden Wol-

kenwogen, die bis in unsichtbare Ferne alles deckten, quoll und wogte es in den steinigen Uferhalben empor — groß und einsam und wie in Erstarren gebunden — löste Schleiergestalten und trieb sie hastig und pfeifend über die klaren Mondwiesen heran. Der abgrundtiefe, nachtdunkle Himmel stand stumm, in seinem Grunde Stern an Stern gezündet, weit über dem unermesslichen, bleichen Wolkenmeere in der Erdenrunde, aus dem das öde Höhenland einsam wie am ersten Schöpfungstage sich hob und dehnte — der Mond schwebte im milden Glanzkleid lautlos im Raume, daß Kubener plötzlich wie befreit hinschritt seinen silbernen Lichtsteig aus eitel Blinken und Strahlen wie in einem unbegreiflichen Atherlande, daß er wie auf einer anderen Erde hinwanderte, umfaucht und umflüstert und unsichtbar und rätselgesprächig umwirbelt und umpfiffen seine stillversunkenen, rauhen, stapfenden Schritte.

Tiefer am Abhang, in dem wolkenerfüllten Seitental, wohin nun der einsame Kubener nach weitem Gange über die Höhe eifriger zuwanderte, erwachte und strahlte ein Licht — ein fernes, kleines Licht — hell wie ein Stern, der in Nachtwolken aufblitzt, golden funkelt und erlischt — und wiederkommt in Silberdämmern, wenn unsichtbare Hände die Bahrtücher wegheben, und der Mond dann frei in die Gründe leuchtet. Allen Kubenerleuten hatte oft der Stern geschienen, wenn sie spät aus der Waldarbeit heimwärts schritten. Ein jeder Kubener, wie sie seit hundert und mehr Jahren — von alters her — hier saßen, hatte in Sommer- oder Winternacht, in Sturm und Nebelfinsternissen oder im sanften Dämmerlicht der Berge den ein-

samen, goldenen Schein dort blinken sehen. Denn dort unten lag noch immer der Kubenerleute alte Heimstätte.

* * *

„Ach, du himmlischer Gott und Vater“, seufzte eine sorgliche, abgehärmte Stimme im niedrigen Viehstalle, der dämpfig war und wo eine rauchige Laterne an der Erde im Stroh schwachen Schein von unten auf drei, vier Kühe und einige Ziegen im Winkel warf: „Wenn 'r ock a Grafen wenigstens eemol gefunden hot.“

„Er werd 'n schon gefunden ha'n, Mutter“, klang es in sicherem, zufräulichen Tone zwischen zwei schwarzglänzenden Kühen hervor.

Mutter Kubener und Martin saßen jedes unter einem Kuhleibe im halben Scheine und molken. Die Kuhschatten gaben einige Bewegung an die spinnwebigen Deckenbalken und die verwitterten Stallwände — und man hörte, wie die Milch in Strahlen in die Kübel floß. Alles war still sonst — und blieb still, daß drinnen aus dem Nachtgetümmel der steinigen Halben nur Stimmen allein noch hörbar waren, Geisterfinger an die Scheiben strichen und klopften, und alles nur vom nahenden Winter, von noch tieferer Einsamkeit und hartem Kampfe und von Träumen und Vergrabensein zu reden schien.

„Mein Gott! mein Gott! Wenn 'r ock a Grafen endlich amol selber finden tät“, sagte in der niedrigen Stube drinnen auch der altgewordene Leiermann, indem er sich vom Tische erhob und einen blöden Blick der kauenden Leiermannsfrau zuwarf, die versunken vor ihrer Suppe saß.

„Jeses, Jeses! daß der Mann heute wieder nee kimmt!“

sagte die halb verzweifelt. Der kleinere Kubenerjunge, der zehnjährige Mar, der am Tage einsam die Kühe geweidet, saß neben ihr in der Bankette und verfolgte ihre Bissen zum Munde.

„Was söllt' n ock die armen Leute um Jesu Christi willen a'fangen, wenn 'r a Grafen nee a eenzigstes Mol finden tät!“

„Nu ebens, nu ebens!“ sagte der Leiermann und stand altersfäumig in der Stubenmitte.

Man hörte nur das Wippen der Wiege, die die vierjährige Ella zu schaukeln begonnen, weil das Kleinste plötzlich leise gewimmert hatte.

Es ging Sorge um in der Kubenerbaude.

Auch die Leiermannsleute quälte es längst, daß alles beim Alten bliebe, daß Kubener die entlegene Heimstatt nicht an die Herrschaft abgeben müßte, in der sie — so lange die beiden weißhaarigen Bettelleute dachten — Sommers in der niedrigen Bodenkammer oben genächtigt hatten und von der Wenzel an jedem Morgen früh in seinem weißen Filzflausche auf die einsame Steinhalde zog, dort oben gedankenlos vor sich hin in seiner verfallenen Felschütte stehend — und hervorkriechend wie ein alter Dachs — langsam zum Leierkasten am Kammweg schlurfend, wenn Wanderer das Hohe Rad mühsam niederstiegen — um in die starken Berglüfte fern und matt in Sturm und Sonnenschein seine zerflatternden, quakenden Leiertöne hineinzudrehen — einsam versunken und stumm bedient von der Alten — gedankenlos und immer windumweht.

Jetzt war Herbst — und morgen wollten die Leiermannsleute für den Winter zu Tale ziehn.

* * *

Frau Kubener war in Unruhe vor die Tür gelaufen und sah in die samtene Finsternis hinaus. Sie fühlte kaum, wie einsam es war. Das war das Leben, das sie kannte. Sie stand im Türrahmen und hielt die Klinke fest in der Hand, weil der Sturm riß. Sie war von Röhren und Ziegen weggelaufen und lauschte. Die Bergwasser fielen hörbar nieder in der Schlucht. Der Sturm trieb ums Haus und johlte höhnisch auf den Holzstapeln, die aus Scheiten gebaut nebelumweht an der Hausecke ragten. Die Kubenern war wie abgehext. „Wenn 'r ock a Grafen gefunden hot“, ging es ihr wieder durch den Sinn.

Kubener kam. Es klangen ferne Tritte. Frau Kubener war gleich in den Stall und zur Arbeit zurückgeilt. Er durfte nicht merken, daß sie ihn in Sorge erwartet hatte. Er war in Nebel und Nacht versunken herangestapft und stand wieder vor der Haustür. Im Hausflur war niemand, als Kubener auf den Steinfliesen laut im Dunkeln tappte.

„Gu'n Abend“, sagte er bloß, als er im Lampenscheine in der Tür erschien.

„Gu'n Abend, Vater“, rief die vierjährige Ella.

Kubener tat, als wenn nichts wäre. Er hatte den Hut gleich aufs Ofengestänge gehangen, den Rock beiseite gebracht und setzte sich wie immer auf die Ofenbank. Auch der Junge kam aus dem Winkel, ohne viel zu sagen. Kubener saß bald dumpf vor sich hinbrütend im Halbdunkel.

„Der Sturm ging wohl gar rasnig?“ sagte endlich der Leiermann wie ablenkend.

„Nu do“, sagte Kubener.

Es blieb lange still, unterdessen der alte Leiermann mühsam seinen Päckchen auf der Fensterbank zu schnüren

fortfuhr. Endlich plaste dann die Leiermannsfrau doch heraus.

„Sag ock endlich amol, wie's stih't“, sagte sie entschlossen.

Kubener lachte höhnisch und kraute sich, aber er kam nicht zu sich.

Die Leiermannsfrau warf nun heimliche Blicke auf Kubener und machte ein ratloses Gesicht. Jedes dachte jetzt, daß es nicht gut wäre zu reden im Scheine der ärmlichen Rauchlampe. Altes und junges Wesen rings — der pfiffige Max, in fragender Neugier vor dem Vater, und Ella auf der Ofenbank, die sich schweigsam an den dumpfen Sinnierer drückte, niemand wagte zu plaudern in Kubeners hartnäckiges Versunkensein.

Aber in Kubener ging einmal wieder die Hoffnung um. Er hatte neu und neu die Worte erfunden, die aus Amands Munde hervorgeklungen, und er redete sich längst wieder heimlich ein, daß der Graf sie lesen und erhören müßte.

Martin kam bald — frisch und laut — weil er Vaters Tritte im Stalle gehört. Aber er verstummte gleich, wie er ihn auf der Ofenbank sitzen sah.

Auch wie Frau Kubener in die Stube kam, dampfte Kubener nur gleichmäßig blaue Rauchwolken in die Luft.

„Quirkt mir ock ni alle im a Ofen“, fuhr die Mutter los, um ihre Aufregung zu verbergen.

„Hust'n getroffen?“ fragte sie im flüchtigen Hantieren und sah kaum auf.

Kubener lachte nur wieder.

„A Grafen?“ sagte er dann langsam und starrte lange

in der rastlosen Frau Hantierung hinein. Die stopfte hastig Scheit über Scheit ins Ofenloch, daß ihr Gesicht vom Feuerscheine glühte.

„Triff'n ock — a Grafen!“ murrte Rubener noch fast für sich, als er endlich weg und gleichgültig an die Decke sah.

Aber dann redete er ganz zutraulich.

„De Beamten — 's sein de Beamten —“, — sagte er fast pfiffig. „Aber wart ock, Mutter, nu ha' ich's Aman- den überg'a'n! Alleene kann ich's doch ni breeta.“

Frau Rubener begann, mit dem Schaff in der Hand, vor sich hin zu erstarren und laut aufzuschluchzen.

„Amand werd's schon machen“, sagte Rubener ganz tröstlich. „Kannst's gleeben, Mutter!“ — „Dar hot's schon gemacht“, fuhr er hartnäckig fort. „Dar — dar — hot heute 'm Grafen salber a amtliches Schreiben a'gefertigt — und hot'm alles noch amol ei guten Worten virgestellt — 'm Grafen salber — Mutter — daß — nu Jeses! — hahaha — a jedes kann's ju sahn! — Wenn ich bluß asu denke — de Al'en — der Grufvater — de Grufmutter, wenn se hie hinga eim Ufeneckel saßen — de ältesta Verwandta ha'n doch hie — sein doch hie — ei dam Häufel — aus- und eigeganga — gelabt und gearbeitet . . . ei dam Häufel . . .“ Seine Stimme klang von Erregung erstickt, daß er nicht weiter redete, — und daß es dann lange stille blieb. Die alten Leiermannsleute schlurften ratlos zur Stubentür und verschwanden in die Baudenkammer, ohne daß jemand ein Wort weiter gewagt hätte. Man hörte durch die Decke, daß sich die Greisen ins knackende Strohlager hingeworfen. Rubener sog an seiner Pfeife und

murrte auch einmal wie im Jähzorn Unverständliches vor sich hin.

Es blieb stumm in der Stube. Fauchen und Heulen der Bergstürme drang herein. Der Seeger ging. Dann und wann nur ein Räuspern, wenn Kubener ausspie, und das gleichmäßige Wippen der Wiege, wie Frau Kubener das Jüngste neu zu schaukeln begonnen.

„Gibt ei's Bette“, sagte Kubener endlich zu den Kindern, weil das Kleine in der Wiege zu schreien anfing. Die Kubenern hatte sich gleich an den Tisch gesetzt im Lampenscheine, daß der Säugling blinzelte, wie sie ihn an die Brust nahm. Sie war zernagt heimlich. Das Kind beruhigte sich im Augenblick, aber es fuhr von neuem schreiend auf, weil es die Unruhe der Mutter im Blute spürte — daß Kubener ängstlich hinüber sah, bis die Mutter das klagende Weinen mit Lullen im Stübel herum: „Kß — Kß — Kß!“ beruhigt hatte. Nun saß sie neben ihm auf der Ofenbank und sah stumm und sorglich nieder. Auch Kubener sah auf das Kind an der Mutterbrust. Daß alles allmählich in stiller Heimlichkeit spann und die Trauer, einmal aus der Heimstätte vertrieben zu sein, nur noch in der Tiefe und Ferne wie verhallend umging.

Drittes Kapitel

Es war einige Tage später, daß man drüben auf der Berghöhe über dem Wassersturz, in dem mächtigen Steinhause, das flach gedacht und mit hohen Fenstern versehen aussah wie ein Fabrikgebäude, so ganz ohne eigene Seele,

zum Talgang endlich rüstete. Der Herbststurm pfiff in der Höhle unheimlich aufwärts, daß dauernd wie ein Grollen im Grunde hörbar war — die gelben Gräser nickten rastlos unter Sturm und Lüftedrang — und außer ein paar Baudenleuten kamen nur noch selten Wanderer des Weges. Aber heute war unerwartet noch einmal Leben geworden in der großen Schänkstube.

Schon am Nachmittag waren Beamte gekommen und ein Förster — die nun an einem der gewaschenen Tische saßen und spielten, während der alte Siebenziger, der Vater Kieselwald, der hier gräflicher Pächter war und unten im Tale einen kleinen Gasthof zu eigen hatte, gefällig unter ihnen saß, die lange Pfeife im weichen Munde wie angewachsen, und unter seinen weißen, buschig niederhängenden Brauen pfiffig hervorsah, oft ein Wort, und immer ein Lachen in die Runde gebend! Die Beamten waren gekommen, um eine Wegeanlage zu befehen und auch, um mit Kieselwald darüber Rat zu halten. Aber die Sachen waren längst erledigt, nun es Abend wurde, und Worte und Gedanken kamen nur noch bruchstückweise auf manches zurück, wenn im Behagen und Sinnen beim Spiel Karte gegen Karte aufschlug, und dann einmal wieder Pause wurde.

„Was will denn überhaupt der Mann?“ rief der eine, dem die große Hängelampe einen vollen Schein in sein rundes, rotes Gesicht und auf seinen emporgezwirbelten, vollen Schnurrbart warf, während er geduldig zusah, wie der Förster stumm die Karten gab. „Kubener kann doch nicht verlangen, daß ihm der Graf die Grundrechte schenkt.“

„O mein Gott, du, du — ja ja — nee nee“, sagte

lässig der Riesewald. „Heute muß jedes 's Geld feste hal'n, und was ma sonst hot — au' de Herrschaft.“

„Sie haben eben früher hier einfach gebaut, — wohin 's gerade war — wie's Holz nichts galt und in den Wäldern die reine Wildnis herrschte.“

„Aber den Pachtzins haben sie von vornherein immer bezahlen gemußt“, gab der Förster grazig dazu.

„Freilich, freilich — nun versteht sich! Es war doch immer Grafens Grund“, rief der Beamte wieder, „das ist doch klar wie Bergnebel! Ich bitte Sie! Wo käme denn die Herrschaft hin? Die Zeiten sind vorüber, wo jeder noch bauen und sitzen konnte, wo er wollte — hahaha.“ Der Beamte sah jetzt in seine Karten. Aber er kam nicht zur Ruhe über die Sache, die sie schon am Nachmittag umständlich besprochen hatten.

„Die Zeiten sind freilich vorüber“, sagte auch der Förster, die Karten vor Augen, und dachte flüchtig an die einsamen, alten Bergwälder, wo einst die Leute wie Einsiedler hausen mußten. „Die Zeiten sind freilich vorüber“, wiederholte er bedächtig und dachte auch daran, daß damals nicht in Wald und Kammweiten überall Städtervolk das Wild verscheuchte und lärmte.

„Das muß doch jeder einsehen, der die Verhältnisse kennt. Hahaha!“ schrie wieder der Beamte. — „Hier zum Teufel die letzte Kuh aus 'm Stalle!“ lärmte er und warf Karten aus und redete eifertig: „Der Kubener — so'n Holzmacherdickschädel — begreift das nicht. Als wenn nicht jeder sehen müßte, wo ein Ertrag herauspringt — heute zu Tage. — Hahaha! — Das muß doch jeder begreifen — heute zu Tage. — Wozu sind wir denn überhaupt heute noch

da auf der Welt? — hahaha!“ und er lachte und sah dem Förster und Kieselwald und dem Dritten, der bleich und fast immer stumm darsaß, ins Gesicht. Niemand sonst lachte. Rauchwolken spannen im Raum. Eine Schleißerin brachte neue Schoppen und goß die Schnapsgläser voll und amüsierte sich flüchtig, indem sie dem Schnurrbärtigen in die Haare fuhr.

„Dar Man — dar Rubener is euch jizte manchmal gradezu wie verstört“, sagte Kieselwald vor sich hin, „jemersch — mein Gott — wenn nu aber die Sache werkllich abgemacht is —.“

„Die Sache i st abgemacht“, rief der Lachende. „Die Sache ist abgemacht. Da gibt's keine Würstel! Der Graf kauft die Baude. Der Graf wird ihm ja das alte, morsche Gehäuse bezahlen. Da wird er sich schon mit der Zeit beruhigen, der Rubener. Jetzt ist er nicht von den Fersen zu kriegen, der Dickkopp! Was will er denn eigentlich noch? Er sollte lieber zufrieden sein. Vor Jahren, der mußte die Hütte überhaupt ganz wegreißen! — Nicht? — Ist's nicht wahr? Der Graf zahlt's ihm ja!“

„O mein Gott, du, du!“ sagte Kieselwald gleichgültig und blies Rauch auf, „viel werd das ni sein!“

Zwei Harfnerinnen, junge, steife Mädchen in böhmischen Brusttüchern, kamen aus der Küche und nahmen ihre Instrumente, die in der Ecke gelegen. Sie begannen sogleich aufzuspielen. Es wurde Leben in der Schenkstube. Der Schnurrbärtige schrie jetzt noch lauter dazwischen: „Nun freilich! Nun natürlich wird's nicht viel sein“, schrie er, „wie kann's denn viel sein? Wer kann denn für eine solche windschiefe, graue Kaluppe viel Geld ausgeben? Viel

genug, wenn der Graf überhaupt etwas gibt. Eigentlich müßte der Rubener das Haus einfach wegreißen, wenn jetzt die Grundpacht zu Ende geht. Einfach! Hab ich nicht recht, mein Söhnchel?" rief er dem Förster zu, der im Spiel keine Miene verzog.

Es kamen ein paar Studenten mit Känzeln auf dem Rücken, müde und durstig, die zuerst kurzfristig in der Tür standen und in den Rauch sahen, ehe sie einen Tisch in der Ecke auswählten. Die Harfen klinkerten, und die Stimmen der ernstesten Mädchen mischten darein einen monotonen, kreischenden Gesang.

„Was ist gefällig?" sagte die Kellnerin pfiffig und lachte ihnen zu.

„Nun, liebes Kind", sagte der eine, der offenbar Musiker und von einfachem, kindlichem Benehmen war, volle, braune Haare und einen breiten, flaumigen Mund hatte:

„Ja? — nun was denn gleich?" —

„Verflucht kalt hier oben!" sagte der kräftige Blonde.

„Wir haben Grog — Bier — Kaffee —", wollte die Kellnerin, vor ihnen auf den Fußspitzen wippend, ihre Litanei herbeten.

„J — da erst einmal Kaffee — nicht?"

Der Musikant hatte mit seinem Känzel zu schaffen, worin er eine Geige mit sich trug.

„Freilich — Kaffee! Bringen Sie nur Kaffee! — und gleich 'nen ganzen Topp!" rief er der in die Küche eilenden Kellnerin in die Tür noch nach, „recht viel und recht heiß", während nun beide hin und her in der Stube sich die Glieder vertraten und dann vor die Harfnerinnen sich stellten und zuhörten.

Es war gemütlich in der Stube. Zumal die Harfenlaute behaglich durch alles klangen und die Stimmen der jungen Böhmischn sich immer neu aufmachten — Lied um Lied den Raum erfüllte, zuweilen durch das Geschrei der Spielenden unterbrochen — und ein tolles Gelächter, das wie ein leises Lächeln immer auch die Gesichter der Singenden flüchtig überhuschte. — Und alles blau umspinnen von sich dehnennden, müden Rauchwolken.

Es war übrigens ziemlich Abend schon, da kam noch ein Trupp — Vater und Mutter und Töchter, auch ein paar junge Männer mit ihnen — alle in lautem Lärm hereinstürmend und in heller Freude, endlich im Warmen zu sein. Offenbar kleine Krämersleute und nicht von sonderlichem Benehmen, die gleich dreist und vertraulich mit Gästen und Wirt umgingen. Es begann sofort ein rechtes Getümmel.

„Papa — hast du gesehen?“ sagte das jüngere der beiden Mädchen so laut, daß es alle hören mußten, „da war doch eine Herdstelle. Da muß doch früher einmal ein Haus gestanden haben!“

„Wo?“ fragte der Familienvater, der noch mit dem Abhängen der mancherlei Hüllen zu schaffen hatte.

Die Studenten besahen die jungen Mädchen und lachten sich flüchtig zu.

„Nun, du hast es uns ja selbst gezeigt“, sagte die Junge und sah nun wie absichtslos zu den Studenten hinüber.

Nur die Spielenden lärmten grade in rechtem Eifer und kümmerten sich gar nicht um die Neugekommenen.

„Gott, ja, da oben am Hange, über'm Grunde. Da müssen wir wirklich den Wirt mal fragen. Sagen Sie mal, Herr Wirt, Sie sind doch in diesen steinigen Ein-

öden hier oben gewissermaßen der Haupt- und Griselbär. — Was?“ begann der Familienvater seine Rede. Alle lachten. Auch der Frager lachte. Er hatte einen Wiß machen wollen, und es war ihm gut gelungen.

„Nu — und ob ich bekannt bin“, sagte Kieselwald, allein kalt gelassen, sah nur den Frager groß an und spie aus.

„Stand da unten am Abhange nicht einmal ein Haus? Warum ist das abgerissen?“

„Weil's ni hie gehörte“, sagte Kieselwald.

„Herr Jeses!“

„Nu, ja ja! — 's is eemol a su“, sagte der Siebenzigjährige, ohne auch nur die Miene zu ändern.

„Der is gut!“ lachte der Familienvater und goß aus einer Flasche, die er bei sich getragen, den letzten Tropfen in die Kehle. Die Töchter, nachdem sie die Kleider tiefer gelassen, und offen gemustert, was im Lokal wäre, verschwanden mit der Mutter noch einen Augenblick aus Harfengetümmel, Lachen und Singen und Sprechen hinaus in die Nacht. Ein Blick vor dem einsamen Hause oben machte den weiten Grund im Dämmer sichtbar, die Bergwälle dehnten sich mächtig und einsam, und man sah ganz fern einige Lichtpunkte aus Dörfern im Tale.

Dann begannen die Menschen drinnen schnell warm zu werden. Sie plauderten bald, daß keiner die eigenen Worte recht hörte, und die Mädchen lachten und kicherten. Schon darüber, daß der Student seine Geige aus dem Kasten genommen und mit den Harfnerinnen um die Wette zu fiedeln angefangen. Zuerst hatte man ihm sogar eine Weile erstaunt zugehört. Dann war plötzlich die Lust in alle gefahren, daß der Krämer mit einer Tochter, einer lauten

Person von Zwanzig, die als Verkäuferin oder so ausgebildet, den Umgang mit Menschen zum Lebenszwecke erforen, ausgelassen den Reihen angeführt. In den Tabaksqualm mischten sich Staubwolken. Alles tanzte. Der Student, der nicht spielte, hatte sofort die zweite Tochter ergriffen. Auch die Familienmutter tanzte mit einem Tochter-Galan, die übrigens die Größte war und durchaus nicht hinter den lärmenden Töchtern zurückstand, obwohl sie bei jedem Handgriff sonst eilfertig zum Rechten sah und dazwischen schulmeisterte und mahnte. Bald war ein solcher Umgang in dem Raume, daß der Fußboden zu wippen und zu wogen schien, so ein Durcheinander von Harfenlauten und Stimmen und Summen und vom Gellen der Fiedel — von drehenden Köpfen, die paarweise kamen, deren Augen im Staube und Qualme lachten oder feierlich schienen — je nachdem.

„Hahahaha“, lachte jetzt auch der Förster plötzlich, weil der Schnurrbärtige vom Spiele aufgesprungen war, ehe sie noch abgerechnet und Kleingeld gewechselt und ausgetauscht hatten, gleich die junge Verkäuferin ergriffen, wie sie der Student losgelassen, und mit ihr im Linkswirbel gegen alle Ordnung fortgestürmt war. Nun walzte alles und schlurfte und juchzte dazwischen zu Harfen- und Geigenklang — alles in hellem Wirbel, daß Kieselwald sich von seinem Platze wegheben und in die Bierausgabe stellen mußte, um nicht hinderlich zu sein. Es war schnell ein tolles Leben geworden, heute am letzten Tage in der Höhe, ehe Kieselwald die Baude für den Winter schloß. Morgen abend saß dann schon ein kleiner, verwachsener Baudentiedel für Monate einsam in demselben Raume und be-

gann Holz zu hacken und um sich aufzuspeichern — Tag um Tag wie ein Biber in seinem Bau. Heute hieß es vergnügt sein. —

Es war spät in der Nacht, als der junge Student, der aufgespielt hatte, vor die Türe trat, und auch die Harfen schwiegen. Er stand lange stumm und sah einsam in den Mondgrund. Dann kam eine der Jungen und trat wie zufällig zu ihm. Sie gingen sorglich tastend über Block und Steine schweigsam bis zum Wassersturz. Das Wasser rauschte wie flüssiges Silber, stäubte und blinkte im Mondlicht. Die Geige hatte die Sinne belebt und flüchtige Wünsche gingen vorüber. Er hielt ihre Hand und dann küßte er sie, und wie eine Braut hing sie in seinen Armen in der einsam glänzenden Bergschlucht — quellenumtost — einen Augenblick ohne Anspruch. Bis von drüben über den Blöcken die Stimme des Schnurrbärtigen herüberklang, der, die Schleuserin am Arme, auch sorglich im Mondschein schritt. Im Hause drinnen begann wieder die spize, leichtfertige Harfenmusik und klang nun fern und fremdartig in die einsamen hehren Gründe.

Wie die Jungen zurück ins Schenkzimmer kamen, hatte der Wirt Glühwein auffahren lassen, um den Abschied von der Höhe zu feiern. Der Familienvater schloß grade den ersten Toast auf Riesewald und warf der ältesten Tochter, die ganz arglos eingetreten, einen selbstgefälligen Blick zu. Die Harfenklänge wurden vom Durcheinandereden völlig übertönt. Riesewald lachte behäbig, und der Schnurrbärtige klopfte ihm gönnerhaft auf die Schulter, indem er aufdringlich zu ihm redete. Auch der Förster war sehr launig geworden.

„Deutschland und Osterreich“, hörte man aus dem Redewirrwarr und den Rauchwolken. „Deutschland und Osterreich“, rief dann auch der Familienvater dem Schnurrbärtigen über den Tisch zu, daß die Harfnerinnen hinsahen, weil in dem Augenblicke der Schnurrbärtige aufgesprungen war, um den feierlichen Moment nicht ungenüßt vorüber zu lassen. „Hier auf einem so erhabenen Grenzpunkt“, begann er nun feierlich zu reden. Nur kam er nicht glatt weiter. Er fing bald zu stammeln an — um eingehend und gewichtig darzulegen, daß gerade die Beamten hier oben . . .

„Hier oben, wo Nord und Süd — Deutschland und Osterreich — die beiden mächtigen Bruderreiche“, erhob er mit Begeisterung den Ton und sah dabei aufgeblasen in die Runde: „Hier oben, wo zwei mächtige Brudervölker sich über Stein und Felsen friedlich die Hände reichen“, rief er noch einmal — : „Wo bei dem gesteigerten Verkehr immer mehr für entsprechende Etablissements gesorgt werden mußte, damit auch den vornehmeren Bedürfnissen des Städters allmählich Rechnung getragen wäre“, — er war nun offenbar sehr stolz, daß ihm dieser Satz ohne Anstoß gelungen war. „Die gräfliche Verwaltung — die gräfliche Verwaltung — . . .“

„Sie lebe hoch! die gräfliche Verwaltung lebe hoch!“ riefen der Familienvater und die Studenten wie aus einem Munde, denen allen die Worte des Beamten längst lächerlich waren.

„Die gräfliche Verwaltung folgt nur einem Zuge der Zeit, wenn sie ihr ganzes Augenmerk darauf richtet, daß an den schönsten Punkten des Gebirges endlich für komfor-

table Unterkünfte Sorge getragen werde. Es ist das nicht so leicht", wollte er eben breit ausführen und gar noch auf die Geschichte der Kubenerbaude umständlich zu sprechen kommen. Aber die Studenten lachten und riefen wieder:

„Sie lebe hoch! — sie lebe hoch! — Die gräfliche Verwaltung lebe hoch!“ Daß bald ein stürmisches Durcheinander, ein Rufen und Gläserklingen sich einheitlich erhoben hatte, die Studenten und die Mädchenstimmen mit ihrem Hochgesang getragen hineinflangen und die Harfen neu einfielen.

Es war die letzte Nacht hier oben im Baudenhaus, ehe der Winter Dach und Grund zudeckte und drinnen nur das Klingen der Art ins Holz, Scheit um Scheit — tagaus, tagein — im leeren Gehäuse einsam hörbar war, während im Grunde die Bergwasser unter Eise grollten und brausten — und von den Hängen in wilden Nebel- und Flockenwirbeln über die weiten Wälder hin die Sturmreiter zu Tale schütterten und rasten.

Viertes Kapitel

Kubener war wieder im Tale. Als er gesehen hatte, daß bei Amand keine Hilfe war, hatte er sich selbst von neuem dahinter gelegt. Erst war er dem Grafen auf ein Gut im Lande nachgefahren, weil er dachte, daß ihn die Beamten dort nicht kennen würden. Dann war er ihm in die Stadt nachgefolgt. Alles vergeblich. Es war nicht durchzudringen. Da war Kubener endlich mit seiner Sache zum Rechtsanwalt im Dorfe gelaufen, daß der bei der

Herrschaft noch einmal eindringlich versuchen sollte. Der junge Anwalt hatte auch ein Schreiben bald abgesandt. Und nun stand Kubener vor dem Holzgitter in der Schreiberstube und hörte, was der Anwalt ihm als Antwort darauf und als Schluß der Sache darsagte. Es war ein umständliches Erklären. Daß der Graf alle Erbpacht allmählich einzöge, daß schon andere vor ihm dasselbe Schicksal getroffen, daß mit ihm keine Ausnahme gemacht werden könnte u. dergl.

„Nichts“, sagte der Rechtsanwalt, nachdem er jeden Satz bestimmt und klar und langsam vorgelesen und Kubener, ihm auf den Mund und in die Augen starrend, jeden Satz auch einen Augenblick begriffen hatte.

„Nichts“, sagte er, „die Sache bleibt, wie sie ist. Die Erbpacht geht eben auch einmal zu Ende, lieber Kubener, es ist nichts weiter zu machen.“

Es war an einem stillen Wintertage, nachmittags gegen die Dämmerung. Totenruhe herrschte, und nur die Federn der Schreiberjungen fuhren laut kitzelnd über ihre Aktenbogen. Kubener hatte gestanden und gestanden. Er war nicht mehr aufzuwecken. Er sann in sich hinein — starrte und lachte — ohne rechten Sinn. Er hatte nicht gemerkt, daß, als es zu lang wurde — die Erstarrung — der Rechtsanwalt endlich mit einer alten Dorffrau lang und umständlich verhandelt und flüchtig gelacht hatte — daß ein Geldbote auf den Tisch zwischen den Gittern Goldstücke in Reihen hingeählt und schließlich ein Trinkgeld mit zufriedennem Blick in seinen Leinenbeutel geworfen hatte. Alle, auch die Dorffrau und der Briefträger, hatten dann und wann einen fragenden Blick nach Kubener hin getan. Alle

hatten wohl gesehen, daß da eine Last sich unsichtbar getürmt hatte, die nicht leicht zu lösen war. Alle, auch die bleichen Schreiberjungen, wenn sie beim Umblättern oder Trocknen der Seite ein Recht hatten, aufzublicken, hatten immer wieder nach dem dumpfen Sinnierer hinübergesehen. Und niemand hatte ihn zu stören oder aus seinem ratlosen Brüten aufzurütteln gewagt. Niemand hatte gewagt, ihn gar einzuladen, heimzugehen, hinauf in den Grund — in die einsame, verschneite Kubenerbaude — die nicht mehr seine Heimstätte war.

Und nun tastete Kubener wie in einer heimlichen Hast auch gleich unsicher hinaus — mit einem blöden Lachen fast — wie er endlich aus seiner Erstarrung selber aufgefahren, weil noch die Schreibersleute um ihn waren. Eine volle halbe Stunde hatte er wortlos und starr dagestanden. Nun tastete er eilig hinaus, nachdem er seinen Stocß, mit blödem Lachen zum Rechtsanwalt hinüber, der ihn deswegen freundlich zurückgerufen, fest an sich genommen und nur ein paar dumpfe Worte, die man nicht verstand, vor sich in die Luft gemurmelt hatte.

Und nun lief er schon ewig und dachte nicht an daheim. Es war ihm auch gar nicht sorgenvoll. Er stapfte unsicher und war berauscht, als ob er getrunken hätte. Er hatte, weiß Gott, immer wie ein Lied im Sinn. Daß er vorwärtsschritt, wie zu einem guten Ziele.

„A — a — ihr — nee —“, er lachte, „asu was! — das ha' ich aber doch glei' gewußt — daß die sich asu was ausklügeln wer'en — hahaha —“, murmelte er und sah Gesichter im Dunkeln grinsen, die zerflossen, weil Dämmer und Schneeflockenfall längst seinen Weg begleiteten. Kubener

war lange vorwärts gewandert und schritt mühsam stapfend in ein enges Tal hinein. An Weib und Kinder dachte er gar nicht. Ohne einen Gedanken zu hegen, bei dem er haf-tete, war er lange fürbaß gelaufen und strebte nach einem unbekanntem Ziele. Alles ging in fernen Gedanken um. Er erinnerte gar nicht, was vorgefallen. Er lief immer vorwärts und merkte nicht, daß Dunkel zu Dunkel glitt — und daß er das Unvermeidliche eben gehört hatte. Er ging auf Wegen, die er fast nicht kannte seit seiner Jugend — und die Nacht und Flocken tiefer und tiefer verhingen. Und manchmal fing es ihn an, in seinen Gesichten zu narren, daß es ihm nicht mehr geheuer erschien. Er war deshalb einmal stehen geblieben. „Hahaha — das sein Sacha —“, sagte er vor sich hin, wie er nun einen und noch einen Lichtschein aus Hütten am Hange blinken sah. Viele zerstreute, kleine Sterne waren plötzlich im Dunklen aufgetan. Wie ein Weihnachtsbaum leuchtete es einsam und stumm von den Hängen, daß eine kindliche Lust neu in Rubener aufwachte, wie er Schritt um Schritt im weichen Schnee versinkend, einem Fensterleuchten zustapfte. Als stünde ein unsichtbarer Baum weit in die Nacht gereckt. Stern an Stern brannte aus seinen dunklen Zweigen. Wie eine Hoffnung kam's. Wie ein kindliches Flehen fast — erfüllte es plötzlich Rubener, zu etwas, was er anrufen könnte in seiner Not, von der er sonst nichts wußte und nichts fühlte — wie im Halbschlaf oder fernen Traum.

„Hahahaha — nu' sein mir do“, lachte er endlich, als er vor einer alten Hütte stand, die einen rotglühenden Schein lockend in die Schneenacht warf.

Nun war er wie zu Hause. Er trat geschäftig ein. Das

Licht im kleinen Raume blendete ihn. Er tat, als wenn er für sich wäre. Der alte Mutterbruder am großen Tische, der ein Andachtsbuch vor sich, durch eine große Hornbrille hineingesehen, sah ihn erstaunt an.

„Nee, mein Gott und Jesus! — nee, Franzel — du?“ sagte der Alte sofort erschrocken und merkte, daß es mit Rubener nicht ganz richtig war.

„Ich kann ni meh heem gihn“, sagte der nur heimlich und in sich hinein, wobei er sich auf die Ofenbank gesetzt hatte, ohne zu grüßen.

„Mein Gott, nee, im's Himmelswillen, Franzel!“ sagte die alte Verwandte, die fürs Abendbrot am mächtigen Ofen umging und ihn längst erstaunt angesehen.

„Ich kann ni meh heem“, sagte Rubener noch einmal vor sich hin, war aber gleich wieder aufgestanden und lief nun in der Stube hin und wider. Und dann setzte er sich neu auf die Fensterbank neben den Alten, der ihn im kleinen Lichtschein ängstlich unter der großen Brille anstarrte, weil er den Stoß gleichgültig aus der Hand gleiten ließ, daß er zu Boden fiel. Den Kopf hatte Rubener nun in beide Hände genommen und war nicht bei sich. Die Alte, Topf und Ziegel beiseite lassend, kam mit einem fragenden Blick zum Alten eilig an den Tisch und versuchte, Rubener aufzuwecken.

„Nee, Jeses, Jeses, Franzel! nee, hier ock amol! nee — was hot's denn? was hot's denn?“

Da begann er kindlich zu ihr zu plaudern:

„Ach — stille! — stille! — nee — ach Gott! — wär' ich ock bloß derbeine gewa'n! — wenn ich 'n ock amol selber —“, er schwippte mit den Fingern in die Luft und

lachte für sich, „nee, wenn ich ock a Grafen amol — habaha — wenn ich 'n ock amol selber hätte sprechen können. — A —!“ er wehrte mit der Hand ab und lief von neuem hin und her. „Nee, gleeht m'rsch ock, gleeht m'rsch ock, dar Mann is euch asu gutt — ee Wort — ee Wort vo' mir! — Nu söllt' ihr'sch werkllich amol sah'n, i ch brauch's 'n ock sa'n — 'm Grafen, wie's is! — nee, 's is doch immer inse Häufel gewa'n! — is ni wuhr? Nu söllt'rsch amol sah'n, un war i ch 's 'm amol virstall'n — nee — nee — das Häufel is freilich inse — habahaha — das Häufel blei't freilich inse — das kinnt ihr gleeba.“ Der starke, harte Mann begann kindlich wie ein Mädchen zu reden, so sanft und zutraulich und lieblich fast. „Ach Gott, nee nee — gleeht's ock — ich war'sch 'm nu' amol virstall'n — das Häufel blei't freilich inse — das Häufel ju — das Häufel ju!“ — und er lächelte völlig abwesend.

Dem Alten am Tische war himmelangst geworden, weil ihm der Zusammenhang der Rede sofort klar war, so daß auch die Mutter mit offenem Munde zugehört hatte und dann eilig zur Stubentür gelaufen war, um die Tochter aus dem Stalle zu rufen.

„Pauline! Pauline! kumm ock amol rei', Pauline, Franzel is do!“ rief sie absichtlich so harmlos, wie möglich.

„Nee — nee — ach, lust se ock dessa, lust se ock dessa, — ach Gott! ach Gott! 's darf's ju kee's erfahren“, redete Rubener dumpf und hastig und trat dann zu dem alten Mutterbruder. „Ich — wißt de Vinzenz, — ich kann ju doch ni meh' heem gihn“, sagte er jetzt verzweifelt. — „'S is doch nische meh' do.“ Offenbar verwirrte sich etwas in seinen Gedanken. „Die Beamten ei'm Schlusse ha'n 's

doch gesa't — 's wär nischte meh do — Jeses, Jeses" — sagte er dumpf und traurig und sah auf Pauline, die eben mit der Mutter in wortlosem Einverständnis eingetreten. Kein Blick an ihm änderte sich.

„Nee, Franze — sa' m'r ock, du kimmst? Was treibt dich denn ei' später Schnienacht noch zu ins?“ redete jetzt auch Pauline zutunlich. Aber Rubener war nicht in Ruhe zu halten.

„Du — du —“, sagte er gleich eifrig mit gewichtiger Miene und sah Pauline böse an, „lust euch mit kee'n Beamten ei'! Lust euch ni mit a Beamten ei'! Ihr kinnt m'r sch gleeben! Ich sa's euch.“ Er begann seine Worte immer mehr herauszuschreien. „Die schla'n mei Häusel kurz und kleene. Die ha'n nischt Gudes ei'm Schilde, sa' ich euch. Die kumma — und nahma — und behaupta, daß 's geschrieba stünd. — Ich luß kenn' ei' mei Stiebel! Ich luß kenn'n ei' mei Häusel! — Ich nahm aber glei' — da nahm ich doch glei' Schemel und Banka — und schla' alles ei' Grund und Boden 'nei“, schrie er jetzt, wie wütend gemacht. „Weg geht 'r — ihr Beamta — weg geht 'r — mit samt 'm Grafen! — furt — furt sa' ich! — Ihr verfluchta Räuber — Räuber!“ Er hatte den Schemel am Tisch ergriffen, so daß ihn Pauline und der Alte krampfhaft hielten. Die alte Muhme lief in Schrecken eilig ins Nachbarhaus, um einen jungen, kräftigen Mann zu Hilfe zu holen. Als sie eintraten, war Rubener schon ruhig geworden und schlürfte in stummer Verstörung aus der Tasse, die ihm Pauline mit Kaffee hinhielt.

„Ihr k i n n t ' s ni gleeba, was ich für Kummer ha“, schluchzte er einmal wie aus tiefster Not und als wenn

sich ein Lichtblick aus seinen Augen stehle. Aber dann sah er wie gierig in den Kaffeetopf hinein und tat, wie wenn er allein wäre, — trank vor sich hin und lachte und begann neu zu murren.

„Nee — nee — nee — ich bin kee bieser Mann gewa'n“, — redete er fort. „Was? — ich war euch de Pacht schon ga'n — das is ju an Kleenigkeet — sa' ich euch.“ Er war von neuem aufgesprungen. „Ach, mein Gott, du, du! — dreimol a su viel! — fünfmol a su viel! Ich ga euch, was ihr denkt — ich kann's ju — ! Nu freilich — ich kann's ju! — A su viel war'n mir schon ufbreeta — Ihr verfluchten Meischlinger, ihr —“, redete er prahlerisch, daß Pauline und der junge Nachbarsmann vergeblich versuchten, ihn stille zu machen. Erst spät nach Mitternacht, wie der alte Seeger geschlagen hatte, war Rubener, ohne Gruß und Sinn, für sich hinaus und auf den Heimweg gelaufen, von übernächtigen, Kummerbewegten Mienen der Alten und der Jungen ins Flockenspiel der Nacht verfolgt — und war einsam seinem Heimatsgrunde zugeirrt, während Nachtstürme mit Schneewirbeln in den Gebirgen oben rasten und brandeten.

Fünftes Kapitel

In den Gebirgen oben war es still wie im Tode und gleichmäßig lagen in Luft und Tälern die grauen, einförmigen Tinten, wenn nicht aus dem ewigen Stummsein und Trostlostot und Starr eine Silbersonne glüh für Augenblicke hindurchgeblitzt hätte, fast wie ein großer Schalk im

Glanzkleid hinter einem ärmlichen Vorhang, um zu necken, daß es jetzt nicht Zeit wäre, herauszukommen und die stumme, verschlafene Welt aufzuwecken. Tot war es. Die Welt hing in Millionen weichen, tanzenden Flocken. Die Lüfte waren voll davon, daß sie Martin in Mund und Nase kamen, ihn juckten und krauten, als er vor die Tür trat, um nach dem Vater auszugehen. Er sah nichts, als nur eine Enge ohne Raum und Grenzen, erfüllt von Gequirl und sinnlosem Hin und Her im nahen Luftkreise — als wenn es nichts gäbe, als dieses Einerlei, immer nur Flocken nahe und fern, wo eine und noch eine sich eine Lust machte, im Bogen zu schießen, und eine und noch eine und tausend fielen mit der ganzen Würde eines winterstillen Tages — und eine und noch eine und eine andere sich wieder erheben wollte, daß sie in die Lüfte käme und fortfliegen könnte, wer weiß wohin, wie ein Vogel oder eine graue Motte. Alles war verschüttet und vergraben hier oben in Gründen und auf dem Höhenmoore. Es gab kein unten und oben, nicht ein Tal mit Menschenwohnungen tief — und eine weite, einsame Höhenwelt. Nur Flocken nahe und fern — tief und hoch — aufdringlich dicht und weich und stumm — alles sonst zugedeckt im Winterschlaf.

„Martin — Martin!“ rief Frau Kubener aus der Stubentür, lief eilig in die Holzkammer am Flurende, wo das Bergwasser in einen Trog rann und es eisig und dunkel war, und sah dann in den Stall, woraus warmer Brodem in die Kälte quoll. Die Frau ging in Hoffnungslosigkeit herum, denn sie wußte, daß Vaters Hoffnung, die ihn auch heute wieder zu Tal getrieben, längst ein Wahn geworden war.

„Martin — Martin!“

„Was wär denn?“ erwiderte eine Knabenstimme mit großer Ruhe von draußen.

„Der Vater kimmt nee.“

„Nu ebens, ebens, Mutter. Da wer'n mir halt missen alleene gihn.“ Martin kam hemdärmelig, aber mit hohen Stiefeln an den Füßen von draußen herein, wo er sich im Schuppen am Holzschlitten zu schaffen gemacht.

„Werd ihr denn au' durchkummen?“ fragte die Kubenern, während sie selbst vor die Tür geeilt und sorglich nach dem Grunde ausgesehen. Die Schneewirbel waren plötzlich verschwunden, die Luft war rein geworden. Es war schon am späten Nachmittag.

„Mir nahmen ni viel, Mutter. Der kleene Schlitten is au' leichte!“ Max war ebenfalls aus der Stube getreten. Dann liefen die beiden Jungen munter hinein, packten sich warm in kurze Kittel und zogen Schals und Mützen über, unterdessen die Kubenern den Holzschlitten vollends aus dem Schuppen ins Freie zog. Als Martin dann noch wie ein Alter die Ketten aus der Wasserkammer geholt und an der Deichselstange befestigt hatte, ging es mit dem leeren Schlitten heidi der Höhe zu. Es war still und stumm. Der Himmel grau, aber die Luft klar geworden bis zum Kamme.

Frau Kubener war gleich in die Stube zurück und an die Arbeit gegangen. Es waren Stunden vorüber geflohen — zu schnell für den, der seine Zeit mit Sorgen und Handreichen ausfüllte, wie die geheßte Kubenermutter. Sie hatte in Stall und am Ofen hantiert, hatte gewaschen und den Butterschwengel gezogen — an Ella ermahnt und das Kleinste an die Brust gehalten — gequält und abgeheßt an den Vater denkend und an all ihr Leid, und

hatte mehrmals nach dem Vater ausgesehen. Daß ihr die Stunden in der Hast des rastlosen Tuns und Sinnens hingestreut schienen wie Millionen Flocken und jede fiel — und jede zerging. Nur einmal war die Sorge lauter aufgewacht. Ein Sturmstoß hatte sich, als es dämmerte, plötzlich greifend und rüttelnd aufgemacht und Schneewolken verfinsternd zu Tale getrieben. „Jeses! Jeses! daß au' de Junga nee kumma!“ hatte sie hastig vor sich hingeredet und war einen Augenblick ans Fenster geeilt. Aber hier oben in der Bergschlucht — der Sturm — das ist ein Genosse der Einsamkeit fast Tag und Nacht und ein Freund derer, die den Menschen fern in der Höhe leben. Frau Kubener hatte nur flüchtig gedacht, daß 's od' ni etwan die Jungen vom Wege treibt — nur so etwas ganz von ferne. Und dann war sie neu in ihre Arbeit versunken, daß die Stube vom Getöse des Stampfers erfüllt gewesen und das Kleinste mit offenen Augen auf die Mutter, und die Mutter aus Hast und Sorge mit flüchtigem Lachen auf das Kind gesehen. Aber wie dann der Abend ganz herangekommen und niemand heimgekehrt war, begannen für Frau Kubener furchtbare Stunden. Draußen waren wieder Sturmlüfte aufgewacht — dann aber auch diesmal eingeschlafen. Frau Kubener war in heller Angst plötzlich vor die Haustür geeilt. Wie sie die Höhe im Dämmer deutlich liegen sah, hatte sie sich noch einmal beruhigt, daß sie eben in die Stallarbeit zurücklief. Da begannen mächtige, neue Erschütterungen. „Mein Gott! 's is ju ni meeglich!“ hatte sie sofort hastig hervorgestoßen, wie es ihr vollends klar einfiel, daß die beiden Jungen jetzt in Nacht und Schneesturm oben auf der Höhe wären. Sie hatte

gleich alle Sorgen hinter sich geworfen und dachte an nichts mehr. Sie war in die Stube zurückgelaufen, hatte das Kind eilig in die Wiege gebettet, Ella einen Schemel daneben geschoben, eine Sturmlaterne entzündet und war in Wettersturm und Flockenfinsternis hinausgeeilt. Und nun lief sie aufwärts. Sie kannte die Stelle, wo das Winterholz stand und lief und stapfte. Das Jagen der aufgewehten Lawinen fegte rasend um ihren Weg, daß sie bald nur Schritt um Schritt vorwärts kam und nicht Atem fand. Es war eine Nacht zum Erschauern. Die Lüfte stießen und rissen und bliesen um das Laternenlicht, selbst wie sie es unter ihre Jacke geborgen und eine Weile mitten im Tiefdunkel stehend überlegt hatte. Es war nicht vorwärts zu kommen. Es war völlig aussichtslos, den Weg in den jagenden Wirbeln in stockfinstrer Sturmnacht bis hin zu den Holzstößen auf der Höhe auszufinden. Und sie tat doch immer wieder Schritte, überlegte, schöpfte Atem, und es kam eine helle Verzweiflung. Aber sie mußte vorwärts. Sie stapfte und stapfte. Den Strahlenschein der Baufenster hatte sie noch in ferner, unbestimmter Sicht. Sie watete nun mit Kraft. — Sie merkte längst, daß es nicht Sinn und Ziel hatte, daß nicht an Vorwärtskommen zu denken war. Die Nacht war pechschwarz. Die Sturmreiter sausten und schlugen an Harnisch und Waffen, und nicht Vater noch Mutter konnten da Wege finden, selbst wenn ihr eigen Fleisch und Blut längst in Nacht und Kälte erstarrt war.

Frau Kubener war jetzt zur Baude zurückgestapft und ratlos wieder in die Stube gegangen. Sie sah, daß Ella eingeschlafen vor der Wiege saß, und hörte, wie der Seeger tief und eintönig hin und her ging. Sie setzte sich einen

Augenblick ziellos auf die Ofenbank und begann zu schluchzen. Sie wußte wirklich nicht, was zu tun war.

„Wenn ock der Mann käme! Jeses, Jeses, wenn ock der Mann käme!“ sprach sie laut geängstigt in die Luft. Und sie stand wieder draußen und dachte daran, zu Tale zu eilen. Sie tat einige Schritte dem Grunde zu — sie lief eiliger und eiliger, den Laternenschein vor sich in die Nacht tragend, weil hier im Waldgrunde die Wege leichter verweht waren und die Wegstangen sie sicherer machten. Aber sie wußte nicht, wo jetzt in tiefer Nacht der Mann zu suchen war. Sie dachte, er könnte auf einem anderen Wege zurückkehren, ehe sie zu Tale käme, so daß sie doch abließ, weiterzuhasten, zögernd umkehrte und wieder heim lief. Aber kein Mann war da. Die Stube lag so still wie vorher. Ella war schlafend in der Bankcke umgesunken. Keiner ihrer beiden Jungen war zurückgekehrt. Die Mutter fing es plötzlich an zu schnüren und zu würgen. Sie hätte es hinausschreien mögen, daß ihr jemand zu Hilfe käme, in der Seelenangst. Und sie lief wieder vor die Thür, als sie an dem Seeger gesehen hatte, daß es auf die zehnte Stunde ging und die Welt in hoffnungslosen Aufruhr und Finsternis verschlungen lag. Sie rief jetzt — kläglich in die Nacht, wie eine Hirschkuh nach ihren Jungen schreit: „Martin — Maxla — Martin!“ immer von neuem erbärmlich hinausklagend: „Martinla! Maxla! — Jeses, Jeses! Ihr Junga! Martin! — Maxla!“ Aber nur das Heulen auf den Holzstapeln und von den Hängen umpfiff sie grauenvoll wie ein wilder, finsterer Rachen.

* * *

Wer kennt die Erde noch, wenn sie schneeumfegt im grauen Nachtwind erfüllt ist von grausamen, einsamen Lauten und nirgends Schutz ist, und überall nur ein Grab, hineinzusinken und zu erstarren. Hoch oben am Wegrand lagen die Hölzer. Sie waren hochgeschichtet und tief verschneit, und die beiden Jungen waren noch im Tagesdämmer sicher hingelangt. Aber das waren nun schon viele Stunden — und Stunde um Stunde war verronnen, ohne daß ein bekannteres Blicken außer in die sinnlose Flocken- und Schemenjagd — die neu aufgewacht — über die Halben und in die Gründe gekommen war. Wie die beiden das Holz aufluden, badeten sie im Schnee und kamen nicht rasch vorwärts. Zuerst hatte Martin gelacht, weil auch der Sturm dazu sein Lied gepfiffen. — Er war wie der Vater — ein frischer Kerl, dem nicht bange wurde. Und es war ihnen auch wirklich gelungen, Holzscheite zu laden und dann, trotz Wirbel und Lüftedrang, aufs Tal loszufahren. Aber an ein Selbstgleiten des Schlittens war vom ersten Augenblick an gar nicht zu denken gewesen. Sie hatten hart anziehen müssen — und schwere Arbeit tun, auch nur hundert Schritt weiter zu kommen. Martin hatte immer noch gelacht. Aber die Sache war bald nicht mehr lächerlich. Der Sturm hatte seine Stimme mit neuer Gewalt aufgehoben. Es waren wilde Stöße gekommen, die dicke Flocken in wirblicher Jagd umfegten, die ganze Gegend in sinnloses Wesen hüllten und nur noch selten und immer seltener einen freien Blick in den Grund zugelassen, nur unaufhörlich tanzende Luftgestalten eine um die andere die Höhe hinabgewirbelt und bald alles wie in Nacht verschlossen hatten. Max, der längst vom ziellosen Stapfen

und ewigen Einsinken ratlos und müde geworden, nicht mehr recht vor- und rückwärts konnte, und dem es auch den Atem benahm, hatte da plötzlich zu weinen angefangen.

„Glenn ock nee“, sagte Martin beruhigend, der längst schwitzte und klapperte, aber noch immer nicht den Mut sinken ließ.

„O Jeses, Jeses, ma' sieht ju nische“, weinte Max und hatte die Deichselstange des Schlittens losgelassen, der tief im Schnee steckte und nicht mehr zu bewegen war. Martin schlug die Hände in seinen Fausthandschuhen zusammen, weil die Kälte ihm in Finger und Zehen biß. Heulend umpfiff es sie, kam sinnlos heran und brachte die Nacht wie im Zuge. Martin überlegte. „Mir missen vurvwärts“, sagte er hastig, weil auch an ein Laternenentzünden gar nicht zu denken war. „Mir kummen au' vurvwärts“, sagte er jetzt auch freudig, wie plötzlich das Licht aus der Baude unter ihnen im Grunde aus Dunkel einen Augenblick zu leuchten begann. Sie hatten es beide aufblincken sehen und sofort neu angezogen. Nun ging es eine Weile dem Scheine zu. Am Himmel blinkten jetzt auch einige Sterne in tausenden Flockennebeln auf und schossen vorüber, als wenn sie sich jagten. Die Welt war einen Augenblick nachtdämmerig geworden, und sie sahen, wohin sie fuhren.

„Zieh ock feste, Maxla, mir missen vurvwärts, 's is ju ganz richtig hie — hie sein ju au' de Stangen, hahaha!“ Die beiden mutigen Jungen mußten an den Gurtbändern ziehen, wie Pferde in schwerem Geschirr. Aber sie kamen an kein Ziel. Denn die Stürme haben kein Herz wie Liebende und wie Vater und Mutter, und wußten nicht,

daß die beiden rüstigen Gebirgskinder oben am Hange im Schnee wateten und heim mußten. Die Flocken fielen längst wieder ohne Sinn und Liebe, nur totenstumm und schiefend, und wußten nicht, daß Rubener nicht daheim war, Fleisch und Blut, das ihm liebend zugehörte, zu retten aus Todesnot. Und es kamen neue Nebelgestalten, die hinflatterten, wie in riesigen Grabestüchern — über Kamm und Schlucht — die noch mehr einhüllten, als nur so ein warmes Strahlenlicht aus der winkenden, wohligen Heimstätte am Hange oder eine winzige Stimme aus der heißen Kinderbrust — die beide nur wie Mücken waren in dieser weiten Mäntel kleinster Falte. Jetzt hörte man Kinderstimmen, zuerst ein einziges kleines Weinen und Wimmern. Es klang gleich ganz hoffnungslos. Kein Auge, das offen war, sah noch in solcher Welt. Kein Ohr, das gespannt lauschte, hörte, außer die Sturmlawinen, die zu Tale stürzten. Es war längst wieder die wilde Nachtjagd der Wintergebirge, die aufgeweckt war, und das Kinderwimmern war kaum stark genug, auch nur die Flocken mit seinem Hauche zu rühren, die in den Mund flogen und in den Hals. Beide Kinder hatten lange fortgezogen — und standen immer nur in tiefster Finsternis. Sie hatten hierhin und dorthin versucht, während die Stürme schon durch Wams und Stiefeln griffen, daß es sie stach. Aber sie waren nur in zielloser Runde herumgeirrt. Dann waren sie endlich stehen geblieben, weil sie bis an den Leib im Schnee steckten. Sie hatten noch immer die Deichselstange in Händen. Aber die Hände waren angefroren, und die Kälte machte sie schauern.

„Water! Water! mein Gott! Jeses!“ hatte jetzt plö-

lich Martin auch zu rufen versucht. Sie sahen sich jetzt nicht mehr, nur wenn der Älteste dem Jüngsten ins Gesicht griff — fühlten sie sich. „Jeses! Jeses! wu sein mir denn hie?“ Martin überkam jetzt plötzlich auch eine Angst wie zum Herzbrechen, daß ihm der Schweiß neu ausbrach. Er hörte nun das Wimmern Maxens, das der Sturm grell zerriß und in den Grund fegte. Er begann laut zu rufen: „Water! Water! — ach lieber Water!“ Erst noch zögernd, dann immer herzhafter und lauter: „Water! — mein Gott! — Water! O Jeses nee — hie — hie uba! — hiert ock! — hie uba!“ Der Kleine hatte längst die Deichsel losgelassen. Und er schrie jetzt auch lauter und flehte in die Stürme — und huschte sich wie vor bösen Geistern, wenn die Schneewehen im Tiefdunkel herandrängten und flatterten. Kein Stern kam mehr. Kein Leuchten aus der Tiefe winkte mehr vom Grunde.

„Marla, bis ock geduldig. Nee — mir wer'n schon heemkumma, bis ock geduldig, hie stell'n mir ins an Weile hinger die Schniewand“, sagte Martin, den die Jammerlaute des Kleinen in der Seele quälten und der sich immer noch wieder ermannte und Hoffnung fand. Dann versuchten sie wieder, vorwärts zu kommen. „Wu mir ock hiegeraten sein“, sagte Martin frisch.

„Water, Water — nee Water“, entrang es sich dann wieder klagend seiner Kehle. Laut und eindringlich, und dann plötzlich war auch bei ihm kein Halten mehr. Und sie schrien in die Sturmlaute nach Hilfe und saßen tief in weichen Schneemassen — sahen und hörten das Heulen aus Nachttiefen und aus der finster drohenden Flockenjagd. — Stunden waren vergangen. — Sie hatten sich

lange stumm umschlungen gehalten und versuchten wieder fortzustapfen. Es war ein unbarmherziges Irreführen mit Schein und Laut manchmal, weil ihnen die Pulse in den Schläfen schlugen und in den Ohren sinnloses Auf- und Abwogen sie erfüllte, heller Schein vor ihnen und hinter ihnen aus Sturmnacht sie nun narrete und bekannte Rufe sich formten in der verzweifelten Seelenangst.

O, die lieben, munteren Jungen in Nacht und Schnee hoffnungslos begraben. Das Schreien war erstorben. Das Weinen erfroren im Auge, und die Gesichter hingen voll Schnee und Eis. Die Kleider waren starr, vom Schweiß gebadet und dann hart geworden wie Bretter. Sie hatten sich in den Schuß einer Schneewehe gesetzt, ohne es zu merken, daß sie den Holzstoß zufällig wieder gefunden. Nur dann und wann murmelte eins einen Laut. Dann wurden sie wieder neu aufgestachelt von dem schneidenden Erstarren, das bis zum Herzen kroch — daß sie zum Leben neu zu flehen und zu rufen begannen. Sie hatten sich ganz umfaßt, wie zweie, die sich halten und küssen. Sie brachten die Münder nahe aneinander, um das Warme zu fühlen. Dann schrie Martin allein, weil der Kleine längst matt und erstarrt war. Er schrie unheimlich — und mit rätsselfremder Totenstimme — ganz einzeln jedes Wort — und eindringlich — und manchmal mutig noch wie ein Jugendton: „Hie uben — sein Kubenersch Jungen — eim Schnie — versunka —! Vater! — Vater! — hie — uben — stecka de Kubener Jungen — eim Schnie —“. So schrie Martin, sich noch einmal aufrufend, mit fremder, hoffnungsleerer Totenstimme — noch einmal — noch einmal. Alles zerflatterte. Dunkel und

Einsamkeit und Eiseskälte und Sturm und tausend johlende Stimmen — ohne Sinn — antworteten um sie ohne Erbarmen.

* *
*

Wie der Morgen zu dämmern begonnen, war Rubener heimgekehrt und war auch sogleich — aus seiner dumpfen Verstörtheit aufgeweckt — samt dem zernagten Weibe hinausgeeil. Und er fand auch die Kinder bald oben im Schnee — erstarrt — nicht atmend. Leeren Auges sah er sie an. Leeren Wesens, staunend fast. — Hastig horchend und lauschend hob er den ältesten Jungen, der oben lag, der den Kleinen mit seinem Körper decken gewollt. Wenige Schritte davon steckte der Schlitten mit dem Holze im Schnee. Rubener horchte nahe am Munde des Großen. — „Hauch — ah“ — sagte er, wie zufrieden lachend, und versuchte, ihm geschäftig einen Schluck einzuflößen, den er seit gestern mittag unberührt bei sich trug. Dann horchte er an dem Munde des Kleinen. Aber der lag ganz erstarrt und tot. Und Rubener nahm den ältesten Jungen ohne eine Erregung auf den Rücken und stapfte mit ihm heim. Dort hatte er ihn feierlich auf sein Bett gelegt, wo Martin noch einmal aufatmete — tief — freundlich und erstaunt — mit ganz seltsamem, fernem — ganz seligem Blick auffah — dann einen langen, tiefen, nicht endenwollenden Atemzug tat — und dann nichts mehr. Die Erschöpfung war zu groß gewesen. Wie die Leiche des Kleinen in die Baude kam, wußte Rubener nicht mehr. Er hatte nicht gesehen, daß im Morgendämmer sein Weib hinter ihm den Weg gemacht — weil der Sturm längst

geschwiegen und die Welt weiß und klar und ruhig da-
lag — und daß sie gleich nach ihm den Kleinen ins Haus
getragen hatte.

Schlussskapitel

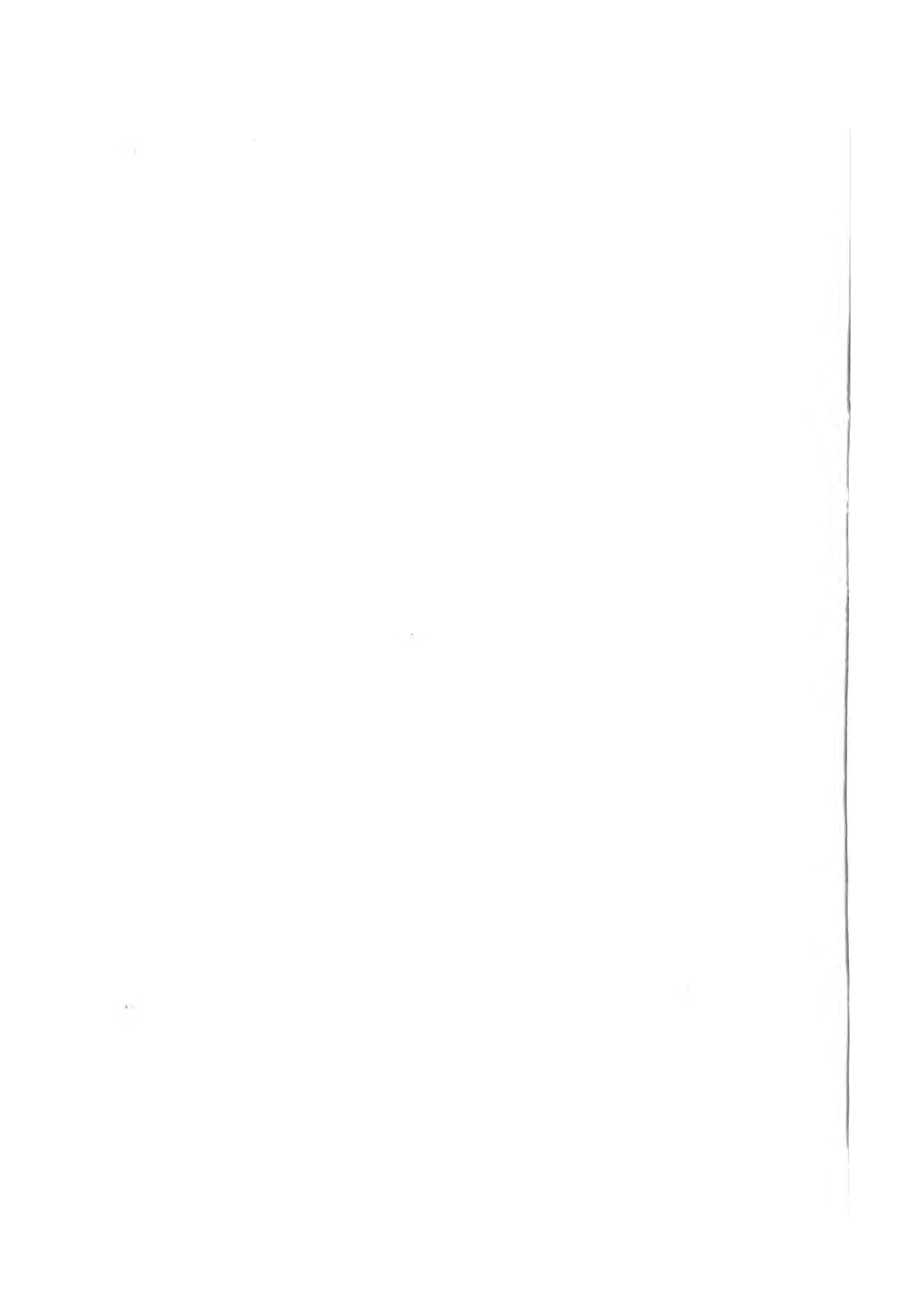
Oben am Hange, wo einst die Kubenerbaude einsam
stand, sahen die ersten beiden Frühlingsgäste im Juni —
um Pfingsten herum — die hinauf gewandert waren, weil
unten Stare im Tal längst Nester gebaut und die Dros-
feln im Walde flöteten und die Spechte in allen Tönen
lachten — auch die Meisen ihr spitziges Zwirln und Zet-
schern und die Kotschwänzchen ihr Schmecken hören ließen
— daß hier alles jetzt anders war. Es war neben der alten
Baude, die noch leer stand, ein heller Neubau entstanden
— ein rechtes, kahles Schenkhaus — wie drüben. Auch
ein Freund des da drüben war als Wirt vom Tale einge-
zogen. Der Wirt war dick und rot. Er hatte eine gestickte
Mütze auf und sah sehr wichtig aus. Er hantierte mit
Kisten und Kasten und sann eben nach, wo er seinen Zi-
garrenvorrat aufstapeln müßte, um zu zeigen, daß alles
in guter Art wäre. „Der Kubener war kee Wirt“, meinte
er selbstbewußt zu denen, die mit dem Kanzen auf dem
Rücken frischgewandert, ein paar Studenten, denen die Idee
gekommen, einmal den neuen Weg hier herüber zu gehen,
den man im Vorfrühling angelegt, und die eben mit lautem
Gruse in das Schenkhaus eingetreten waren. „Der vorige
Inhaber war kee Wirt“, wiederholte der Dicke behäbig
und hob die Zigarrenkasten in ein Regal, was er über

der Tür hatte anbringen lassen, wobei ihm eine junge Frauensperson half, die dann gleich die Gäste bediente. Daß das da vor ihnen ein Wirt war, sah man gleich. Einer, der die Stuben vollstopfte wie eine Kolonialwarenhandlung, in der man auch Schnaps und Wein bekam. Die Wände waren bereits bis an die Decke mit Plakaten bemalt, überall stand jetzt, daß — und was — und mit wieviel Zehrpennigen man zu essen und zu trinken bekam. Die Tische im Raume waren so reichlich, daß man sich nicht rühren konnte. Man mußte sich durchdrücken, obwohl jetzt noch niemand weiter da war, als die beiden ersten Gäste. Das war Bethusys Vergnügen, zu denken, daß er ein Wirt wäre, recht einer, der in Rauch und Wirbel steht und schmunzelnd zusieht, wenn alle Hände und Augen begehren — und auch schelten, wenn es nicht schnell geht — nur um Geschäfte zu machen. So ein Wirt war er. — Und aus der Baude war ein rechtes Schenkhaus geworden für all die Leute aus dem Thal, die nicht mehr wissen, was eine Heimat ist — für Beamte — oder für Händler — die an jeder Stätte ihre Heimat haben, wo nur Ware in Geld reichlich sich verwandelt. Und Frau Bethusy ging in dem neuen Hause um. In der Küche war ein Herd errichtet, ganz wie in Restaurationsküchen. Wenn nur bald ganze Schwärme kämen. Nun konnte man sie bekochen. Und sie schalt mit einer Magd und einer Schleuserin und machte kein Hehl, daß die Kubenern nichts verstanden, als Milch zu melken und Butter zu schlagen — aber von Kochen und Braten keine Spur. Und auch sie sagte, während sie in die Holzkammer hinauf an mächtigen Betten mit trug: „An Schlafen konnte man früher hier gar nich’

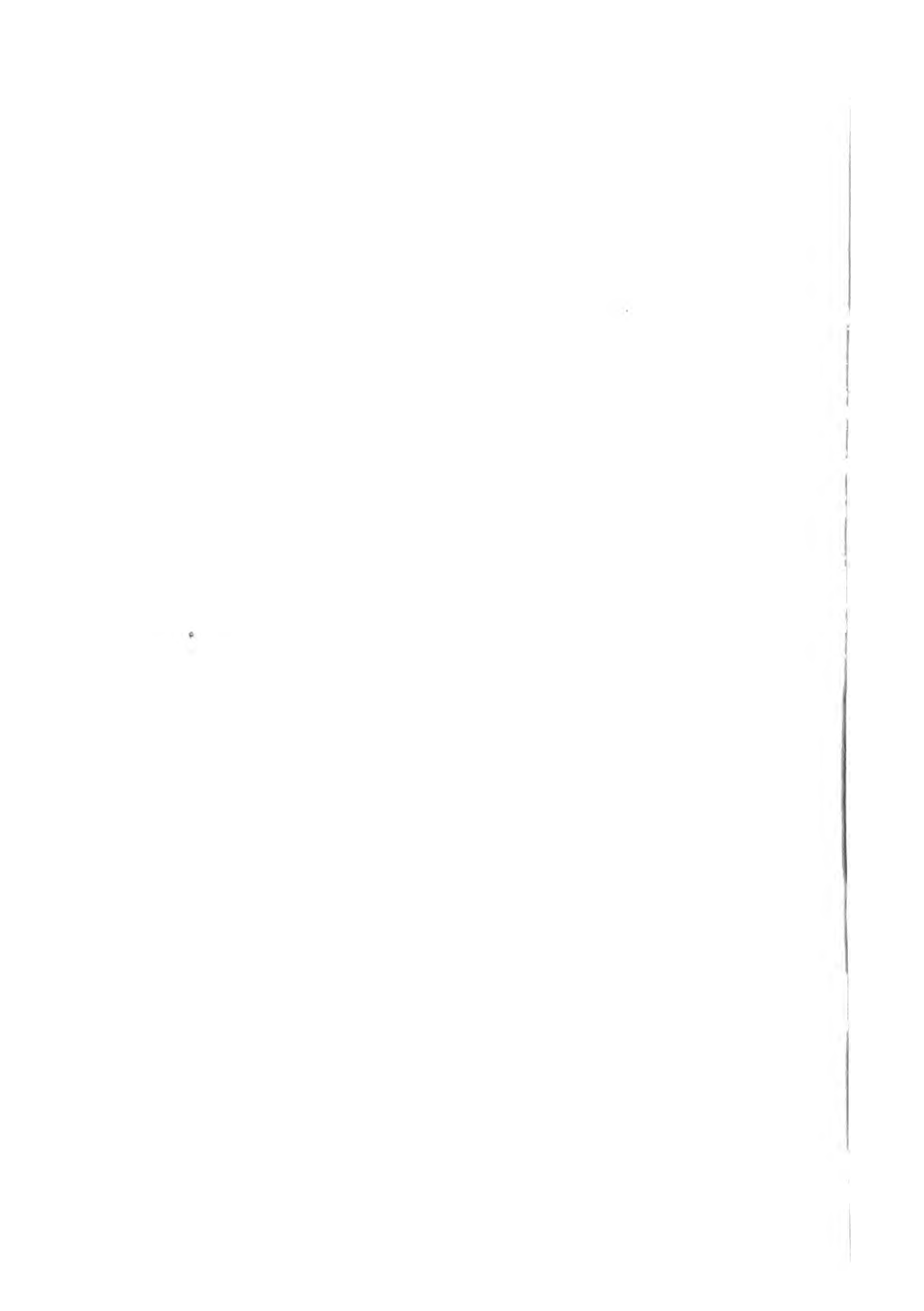
denken, denn die Leute waren zu schlecht gewöhnt.“ Man fühlte ihr wirklich die Würde an, und die Schleußerin und die Magd, die beide bis ins Gesicht im Bette trugen und mit Federn und Staub bis in den Mund voll waren, lachten. Denn sie dachten jetzt ebenso — ganz nach ihrem Leben, dem sie als Hebel und Haken dienen mußten — daß hier ein gutes Schenkhaus an das alte, elende gewachsen war — und wußten nicht, daß unter ihrem Geist und Tun eine schicksalsdunkle Heimstätte begraben lag. Ganz begraben — für einen, der ausgezogen, ohne groß Worte und Wesens zu machen, ins Unvermeidliche schließlich stumm ergeben, so daß nur die Frau geweint hatte, wie sie, den Säugling im Arm, das letzte Mal zurück sah, und dann auch die kleine Ella weinte, weil sie die Mutter weinen sah. Ganz begraben — wenn nun Zechbrüder und Beamte kommen würden, mit lustigen Schlachterstöckern zu tanzen bis ins Morgengrauen. Heidi! — es war ein Schenkhaus geworden — alle Sommertage — und Bethusy und sein Weib und Schleußerin und Kellnerin, alles war am rechten Fleck. Gute Wirte, und gute Bedienung. —

Rubeners Leute saßen in einem kleinen Dorfe im Tal, und Frau und Kinder, die noch übrig waren, lebten von der Zeit an viel allein. Die Mutter hatte ihr Kleines zu versehen und zwei Kühe, die sie in dem einlißigen Häuschen am kleinen Steig drüben halten konnte. Ella lebte und wuchs heran. Rubener war jetzt selten zu Hause. Er hielt es nicht aus. Einmal aus den Bergen ins Tal gekommen, hatte er sich keinen Rat gewußt, hatte bald einen kleinen Wagen mit einer großen Orgel gekauft und einen Pony vorgespannt. Er zog nun im Lande um und ver-

diente im Wandern. Man sah es ihm an, daß es ihm nicht aus Lust gekommen war, nur aus Gram und aus der Nothdurft. Er sorgte so für die Seinen. Er sah stumm drein all die Jahre, wenn er neben dem Wägel herging und den Fuchsspony am Lenkseil riß und antrieb. In manchem böhmischen Dorfe gab es ein Aufsehen, wenn die dröhnende Orgel kam. Weiber und Kinder umstellten sie und lachten und tanzten. Er spielte viele lustige Weisen, und es ging ein mächtiges Brausen aus dem dunklen Kasten, den er drehte, weit hinaus über die Dörfer. Aber er sah finster drein. Er hörte die Klänge kaum. Und wenn er im Wirtshause nachts Rast hielt, war er immer dumpf für sich, der Kurzbärtige, Gram lag in seinen Mienen und eine Verachtung, daß ihm kaum ein Fremder nahte. Jahre vergingen. — Wenn er dann einmal daheim war — selten — wenn das Kleinste, das längst ein launiges Mädchen geworden, Martin ähnlich, ihm neckend ins Grauhaar fuhr — die Mutter merkte es heimlich, daß er da doch noch wieder flüchtig lachen konnte. Aber Fremde sahen das nie. Die Menschen draußen gingen an ihm vorüber, wie die Bäume am Wege. Sie sahen einen Düsternen und Gramvollen — und einen Verächter. Und wußten nicht, daß er mit einer unbegreiflichen Sehnsucht umherging, — daß er nur wanderte, um Ruhe zu suchen, vergeblich — Jahr aus — Jahr ein.



Nächte



Claus Zinnappel

Erstes Kapitel

Die macht Claus Zinnappel auch noch zum Flederwisch . . . das ist ein Galgenvogel . . . kaum zwanzig is' se . . . und zwei Männer liegen schon im Erdboden eingescharrt . . . die wird ihre Schlingen schon um den jungen Kerl zu werfen wissen . . . die hat auch in Trauerkleidern Kurage."

Es war Nacht.

Die mürrische Erzählung machte eine quarrige Stimme, die aus einem vorgebeugten, mageren, grauen Schädel kam, dessen blinzelnbe Augen in ein kleines, wieder neu sprühendes Waldfeuer sahen. Die harten Hände rissen frische Fichtenzweige umständlich und fest aus einem mächtigen Reisighaufen heraus und deckten sie gemächlich über die saufenden und krachenden Dunkelflammen. Der alte Buchwald ragte gegen die graue Dämmerluft und den Schein der jagenden Funkenschwärme, die stumm und geisterhaft über die Waldgräser hinschwebten.

Es war hoch oben im Forste.

Die Lichter fern in der Tiefe der Täler waren erloschen.

Der Waldboden war kühl und feucht. Er atmete erdigen Wohlgeruch. Die Sträucher der Reheide flüsterten am Hange. Sie schienen unter den bleichenden, starren Sternen wie geheimnisvoll erglüht, als wären goldblinkernde Gewirke weit hin am Waldsaum gebreitet.

Die Schutzhütte stand offen.

Nur der alte Totengräber ging vor der Hütte ums Feuer.

„Die macht Claus Tinnappel auch noch zum Fledermisch . . . das ist ein Galgenvogel . . . und die Alte ist eine Here oder Eule . . . und was der Vater war, wie der noch lebte . . . der immer mit Bieren fuhr“, begann er neu seine Rede, als wenn er dem Feuer seine lustige Geschichte erzählte, weil der, mit dem er geredet hatte, längst unversehens wieder eingeschlafen war.

Drinnen in der Hütte lag auf Bündeln zu Häupten, mit Jacke oder Laub leicht zugedeckt, Mann an Mann, alte Holzfäller, die schwerfälligen Sinne noch vollends dem leisen Rauschen der Waldnacht und dem Glanze des Feuers und der Sterne verschlossen.

Der dürre, stakige Totengräber besaß allein die Unrast der Greise. Er muddelte ewig an seinem Pfeifenkopfe herum, schob den Kaffeetopf übers Feuer und machte sich auch in den tiefsten Nachtstunden immer zu schaffen.

„O du großer Gott und Heiland!“ seufzte er vor sich hin. „Die Alte ist richtig ein Uhu . . . und was den Vater betrifft, wie der noch lebte . . . und immer mit Bieren fuhr . . .“

Das Gerede war plötzlich erstorben, weil der alte Totengräber jetzt verstohlen beobachtend ein Stück an der Waldlehne hingehumpelt.

Drüben in den Rehheidestrichen, die nachtgolden glühten, sah man im ersten Morgengrau ein paar Dämmergestalten, unbestimmt und doch blendend.

„Ihr Leute! . . . Ihr Leute!“ . . . rief jetzt Buchwald pfiffig den Schlafenden in der Hütte zu. „Ich sagte es doch gleich . . . da stehen se . . . da stehen se . . . sie macht sich das Tüchel frisch um die Haare . . . weil Tinnappel sie richtig gezaust hat . . .“

Einer nach dem andern erhoben sich die alten Holzfäller von ihrem Laublager, reckten ihre erstarrten Leiber und kamen verschlafen in die Morgenluft.

„Und fort is' se . . . wie ein Rehkiß“ . . . schrie der Totengräber verhalten. „Und liegt längst in den Federn, wenn die alte Eule zum Rechten sieht!“

Claus Tinnappel stand drüben in der Rehheide, und Salie war bereits im tieferen Bannwald dem Tale zu verschwunden.

Claus Tinnappel war straff wie ein junger Buchenbaum. Oben im Gebirge am Hochmoor stand noch das alte, kleine, wettergezauste Forsthaus aus Balken gebaut, darin er als Kind in der Wiege gelegen und daraus er als Junge zu Tale gesprungen. Jetzt war Claus Tinnappel Forstgehilfe, angetan mit grau-grünem Waldhabit, und hatte noch mehr einen Blick wie ein äugendes Waldbtier. Er hatte geschworen, sich unbarmherzig an den Wilderern zu rächen, die seinen Vater im tiefsten Forste zu qualvollem Tode gebracht. Sein rechtes, unteres Augenlid war gespalten. Er hatte einmal einen Streifschuß ins Gesicht erhalten, gerade als er den Wilderer scharf aufs Korn nahm. Auch die Mittelfehne seiner linken Hand war verkürzt, weil er in

das Messer eines Wilderers in jachem Handgemenge hineingegriffen. Er wußte noch heute nicht, wie er damals davon kam. Claus Zinnappel konnte unbarmherzig sein. Er fürchtete sich vor niemand.

Jetzt stand er in der Rehheide im Morgengrau. Und Salie hatte ihm noch eben in den Armen gelegen.

Als der junge Forstgehilfe, die Büchse über der Schulter, wie von einem Patrouillengange näher kam, krochen die alten Holzfäller noch einmal in ihre Schlummerlager zurück.

Der alte Totengräber ließ stumm den Kopf hängen und stöckerte im Feuer mit einem Reifgast. Alle taten, als wenn nur schlafende Stimmen grau über der Waldnacht hingen und Wunder und Sagen um die bleichen Stämme spannen.

Auch Zinnappel streckte sich wortlos ins Waldgras hin.

Nur der alte Buchwald nahm jetzt den Topf aus dem Feuer, schlürfte und ließ das Feuer einsinken.

Aber wie der Morgenschein über die Ginsterhänge floß, daß sie wie helle, goldene Fließe am Hange lagen . . . wie die alten Holzfäller zwischen den gestürzten Stämmen sägten oder die Ärte schwangen . . . als der junge Zinnappel am Waldrande stand, die kurze Pfeife dampfend im Munde, und der Förster herzu kam, rief auch er dem Forstgehilfen entgegen: „Die dachte wohl gar, ich erkennte sie nicht . . . übrigens sieht sie verteufelt unschuldig aus in ihrer dörfle-rischen Maskerade . . .“

Der Forstgehilfe wurde rot wie Purpur. Ganz über-gossen wie ein junges Mädchen in Scham. Er konnte dem Förster nicht recht in die Augen sehen.

„Vor d e r warne ich Sie!“ sagte der schwarzbärtige Förster, als er zu Claus Zinnappel herankam. „Zwei Männer hat sie schon unter die Erde gebracht . . . das ganze Dorf kennt ihre Tollheit“, sagte er hart.

„Ach Gott . . . Herr Förster!“ . . . sagte Zinnappel kleinlaut. „Wie wilde Hummeln nun einmal sind!“ . . . „Ich verstehe mich schon auf sowas“ . . . sagte er jugendlich drollig und doch noch immer verlegen.

„Unter uns gesagt“, sagte der schwarzbärtige Förster begütigend, „eine hitzige Zigeunerin war mir auch immer lieber wie ein Lamm auf der Weide“ . . . „Nun Gott befohlen . . . die ganze Sippschaft ist ziemlich sonderlich . . . ich wollte Ihnen nur einen guten Rat geben“, sagte er treuherzig, zündete sich auch die Pfeife an, nahm sein Forstbuch und seinen Signierhammer und maß die Stämme.

Unterdessen hallten auf der Lichtung die Arzschläge und summten rhythmisch die Sägen. Der nahe Wald wogte leise im Sonnenschein. Spechtrufe lachten. Und Claus Zinnappel sah einer einsamen Krähe nach, die in der Talrichtung ferner und ferner im Licht sich verlor.

Z w e i t e s K a p i t e l

Unten im Dorfe am Eingang in das enge Flußtal lag, den weißen Häuschen mit dem schwarzen Balkenwerke oder mit böhmischen Holzkaltanen und bunter Wäsche zum Trost, hinter schwarzem Eisengitter mit goldenen Spitzen und einem Vorgarten, darin mächtige Kastanien Schatten über grünen Rasen und Kieswege warfen, ein feines, weißes

Herrenhaus, die Fensterscheiben seltsam gewölbt, daß sie wie geschliffenes Glas spiegelten, und Portal und Brüstungen aus hellem Granit gehauen und gerundet.

In diesem Hause oder Schloßchen wohnte jetzt die alte Frau Kotkegel seit Jahren allein. Denn Herr Kotkegel war lange tot.

Und es ist wahr, was der schwarzbärtige Förster oben im Schlage zu Claus Zinnappel gesagt, daß die ganze Kotkegelsche Sippe sehr wunderbarlich war. Die armen Leute im Orte waren an dem hohen Eisenzaun nie entlang gegangen, ohne sich nicht in die schielenden Fenster wie in eine verborgene Zauberwelt hinein zu träumen, auch schon als Herr Kotkegel noch lebte.

Aber Herr Kotkegel war an sich nichts Geheimnisvolles gewesen.

Herr Kotkegel, so Sonderliches man sich auch von seinen Liebhabereien und Launen erzählte, hatte mit dem Dorfarzt und dem Oberförster zusammen im Wirtshaus gefessen.

Er war mit Flinte und seinen Hunden pürschend über die Dorffelder gestrichen.

Und wenn der lustige, breite Mann mit dem Doppelfinn und mit den vollen, weißen Bürsten über seinen kleinen, flinken Augen in die Kirche trat, so war an ihm mit Ausnahme der großen, funkelnden Busennadel und den reichberingten, dicken Fingern, mit denen er dann sein Gesangbuch vor sich hin hielt, nichts Auffälliges weiter gewesen, als eben die kleine, jugendliche, ganz schüchterne und immer wie in entschuldigender Güte lächelnd hinter dem breiten Rücken des Herrn Kotkegel verschwindende Frau Kot-

kegel, die er erst in seinen späteren Jahren, wie er längst ein reicher Mann war, aus der Stadt mit heimgebracht hatte. Frau Kotkegel, immer ein wenig verschleiert oder gar hinter den Spiegelscheiben, wo all das Wunderwerk stand, das Herr Kotkegel aus der weiten Welt gesammelt, allzeit ungesehen umgehend, so daß sie von Anfang an, sobald sie ins Dorf eingefahren war, unter die Reichtümer und sonderlichen Kostbarkeiten des alten, breiten Herrn Kotkegel von den Dorfbewohnern gleich mit eingerechnet worden war.

Man muß auch wissen, daß es mit den Vieren, womit, wie der alte Totengräber behauptete, Herr Kotkegel immer gefahren war, eine eigene Bewandnis hatte.

Man denkt sich dabei zwei fliegende Doppelgespanne mit flatternden Mähnen vor einander, leicht in der Hand des betreffenden Kutschers hineilend. Einen rollenden Wagen, der in Federn wiegt, mit allerhand vornehmer, herausquellender, seidener Frauenkleidung, wenn der Diener erst vom Bocke gesprungen ist und den Schlag einmal öffnet.

Aber das war alles ganz anders gewesen.

Der Wagen war ein haushoher, breiträdriger Planwagen gewesen, in dem feine Leinwanden gestapelt lagen und vor dem vier mächtige Pferde aus Brabant, mit Messingscheiben und anderem Geflingel und mit buntem Lederwerk reichlich aufgeputzt, alle Muskeln hatten spannen müssen, um ihn polternd und krachend und dröhnend die Landstraße fortzuziehen.

Erst war Herr Kotkegel selber im blauen Hemde, am Hute einen Strauß, die Peitsche lustig schwingend daneben

gegangen. Später freilich hatte er genug Kutscher und Knechte und stand nur noch als reicher Herr unter den reichsten Händlern auf der Messe.

Und die seltensten Sonderlichkeiten brachte er der feinen, scheuen Frau Kotkegel von seinen Reisen mit heim. So daß das Kotkegelsche Haus bald gar nicht wie eine menschliche Wohnung, eher wie ein Märchen anzusehen war. Zimmer an Zimmer nur voller Glasschränke, darin geschliffene Gläser und Schalen, buntes Steinzeug, Mosaiken, Miniaturbildchen, Ringe und Gemmen, winzige Uhren mit Diamant- und Perleinlagen und tausenderlei anderer kostbarer Kleinram dem Auge verlockend blinkten. Truhen mit getriebenen Beschlägen standen da, aus denen man die schimmerndsten Wirkereien in Gold und Steinen ausschälen und hinbreiten konnte, edle Arbeiten, wie man sie in den Ländern der Wunder Königinnen über die weißen Steinterrassen breitet oder auf die Altäre der Götterbilder selber anbetend niederlegt.

Es standen auch solche Götterbilder auf elfenbeinernen Tischchen in den Winkeln der weiten Räume.

Überall brütete eine große Feierlichkeit.

Die scheue Frau Kotkegel ging in dem Kotkegelschen Hause herum ganz ohne Laut.

Sie hatte große, nächtliche Augen.

Und auch deshalb konnte man an eine Eule denken, weil ihre Augen viel blinzelten.

In vielen Zimmern waren die Vorhänge gegen die Sonne immer niedergelassen.

Auch ein fremdartiger Geruch lag über allem Möbelram und quoll aus den Schüben, sobald man sie öffnete.

Die erlesensten Speisen lagen in den Kästen und Schüben geborgen. Frau Kottegel konnte im Anstarren der kleinen Wunderwerke, die darin in Weiß gebildet waren, Reigen von Sternen und Tieren und Blumen, Stunden vergessen.

Auch Goldbecher und Goldschalen gab es, schwer und gediegen. Schmuckkästchen, darin Ketten und Geschmeide lagen, die Frau Kottegel oft wie eine umspinnende Musik lange durch die Finger gehen ließ, als wenn sie sie mit ihren feinen, weißen Händen noch lebendiger fühlte als mit ihren fast zugedrückten, blinzeln den Augen sah.

Frau Kottegel ging in dem Kottegel'schen Schatzhause richtig wie verzaubert um.

Freilich war da auch ein Kind aufgewachsen. Rosalie. Salie hatte sie der Vater genannt. Das gesund und frisch und unternehmend war. Das mit viel Lärm und rücksichtslos schon auf seinen kurzen Beinen durch die stillen Räume gelaufen und der Feierlichkeit und Schätze nie geachtet hatte. So daß es der kleinen, scheuen Dame, wie der Alte tot war, wohlgetan, wie die Tochter sich mit ihren sechzehn Jahren gleich einen älteren Mann, einen Gymnasialprofessor erkoren, den sie mit ihren lustigen, dunklen Augen völlig betört hatte.

Jetzt war Salie kaum zwanzig.

Sie hatte außer dem Professor schon einen zweiten Mann, einen jungen Offizier gehabt, der auch unversehens gestorben war.

Und Salie sah schlank aus, achtete der Trauerkleider nicht, hatte Blicke wie eine spanische Tänzerin und lief wie ein Mädchen herum.

Wenn sie jetzt neu im Kotkegelschen Hause herum pfiß und sang, kam die kleine, scheue Frau Kotkegel gar nicht mehr aus ihren hintersten Verstecken hervor.

In Salies Stimme, die zärtlich war, lachte und gurrte es.

In ihren Hantierungen, wenn sie auch nur mit einem Blumenkelche tändelte, lagen Liebkosungen wie zum Troste.

Manchen Alten, nicht bloß durch junge Sinne gesehen, stach ihr wissendes Wesen im Blute wie mit feinen Nadeln und machte ihn ihr nachblicken, wenn sie mit wehendem Brusttuch um die Schultern, ohne Hut in der Sonne, heute wie ein Bauernmädchen und morgen wie eine Prinzessin durch die Dorfstraße lief. Mancher weise Blick lächelte über die Schalkheit und Inbrunst ihrer jungen, jähen Bewegungen, die ihr um Schultern und Hüften zuckten und ihren losen, dunklen Kopf zurückwarfen.

Vor dem Hause der Frau Kotkegel ragten jetzt im Schatten unter den Kastanien große Blüten von Purpurmohn hinter den Eisenstäben des Zaunes. Glut brannte in den Kelchen. Die Farbe der losen Blätter, die auch leicht abgeworfen im Kies lagen, war wie Feuer so glühend.

So waren die Stunden, die Salie hinwarf.

Im Grunde jeden losen Blütenblattes war ein Zeichen wie aus sammet-schwarzem Tode. Es konnte nichts Unheimlicheres geben, als im Innersten der Blütenglut die Flecken von tiefster Finsternis zu sehen.

So ragten die Purpurblumen im Schattengarten am Julitage.

So ragte in dem verwunschenen Hause drinnen die junge, verzehrende Frau.

Drittes Kapitel

Claus Tinnappel war so nüchtern, wie Salie verrückt und verschroben und nach allerhand Aberglauben und Märchentorheiten lüstern war. Sie hatte nicht umsonst unter dem Zauberballast im Kottegelschen Hause ihre Jugend zugebracht, um nicht selber Verwünschenes genug an sich zu tragen und mit Wahrsagen und Herensprüchen ihre Stunden und Tage zu verändeln.

Aber e i n e Wahrheit lag in ihr, heiß wie Sonnenfeuer und dunkel wie Abgründe. Das junge, starke Blut Claus Tinnappels hatte draußen und hoch im Blütenmeer der goldenen Rehheide die stumme Sprache verstanden, die Salies Atem und Pulse redeten.

Und Salie dachte, daß sie sich nur nach Claus je gesehnt hätte. Sie lief jetzt oft oben an den Waldhang, wenn der Mond golden in der Nachtluft hing.

Aber sie hatte Claus nie gesagt, daß sie mehr als Heimlichkeiten wünschte.

Das kränkte Claus.

Mit der Zeit war ihm auch das Gerede der Holzfäller und des Försters zu dumm geworden.

So war er eines Tages zu Tale gelaufen und stand vor dem Kottegelschen Hause.

Er hatte Frau Kottegel nie von Angesicht gesehen.

Es war dem straffen Claus Tinnappel eine lächerliche Beklemmung, als er jetzt gar in dem feinen Treppenhause stand und unter den seltsamen Wohlgerüchen atmen mußte, die aus einem indischen Bazar gewiß nicht üppiger aufstiegen.

Aber Claus Tinnappel war gewissermaßen aufgebracht.

Er war gekommen, die steilen Steinwege und durchs Dickicht nieder, wie Hirsche durch die Dickung brechen. Er wollte etwas in Klarheit bringen. Er dachte nicht viel mehr, als daß er einmal die ganze Lage sich mit eigenen Augen besehen und daraus erkennen würde, wie weit ihn seine törichten Sinne narreten.

Verdacht ist ein Arom. Könnten wir unser verdächtiges Blut prüfen, wir könnten vielleicht eine feine Flamme damit grün färben, oder wer weiß mit welchem nie gesehenen Zauber. Verdacht lag Claus Tinnappel im Blute. Obwohl auch er jetzt in Salies Blicke verzehrend hinein sah, wie in einen Purpurkelch.

Claus war gleich über die Teppiche im Rotkegelschen Hause empor gelaufen, obgleich Boden und Füße ein wenig unter ihm schwankten.

Aber er mußte doch lachen, als er in die Tür zu Frau Rotkegel vollends eintrat.

Die Glasservanten alle in dem gewölbten Zimmer schielten und spiegelten. Sofa und Tisch und Lehnstühle darin waren mit Spitzenzeug reich behangen und schwiegen in ganz versunkenem Gehaben. Auch Frau Rotkegel war mit Spitzen behangen wie Tisch und Sofa. Sie sah sehr weiß und sehr zierlich aus.

Claus Tinnappel konnte die blinzelnde Dame ruhig betrachten, weil sie ihn zuerst nicht ansah.

Ihre Augen schienen ziemlich verzweifelt. Sie blickten auf den Erdboden oder an die Wände. Ihre Augen schienen dunkel wie Salies Augen, aber in einem sehr feinen, bleichen Gesicht. Ihre Lippen waren schmal. Unentschlossen

lag der erste Gruß auf den Lippen. Sie war Claus Tinnappel wie abwehrend gleich bis an die Tür entgegengelauten, indessen sich das dienende Bauernmädchen noch immer nicht entfernen gewollt.

Claus stand ziemlich ratlos.

Er hatte außer dem Grusse, den er aus Verlegenheit hervorstieß, sich in allen Winkeln umgesehen und die beiden, großen Bernhards Hunde, die ein jeder in einer Fenster-Nische nur den klugen Kopf hoben, ins Auge gefaßt.

„Ja, was wollen Sie denn bei mir?“ hatte die kleine Frau Kottegel jetzt ausgerufen.

Da hatte Claus Tinnappel sich zwar gleich besonnen, daß er vor Salies Mutter stand, und daß er nun eigentlich einmal wissen müßte, was es mit ihrer Tochter für eine Bewandtnis hätte.

Aber diese Frau Kottegel war allzu fein und zierlich und leise, und gar nicht so, wie Mütter sind, die über das Schicksal von Töchtern sich nüchtern und sicher verbreiten könnten.

Claus war plötzlich ganz seltsam abgestoßen.

Gar nicht unlieb.

Die kleine Frau war ja wie ein feiner Gesang. Aber einen Gesang und ein Märchen war Claus Tinnappel nicht zu hören gekommen.

Er gab seine ganze Absicht verloren.

Er suchte nach anderen Ideen, die ihn aus seiner Lage wieder heraus bringen könnten, in die er durch seine Hast geraten war.

Claus war einsilbig wie Frau Kottegel.

Er fragte nur, ob sie Holz für den Winter brauche? Sagte, daß er nur deshalb gekommen wäre.

So daß jetzt auch das Bauernmädchen sofort gleichgültig aus der Stube verschwand.

Claus sprach ziemlich jäh. Er stotterte einiges über die Holzpreise für den Winter. Er kam nicht zu Ende. Er lächelte sogar jetzt, daß die feine Spisendame mit den grauen Scheiteln errötete. Und hielt wieder inne, um für ihre Antwort endlich eine Pause zu lassen.

Aber da tat sich zum Glück eine Seitentür auf, und mit zwei roten Flatterrosen an der jungen, braunen Brust, die aus einem eng fließenden, silbergrauen Falbelgewande hervorlugte, wie eine schwebende Göttin, lachend und toll, wie wenn es hier gar keine zarte Frau Kotkegel weiter gäbe, kam Salte hereingestossen, selbst ganz überrumpelt und jetzt auch ihrerseits überrumpelnd. Und wie sie Claus Zinnappel verlegen stehen sah, ihm an den Hals fliegend, ihn mit drollig tollen Namen benennend.

„Meine Heideschnucke“, begrüßte sie ihn.

So daß Frau Kotkegel fast einer Ohnmacht nahe war.

Aber da hätte weder Ohnmacht, noch sonst irgendeine Macht der Erde, wenn sie in Frau Kotkegel lebendig gewesen, je etwas anderes jetzt zu wecken vermocht, als daß auch Claus die junge, seidene, jähle Gestalt Salies fest an sich gepreßt und gehalten hätte.

Aber er hatte sie dann doch sogleich wieder losgelassen.

„Das ist nämlich mein wahrhaft Erkorener, mein liebes, ängstliches Mutterschnäuzchen“, sagte Salie mit drolligem Tone. „Und keinen andern habe ich je geliebt . . . weder vor noch zurück . . . und alle können mir jetzt gestohlen sein!“ sagte sie mit einem Anfluge von Hohn.

Die kleine Dame stand lange ganz nur in starrem Er-

staunen. Und das starre Erstaunen hätte sicherlich kein Ende gefunden, wenn nicht Claus Tinnappel gleich in aller guten Sitte und Knabenhafter Seligkeit zu Frau Kotkegel gesprochen und sie dabei flehend angesehen hätte. Claus Tinnappel sagte seine Worte jetzt ganz feierlich, ganz als wenn er wüßte, daß man den Alten in sanftem Flüsterton solche Entscheidungen des Lebens zu bekennen hätte.

„Ja . . . nämlich . . . wirklich . . . Frau Kotkegel . . . ich liebe Salie“, sagte er mit leiser Stimme. „Nehmen Sie es nur freundlich auf . . . und geben Sie mir vertrauensvoll Ihre Tochter!“

Warum Frau Kotkegel bei diesen Worten weinte, hätte sie selbst in dem Augenblicke nicht zu sagen gewußt. Der Ton mochte ihr fremd sein und schien sie wohlthätig zu rühren. Auch an das Wesen Salies mochte sie denken, das unftet und haltlos war, und sie mochte insgesamt Leid aus Vergangenheit und Zukunft ungeschieden in ihren Tränen tragen.

Sie stand völlig abgewandt.

„Wenn es schon wieder gleich sein muß“, sagte sie dann mit traurigem Blicke und blieb ganz von fern.

Wie Claus endlich hinaus war, hatten ihn wohl die Ringe der einstigen Ehemänner, die Salie vor den Augen der Mutter immer am Finger trug, einen Augenblick wieder ins Auge gestochen. Aber er lachte doch kindlich und froh, als er im Bergwalde aufstieg.

Und Salie hatte daheim mit der Mutter keine Geduld gehabt. Sie hatte bei deren Mahnungen beide Goldreife glatt vom Finger herunter gestrichen und sie der erschütterten Dame hohnlachend vor die Füße geworfen.

Die Ringe blieben lange im Teppich liegen.

Und die kleine sanfte Frau Rotkegel sah den Tag noch bleicher aus wie sonst.

Viertes Kapitel

Jetzt gab es einige gute Zeiten.

Claus Zinnappel war ein straffer Mann. Oder besser eine ehrliche Haut und ein fester Sinn. Und es sprang aus den Augen Clausens auch in Salies Augen hinein, daß sie wie eine Braut einherlief, die Glückliche spielte, überall wie ein vornehmes, gesittetes Mädchen auftrat, wo sie es gefällig fand, und vor den Dorfleuten und der Kleinen, blassen Frau Rotkegel insgesamt etwas darstellte, was sie in dieser Zartheit noch keinem erschienen war.

Wie die großen Kastanienblätter den Vorgarten des Rotkegelschen Hauses bestreuten, und man raschelnd hindurch ging, wie die gefleckten Knollen beim Auffallen aus den Stachel Früchten sprangen, und über dem Dorfe in den milchigen Lüften Scharen von Krähen kreischend dem Gebirge zuzogen, da war auch in Frau Rotkegel eine gelinde Beruhigung heimlich eingekehrt.

Die kleine Dame, scheu wie sie immer unter ihren Glaservanten und Truhen in dem weiten Schachhause umging, begann sich an den Anblick Zinnappels langsam zu gewöhnen. Hatte sie die Sommer- und Herbstmonate noch gewünscht, daß Claus nur wie zufällig ins Haus käme, so duldete sie, wie die Winterzeit heran war, daß er bei Salie in der Stube saß, und daß der beiden Liebes-

leute Gespräch und Gelächter manchmal noch bis in die späteren Abendstunden in das feine, einsame Treppenhaus heraus hörbar blieb.

Und was das beste war und einen sehr versöhnlichen Geist zwischen Mutter und Tochter säte, das war die Willfährigkeit, mit der die zarte, verschleierte Frau Kotlegel viel schöne Dinge herbeischaffte, die bald Claus Tinnappel und der Tochter in ihrem eigenen Hause zu gute kommen sollten. Wie es Frau Kotlegel noch nie so lebhaft getan hatte, sann sie mit Salie an Einrichtungen und Kleidern herum. Und wenn einer im Winter, wo ein Paar Schneiderinnen an den Fenstern von Frau Kotlegels Wohnräumen saßen und eifrig stichelten, und die Maschinenräder ewig schnurrten, in das Kotlegelsche Haus eingetreten wäre, hätte er wohl gar die kleine Mutter Salies unter Leinwänden und Spitzen und feinen Seiden wühlen und mit ihren nie gestillten, fremden Blicken ratlos darin herum suchen sehen.

Unterdessen fauste Salie, in feinem, drallem Pelzwerk, angetan wie ein Jagdpagge, mit schlanken Beinen, die in Ledergamaschen straff eingefügt standen, den dunklen, spanischen Kopf mit einem sammetnen, pelzverbrämten Federbarett bedeckt, im Arme Claus Tinnappels aus der einsamen Baude die Schneehänge jauchzend zu Tale nieder.

Toll war Salie noch immer.

Toll konnten ihre heißen, erhitzten Blicke noch mehr sein, sobald sie einsam in Claus Tinnappels strahlender Verliebtheit ging.

Auch wenn der Winter die alten und jungen Wetter-

fichten oben an den einsamen Kammhängen in tausende Urwelttiere und schlafende Adler verzaubert und über die weiten Schneefelder verwunschene Zwergenhochzeiten im Dämmer huschten, auch oben unter den Reifriesen im Gebirge hing unversehens ihr heißes Begehren an Zinnappels Lippen und Leben.

In seinem Blute war dann auch die Kraft und das Jauchzen. In seinem Blute sausten und tobten auch Frühlingstürme. Auch in ihm war dann eine Gewalt und Seligkeit ausgebrochen, die nicht leicht zu stillen war.

An einem dieser Abende waren Claus Zinnappel und Salie den Dorfweg vollends mit schwebenden Schritten niederstreifend, er ein Jägersmann mit dickem Fuchsmuff am Leibe, und sie in ihrem drallen Pagenkostüm, in die Dorfwirtschaft eingetreten.

Salie hatte schon von ferne die Musik angelockt.

Es war eine mächtige Dorfbrauerei, ein altes, breites Giebelhaus, das aus seinen hohen Saalfenstern auf die Dorfstraße und den Schnee Schein warf.

Es war Sonntags.

Und weil sich immer zu Feiertagen allerlei Leute aus der Stadt hier ihre Lust machten, hatte Claus, ehe sie eintraten, doch noch dawider geredet.

Claus Zinnappel war einer von denen, die in der Einsamkeit aufgewachsen, die Blicke fremder Menschen immer wie etwas Kaltes und Peinliches empfinden. Und außerdem fühlte er jetzt stets seine Glut für Salie beleidigt, wenn Neugier und Dreistigkeit über ihre auffällige Gestalt hinkroch.

Aber Salie wollte es.

Und im Grunde war augenblicklich durchaus nicht einzusehen, warum sie nicht hätten offen in die Wirtsstube eingetreten und sich dort an einem der wachstuchnen Tische des hellerleuchteten Raumes niederlassen sollen.

Überwindung kostete es Claus immer noch ein wenig.

Aber es kam noch dazu, daß er sich in der Sonderlichkeit des auffallenden Wesens Salies, heimlich verlegen, doch auch sonnte. Und daß er an die vielen Blicke der Neugier nicht hatte denken können, ohne nicht auch eine Genugtuung zu fühlen, daß Salie, der reichen Frau Kotegel Tochter und die einstige Erbin ihres Reichthums, seine Geliebte war.

So war also Claus Tinnappel, den lustigen Pagen an der Seite, doch in die weite, erhellte und durchlärnte Wirtsstube entschlossen eingetreten.

Salie sah sehr schick und erlesen aus. Claus benahm sich gleich wie ein großer Herr.

„Nach einer solchen Anstrengung wird dir ein Glas Wein gut tun!“ sagte er nur ganz wie nebenher und gar nicht geflüstert.

Er wählte mit einem flüchtigen Blick wie ein Kenner auf der Weinkarte und hing dann erst mit Hilfe des Kellners Salies Barrett und seinen Hut und Stock sorglich an den Halter.

Salie sah sich fest um. Ihre Augen hatten Blut.

Im Nebensaal wiegte man sich.

Für Salie war das gleich ziemlich zerrüttend. Der Rauch, der sie umspann, nahm ihr vollends die Ruhe. Rauch mit Bierdunst und Ausdünstungen und Staub. Das kriecht ins Blut und ist wie Gift in den Sinnen.

Salie blinzelte lüftern in den Dämmer hinein. Sie blinzelte heute mit keinem Bedenken.

An einem Tische saß eine lustige Runde, Stadtherren in Schwarz, die alle getrunken hatten. Einer, ein spießbürgerlich eleganter, kräftiger Herr, dessen Schnurrbart straff stand wie bei einem französischen Grenadier, und dessen Bartspitzen über das derbe Gesicht hinaus ragten wie zwei Pinsel, schien der Gefeierte. Er benahm sich sehr laut und sehr zuvorkommend.

Wie der Wein kam, lachte Salie ungebärdig. Claus Zinnappel war ahnungslos auf Champagner verfallen.

Das Auffällige der Sachlage, wie der alte Dorfkellner den Korken umständlich knallen ließ, brachte sie immer mehr aus dem Häuschen.

Claus Zinnappel war es unangenehm.

Und die Galle fuhr Claus noch mehr ins Blut, als Salies Blicke sich mit dem schnurrbärtigen Städter zu begegnen schienen.

Der gefeierte elegante Herr mit der roten Weste unter seinem Gehrock kam an Salie heran, sie zum Tanze in den Saal zu entführen.

Claus war gelinde gesagt empört.

Der Wein und der tolle Tag saß ihm ohnehin in den Sinnen.

Und Salie tanzte wie eine Süchtige. Sie schien den Mann gleich zu pressen, nicht nur er sie. Ihr Lachen, das ohne seiner zu achten, jetzt aus ihren dunklen, hitzigen Blicken in die Luft ging, hätte ihn beinahe um allen Verstand gebracht. Nur war jetzt gar nicht Gelegenheit, irgendwie zu Verstande zu kommen.

Claus Zinnappel wollte nur in den Saal, den Tanzenden nach.

Aber der Tanz kreiste. Er konnte nicht weiter. Er mußte den Tanzpaaren ewig ausweichen. So ging er rückwärts wieder in den Türrahmen zurück und gewann langsam Geduld.

Wein im Kelche ist kühl. Er lief zum Weinkelch und goß ein volles Glas hinunter.

Dann kam Salie auch wieder.

Aber noch in der Tür hatte sie sich neu zu dem Fremden zurückgewandt.

Der schnurrbärtige Riese schien ihre Hand noch immer nicht loszulassen und ihre Hand immer noch wieder herzlich zu drücken.

In dieser Nacht war mit Claus Zinnappel nicht mehr viel anzufangen. Er saß da und sah zornig aus. Sein offenes, junges Gesicht feuerte rot nicht nur von Wein und Wetter. Auch seine hellen Augen konnten brennen.

Salie hatte sich doch wieder noch besonnen. Obwohl sie zuerst nur höhnisch gelacht hatte. Sie begann ihm Flausen vorzumachen. Sie fing seine Füße unterm Tisch und preßte sie. Am Ende wagte sie doch nicht mehr in den Tanzsaal zu gehen, obwohl ihre Blicke immer noch einmal den Schnauzbärtigen suchten.

Claus Zinnappel benahm sich an dem Abend gradezu kindisch.

Er redete mit Salie kein Wort.

Alle Blicke in der Wirtsstube, die den Streit mit ansahen, amüsierten sich.

Claus verlangte plötzlich wie ein gestrenger Liebhaber den Aufbruch.

Als sie das Gastzimmer verließen, sandte Claus aus seinen hitzigen, vertrunkenen Augen einen gehässigen Blick nach allen Seiten.

Den schnurrbärtigen Fremden, der sich besonders verneigte, als Salie aufstand und drollig demütig Clausens Arm nahm, sah er mit durchbohrender Herausforderung an.

Erst wie sie beide auf der Straße standen und Salie toll loslachte und ihn umhalste und mit sich zog, gewann er langsam sein Lachen wieder.

Fünftes Kapitel

Oben am Kamme schoß Junggrün aus den Moorwiesen, und die Knieholzgebüsche huschten drüber wie dunkle Schatten. Hoch dehnte sich der Aether in blauer Klarheit. Vogelgezwitzcher und Jubilieren flatterte einsam in die flechtengelben Steinfeldern und koste das Ohr des Wanders in den Einöden.

Wenn Claus Zinnappel jetzt hier oben am Hange dem Raubvogel nachschlich, sah er vergraben und fremdartig aus. Seine Blicke hatten nichts Gutes mehr. Er sah in die blendenden Lüfte auf und sandte die Kugel aus der Büchse, daß sie unbarmherzig wie ein höhnischer Pfiff klang und der schweifende Bussard mit dumpfem Fall ins Gestein ging.

Claus Zinnappel war ein ganz anderer Mann jetzt. Das Lachen hatte er ganz verlernt. Nämlich dazu hatte es für ihn gar nicht erst der Aufklärung bedurft.

Die weiten Felder von Rehheide lagen wieder golden im Glanze.

Aber wie Salie auch nur einmal nicht mehr in dem nächtlichen Glanze erschienen war, wie er auch nur einmal umsonst die Abhänge nieder gesehen und ihre fliegenden Schritte gesucht hatte, war ihm der Zusammenhang gleich klar geworden.

In dem Hause der Frau Kottegel war Salie nicht zu finden gewesen.

Auch Frau Kottegel hatte zuerst gar nichts gewußt.

Dann war es bald ruckbar geworden, daß Salie längst einem andern Manne am Halse hing.

Die kleine, zarte Frau Kottegel ließ sich überhaupt gar nicht mehr sehen. Sie war hinter ihren Vorhängen und Spitzengardinen vor Scham ganz leidend geworden.

Salie hatte in den Tagen, wo wieder die großen Mohnblumen vor dem Kottegelschen Hause geblüht und das Trauerjahr vorüber war, nicht lange gewartet. Sie hatte mit Herrn Hecht . . . so hieß der schnauzbärtige Fremde, der jetzt als neuer Besitzer der Brauerei ins Dorf eingezogen war, Hochzeit gehalten.

Alle Welt lachte.

Salie saß jetzt in dem großen Siebelhause der Brauerei, einhergehend wie eine junge, dralle Wirtin, und als wenn sie sich an einen Claus Tinnappel gar nicht mehr erinnerte.

Eine Schmach fraß Claus im Blute, daß er gar nicht mehr zu Tale ging. Eine jagende Unrast, die ihn in den Forst trieb, und die ihn empfindlich machte und jäh. So

daß er die Fährten des Wildes wie ein Spürhund ausspähte und die Fährten der Wildschützen noch besser, nur um sich Ruhe zu schaffen.

In dieser Zeit konnte er nirgends sein.

Der Wald und die Hänge waren sein ständiges Wandern.

Dort wanderte er noch kaum rechts und links blickend. Nicht einmal die Pfeife hing ihm aus den verächtlichen Lippen.

Die Hände hatten etwas von zitternder Wut immer gleich, auch wenn nur ein Holzfäller etwas versehen hatte. Oder wenn ein Gesicht in klarer Waldluft flüchtig vor seinem inneren Auge vorbei gestrichen war.

Man begriff es.

Man ließ ihn jäh sein.

Auch der Förster sah, daß Claus ganz unzugänglich und abweisend war. Daß er es in seiner Lage ablehnte, mit Menschen groß zu reden, außer wenn es der Dienst unbedingt verlangte.

Den Signierhammer in Händen schlug Claus mit hartem Schläge. Er tat alle Arbeit mit einem jachen Gefühl, als könnte er ebenso das Leben wie einen Baum dann treffen, daß nichts übrig blieb von all der Narrheit und den Lüsten, wie eine lächerliche Nummer.

In diesen Tagen, im Spätherbst, wo die Hirsche noch oben in der Heide standen und schrien und der Frost nur eine Glasdecke über den Kamm gelegt hatte, war er einem berüchtigten Wildddiebe in den Strich gelaufen.

Sagasser war ein Mann, der klettern konnte wie ein Rehbock und schießen und paschen, was das Zeug hielt.

Oben am Teichrande war Sagasser seines Weges für-
baß geschritten und trug in der Hücke sein Geheimnis.

Wie Sagasser Claus Tinnappel, den Forstgehilfen, kom-
men gesehen, hatte er sich nicht groß besonnen, dem ver-
grabenen, vom Schicksal gehänselten Tinnappel den Rücken
zu kehren. Kühn wie er war, hatte er das Stück Hirsch,
das er unausgeweidet auf der Hücke im Sacke trug, die
Felsen des Teichrandes im voraus niedergeworfen und sich
selber auf die Hücke setzend gleich dahinter, und war heidi
wie auf bequemem Winterschlitten die eisglatten, nackten
Felsränder niedergesauft.

Aber Sagasser hatte sich in Tinnappels Todesverachtung
getäuscht.

Claus Tinnappel galt jetzt das Leben auch keinen Dreier.

Er war mit sicheren Schritten, gleitend und packend,
auf seinen schweren Nagelschuhen ohne Aufenthalt nach-
gefahren und unten am Wasserrande ebenso eilig gelandet.

Da gab es ein Ringen.

Claus umklammerte die Hand Sagassers, in der ein
Hirschfänger offen blinkte.

Sie lagen bald über einander.

Es wäre beinahe um Sagasser zu tun gewesen. Nur
hatte sich Claus Tinnappel plötzlich erinnert, daß Sagas-
sers Häuschen im Dorfe neben der Brauerei lag, wo Sa-
lie jetzt wohnte.

Das war es, was seine Kraft schwach machte, die wie
ein stählerner Ring noch immer die Hand des Wildschützen
umspannt hielt.

Claus Tinnappel sprach jetzt nur ganz leise.

„Wart einmal!“ sagte er mit gepreßtem Atem, „du

Hund du . . . wirf nur erst dein Messer weg . . . dann magst du ruhig deiner Wege gehen . . . weil mir . . . alle . . . Rache für meinen gemordeten Vater . . . doch nicht die Schmach . . . von der Seele wäscht . . . die ich von dem Weibe an mir trage", hatte er nur fast geröchelt in der Anstrengung.

Er hatte Sagasser dabei so elendiglich und schwermütig angesehen, daß Sagasser sogleich die ganze Sache begriff und auch wirklich das Messer wegwarf und aufsprang.

Claus Zinnappel machte sein eigenes Wort verlegen. Er lachte nur ganz irr, wie Sagasser aufgesprungen war. Er sah nur den Steinhang an, den Sagasser und er, einander jagend, hernieder zu rasen gewagt hatten.

Und Sagasser begann Zinnappel sofort zutraulich und gutmütig zu erzählen, daß Salie großartig im Brauhause und in der Wirtsstube herum scharwenzte und herum lachte, auch in der feinen Brauerkutsche wie eine große Dame in der Gegend herumführe und sich mit ihrem handfesten, reichen Brauersmanne überall sehen ließe. So daß Claus eine Weile ganz bleich geworden, stumm zuhörte.

Bis ihm die Röte wie Purpur neu ins Gesicht und in die Augen schoß, als der Wildschuß wie zufällig noch dazu gab, daß das junge Weib doch wohl endlich vernünftiger werden würde, wenn sie zu dem bereits erwarteten Kinde käme.

„Halts Maul, Hund du!" schrie Claus nur Sagasser sprühend in die Augen.

So daß der Wildschuß hastig Hude und Packen griff und sich springend aus dem Staube machte. Jetzt zurück lachend. Aber in der Ferne noch einmal zögernd.

„Schönen Dank, Herr Tinnappel!“ rief er dem Forstgehilfen noch zurück. „Diesmal hätte es einem oder dem andern doch die Seele kosten können! . . . verraten Sie mich nicht, Herr Tinnappel . . . gelt nee? Sie verraten mich nicht?“ rief er, daß es über dem Wasser verhallte, als er um die Felsecke verschwunden war.

Claus Tinnappel stand noch lange in den Felsen am Teichwasser, darin die eisigen, grauen Steinränder seltsam tief und kristallen widerspiegelten.

Die starren Gräser in den Halben waren längst gelb geworden. Die Luft hoch oben hing in milchigem Opalglanze über den Schroffen. Der Winter war im Kommen.

Da saß dann Claus Tinnappel bald in der kleinen Forststube, war graugelb im Grame, rauchte und war nirgend aufzuwecken.

Das ganze Gebirge lag tief eingebettet in Schneelasten. Hirsche und Rehe waren mit den Menschen zu Tale gegangen, um sich vor den Wintergewalten zu bergen. Hoch oben sangen nur die Flockenwirbelstürme ihre johlenden, höhennenden Choräle, und der Schnee jagte in Hufschritten über den weißgrauen Hang.

Sechstes Kapitel

Das alte Jahr war vollends ins Land gegangen. Der Schnee des Winters hatte manches verschüttet. Und die Frühlingssonne hatte doch nicht alles weggetaut.

Oben in den Bergen am Waldhange, wo die goldenen Fließe der Rehheide breit und voll und prunkend wieder

sich dehnten, wo die Fichten ihre zierlichen goldenen Tagen aus den Zweigen hinaus gestreckt, wo Bussarde und Falken hoch im Himmel zogen und die Singdrossel flötete und in die Goldluft pfiff, war es wie immer.

Auch der alte Totengräber stand wieder vor dem Feuer in der Nähe der Schuchhütte, als die Berge ihren großen Schatten langsam ins Thal gesenkt und der Kuckuck dazu unaufhörlich seinen Ruf in die Heide hallte.

Und wieder auch, wenn längst von tief unten und fern die Glockentöne der Dorfkirche die Mitternacht bis in den Waldwinkel verweht hatten, saß der alte Buchwald, den die Greisenunrast nicht schlafen ließ, und plauderte vor sich hin, indes die Flammen seines Reissigfeuers prasselten und die Funkenschwärme ihn noch immer lachen machten.

Drinne in der Schuchhütte lagen wieder die alten Holzmacher und schliefen und schnarchten.

Auch Claus Tinnappel lag jetzt in der Schuchhütte.

Am Tage war es hart zugegangen.

Mit dem Forstgehilfen war schon lange kein rechtes Leben mehr. Er war streitsüchtig. Nun gar zu höhnen wie früher, das wäre niemandem mehr in den Sinn gekommen. Obwohl es den alten Totengräber in diesem Augenblick mit allerhand Gespenstern aus der Brauerei narrete, als er zum Ginsterhange hinüber sah.

Auf dem Holzschlage hatte man den ganzen Tag kein freundliches Wort gehört.

Claus Tinnappel hatte sich nicht vom Flecke gerührt.

Auch jetzt, wo Claus unter den Holzmachern sich lang hingestreckt hatte und endlich aus dieser unruhvollen Nachtwelt einmal ganz erledigt war, wäre dem knöchigen Toten-

gräberschädel, der vor dem Feuer hockte, kein Wort von all den Gesichtern aus der Kehle gequarrt, die drüben in den goldenen Ginsterbüschen wie Schemen verwehten, indes die Welt, eine weite Hohlkugel, in ewigem Frieden schlief.

Claus Zinnappel schlief.

Aber der sanftmütige Arzt, der Schlaf, konnte Clausens Seele nicht von seiner Schmach heilen.

Der gütige Tröster Schlaf hatte Clausens junge Seele flehend umarmt, wie ein geängstigter Vater, und hatte sie hart und zerrissen und beleidigt gefunden.

Er hatte aus ihr nicht die Güte erfliehen, nicht die Stricke und Bande des Hasses und seines hoffnungslosen Ersehns lösen können.

Der Wind strich huschend und rauschend durch Waldgras und Ginster und sang und wogte Frieden überall in die Höhe des nächtlichen Himmels und tief in die Täler und an den flüsternden Hängen.

In Claus Zinnappel gab es Beängstigungen, Traumgesichte, Schlangen, die von Felsen auf ihn zuschossen, gewunden und scheu, die mit giftigem Zünglein seinem Munde ganz nahe wisperten. So daß er aufschrie.

Der Totengräber hörte manchmal seine Stimme deutlich aus der Schukhütte stöhnen und rufen.

Buchwald wußte, daß es Zinnappels aufgeschreckte Seele war. Er ließ ihn stöhnen und rufen, auch wie sich Clausens Stimme zum zweiten Male deutlicher aufhob.

„Du wirst auch noch einmal Ruhe finden!“ sagte er nur mit nebensächlichem Lachen, weil er Totengräber war.

* * *

Unten im Tale bei der Dorfstraße lag jetzt die Brauerei im versunkenen Schlafe. Der schnurrbärtige Herr Hecht lag noch immer mit den Bürstenpinseln geziert, die aus dicken Betten herausragten, und schnarchte.

Salie war aus ihrem Bette herausgetrohen.

Sie hatte nur erst nebenan scheu ein Licht gemacht.

Aber es trieb sie die Angst, rasch ein Kleid aus dem Schranke heraus zu reißen und in die Nacht hinaus zu fliehen.

Sie ängstigte sich jetzt vor allem. Vor dem Manne, neben dem sie Tag um Tag herlief. Und vor dem Kinde, das sie jetzt in ihrem Leibe lebendig fühlte, das aus seinem Blute gekommen war und sie ausfaugte wie ein Vampir.

Als sie am Tage vor dem Spiegel gesessen, war sie erschrocken vor sich zurückgefahren. Ihr Gesicht war fahl und hohlwangig. Die Augen lagen in Höhlen. Sie dünkte sich wie ein Totenkopf.

Die Angst hatte sie schon manchmal aus dem Bette getrieben, um jache Traumquälereien zu verscheuchen.

Jetzt hatte sie Kleider aus dem Schranke gerissen, weil sie gleich etwas trieb, das nicht in ihrem nächtlichen Zimmer und in ihrem eigenen Schatten an der Wand zu finden war.

Es war gleich wie ein Wahnsinn.

Schwangere Mütter zerreißt manchmal die Sehnsucht, daß sie aus ihrer Erwartung jäh zur Erfüllung drängen.

Salie war wie von Sinnen.

Sie wollte etwas ungeschehen machen, was ihr im Blute kreifte. Sie hatte eben von Claus geträumt. Sie

wollte die ganze Herrlichkeit, die sie mit Claus Tinnappel gelebt hatte, zurückreißen wie mit Krallen.

Sie hastete.

Die Glieder, die noch am Tage den runden Leib müde und schleppend einhergetragen, begannen zu spielen.

Sie hatte das Bauernkleid ergriffen, das Claus Tinnappel liebte.

Sie huschte hinaus.

Niemand im Brauhause hatte einen Laut vernommen.

Der alte Hund im Flur hatte Salies Hand zärtlich geleckt.

Sie eilte in die Berge.

Das Bauerntüchel aus Seide hatte sie wieder um ihren Kopf geschlungen.

Und wie sie bergan schritt, mußte sie plötzlich nach Atem suchen und die Schnüre lösen, um nicht auf dem steinigen Wege umzufallen.

Aber sie klomm bergan.

Es war eine warme Julinacht. Balsam der Stämme ergoß seinen Duft.

Sie atmete schon höher.

Es war wie ein Freiheitstraum.

Jetzt wußte sie auch, daß sie Claus Tinnappel finden würde.

Claus Tinnappel träumte noch in der Schuchhütte. Und der alte Totengräber sah in den goldenen Ginsterflächen nur bleiche Gespenster und lachte vor sich hin. Das Feuer brannte hoch, weil der alte Buchwald es neu mit Reifig versehen. Und es schien Frieden in den Nachträumen.

Aber Claus Zinnappel konnte jetzt nicht mehr Ruhe finden.

Der Wind erhob sich, zerbrach Äste und brachte wie Rufe.

Obwohl noch bleiche Finsternis war, sprang Claus sofort auf die Beine und ergriff sein Gewehr, das an der Wand hing.

Auch dem alten Totengräber, der schon ein wenig taub war, war es jetzt plötzlich so vorgekommen, als wenn eine klägliche Stimme von ferne gerufen.

Es klang, als wenn eine Hirschkuh einen Schreckruf getan.

Vielleicht hatte Claus Zinnappel diesen Ruf gehört. Vielleicht hatte er gar die Stimme erkannt.

Claus Zinnappel stand gleich wie gebannt und horchte in den Wald und zum leuchtenden Hange hinüber.

Die klagende Stimme klang jetzt deutlich herüber.

„Gehen Sie nicht hinüber, Herr Zinnappel“, flüsterte der Totengräber hastig und von Grausen gepackt.

Aber Claus war wie von Furien gejagt.

Er klapperte mit den Kiefern wie ein Totenmann.

Er lief und war nicht aufzuhalten.

Äste brachen, weil er Schriemwege nahm und jach über Blöcke und Stämme sprang.

Das alles sah und hörte der alte Buchwald genau.

Auch er hatte jetzt das klägliche Rufen genau vernommen.

Aber alles war noch einmal wieder in der tiefen Nachtstille erstorben.

Nur neu Astekrachen wie von einem durchbrechenden Hirsche, der zur klagenden Hinde hin will.

Claus war zu den Ginsterbüschen hin gelaufen.

Da hatte er Salie vor Augen.
Und er fing an, sie zu streicheln und zu lieblosen.
Er war im Blicke wie ein Kind.
Er war ganz sinnlos selig versunken.
Er hatte Salie auch gleich eisenzerbrechend in die Arme
genommen.

Er hatte sie in seine Arme geborgen.
Eine ganze Ewigkeit.
Alles ging wortlos.
Und er hatte sie auch ebenso schnell wieder aus seinen
Armen gelassen.

Mit Stöhnen, wie ein sehnsüchtiges Tier aufstöhnt.
Weil er es jetzt bemerkt hatte, daß sie das fremde Kind
unterm Herzen trug.

Er hatte sie gleich wie gelähmt aus den Armen gleiten
lassen.

Obwohl ihre flehenden Arme sich noch immer nach
ihm streckten und ihn halten wollten. Und der Glanz
ihrer Augen ganz gebrochen schien. Sie dann nur noch ab-
gewandt wie eine Verurteilte, demütig und zum Tode be-
reit, mit schlagenden Gliedern und lautlos gebunden vor
ihm stand.

Da war es Claus auf einmal gewesen, als wenn alle
Hoffnungslosigkeiten der Erde gespenstisch aus den rau-
schenden Morgenlüften über ihm zusammenbrächen.

Und es hatte ihm gar keine Zeit gelassen.

Kaum, daß er schnell genug und im Erbeben die
Büchse an die Schulter riß.

Der Schuß war in dem nächtlichen Dämmer schon ver-
hallt.

Der Totengräber hatte dabei seine Pfeife aus dem Mundwinkel ins Waldgras verloren.

Dann gab das Echo am Hange einen zweiten Schuß wieder.

So daß der alte Buchwald jetzt vor das Feuer ganz niederkniete, als hätte ihm vollends der Schreck die Beine weggezogen.

Der alte Totengräber begann gleich ein Gebet feierlich vor sich hin zu sprechen.

Drüben in den schimmernden Goldfeldern der Rehheide verrauchte der Pulverdampf.

Der Frühwind rauschte neu auf.

Salie lag neben Claus Tinnappel, nach dem sie sich doch gesehnt hatte. Beide lagen jetzt aus der Herzwunde blutend. Lebendige Tropfen sickerten auf Kleid und Jagdhabit. Beide waren ganz still ins Waldgras gebettet. Die Mütze Clausens war beim Falle ein Stück fortgerollt. Die Büchse lag neben ihm im Grase.

Treffen tat Claus gut.

Beider Angste waren auf einmal ganz ausgeblasen.

Am andern Morgen trugen die acht alten Holzfäller die beiden Leichen auf Bahren mit Tüchern verhüllt zu Tale nieder, nachdem Gerichtspersonen an Ort und Stelle den gewaltsamen Tod durch Tinnappels Gewehr festgestellt hatten.

Franz Popjels Jugend

Erstes Kapitel

Wenn Franz Popjel auf der Straße mitten im Menschengewühl einen Kameraden seiner Mächte traf, lachte er offen mit ihm. Sein dunkles Auge versuchte fest unter die Leute zu blicken. Sein sonst ein wenig vorgerückter Kopf war empor gehalten, als wenn er Sieg und Freiheit verkünden wollte. In seinen Stirnfurchen zuckte es von Leben. In seine bleichen Mienen kam Röthe. Seine schmalen, allzu schlanken, gebrechlichen Finger zitterten nicht, wenn sie das Stöckchen schwangen, das er in der Hand trug. Alles an ihm schien sich des Lebens zu freuen. Und man hätte in diesem Augenblicke nicht zu sagen gewußt, wo in aller Welt der düstere Schein des Gezeichneten hin verschwunden war, der ihn noch vor Sekunden in seinem einsamen Schreiten mit großen, fast abgewogenen Schritten umspielte.

Sein Kopf war mächtig. Seine Stirn vorgelagert. Die Stirnfurchen konnten oft tief scheinen wie bei einem Greise. Feuer verzweifelter Blicke konnte aus seinen bohrenden Augen blitzen. Seine Wangenhaut lag zäh über den starken Knochen des Anlitzes. Sein Mund war scharf ge-

schnitten und fast immer ein wenig eingezogen wie von verhaltenem Hasse. Und seine dunklen, straffen Haare umhingen jetzt fast tänzelnd den wunderlichen Schädel des Gemarterten, der mit einem einzigen Sichbesinnen die Dämonen seiner inneren Schau von sich getrieben hatte und wie ein sanfter, gütiger Mensch sich nur dieser einen Minute Lebens um und um und sonst an gar nichts weiter zu erinnern schien.

Wenn Franz Popjel so einem Kameraden seiner Nächte begegnete, klang seine Stimme hell. Der rauhe, unheimliche Dumpfklang, der manchmal wie Höhlengewässer grollte, die nie das Licht gesehen, war wie aufgelöst in dem Lärm und Leben der Fußgänger an den Häuserreihen. Man konnte wähnen, daß da ein paar Studenten standen, die eifrig und redselig die schönen Geheimnisse der Erkenntnis besprachen oder sich mit lockenden Bildern der ersten Leidenschaft harmlos neckten.

Wirklich taten Popjel und Baron Vogelsang durchaus gar nicht, als wenn sie gemeinsame Erinnerungen besäßen.

Obwohl Popjels dunkler Abendrock am heutigen Morgen, wo es schon gegen die Lunchzeit ging, noch gar nicht richtig gesäubert schien, und der gebundene, schwarze Seidenschlips nachlässig zwischen welken Kragenenden an Popjels Halse hing, war Popjel, von ausgesuchter Bonhomie im Tone, gleich auf eine Frage des Schicksals gestoßen. Man unterhielt sich lachend von dem Todessturze eines Aviatikers, dessen Unglück man in den Straßen soeben ausschrie. Es war aus Popjels Worten, die er mit hellem Lachen verkündete, nur zu entnehmen, daß jedenfalls i h m der Tod

nicht das Ubelste dünkte, und daß jedes Schicksal mit sicherer Kraft gelebt, also auch mit sicherer Verachtung alles Kleintrams vollendet werden müsse.

„Außerdem kann es in der Erregung der letzten Augenblicke, die Schicksalsaugenblicke sind“, sagte Popjel mit dem sichersten Tone, „die also Herrschaft oder Vernichtung bedeuten, weder Schmerz noch Feigheit geben.“

Das alles sagte Popjel mit einem gewissen Ausdruck des Glanzes. Er gefiel sich dabei in seiner Größe. Obwohl er noch die Minute vorher, ehe er den jungen Baron traf, weder von Herrschaft noch Tod, sondern ganz nur von Kleinlichkeiten des Lebens erfüllt war.

* * *

In Popjels Wohnung, die im dritten Stock eines Miethauses lag, hatte es ein jämmerliches Streiten gegeben, wie jetzt mit Unterbrechungen von Tagen oft.

Die alte Frau Popjel war eine kleine, leise Dame. Immer zwischen zwei Feuern. Deshalb war es kein Wunder, daß sie durch ihre Übertreibung und ihre grenzenlose Unrast alles Verkehrte noch verkehrter machte.

Das hatte Franz auch heute wieder bald hinaus getrieben.

Eduard Popjel, der ältere Bruder von Franz, war der gute Engel der Familie.

Wenigstens dachte sich Frau Popjel ihren Ältesten in dieser gesegneten Stellung.

Obwohl in Eduard auch Feuer brannten. Obwohl auch er geschäftig sein konnte. Obwohl auch seine Augen hart werden konnten wie Steine. Obwohl seine Stimme gellen

konnte. Obwohl auf seiner breiten Stirne die Furchen wie tiefe Runen standen und sich ewig nicht regten.

Eduard hatte heute sogar wieder einmal zuerst getobt.

Freilich hatte Frau Popjel das Vorspiel dazu angegeben. Nämlich am Morgen hatte Frau Popjel Franzes Bett wieder einmal leer gefunden.

Wie Eduard an den Frühstückstisch trat, seine langen Geigenfinger wie zum Späße in der Luft ühend und über das Sonnenlicht kindlich lächelnd, das ins Hinterfenster und auf die Höfe sah, auch mit zärtlichem Sinn die Handierungen der sanften, alten Dame am Teetisch musternd, da war es ihm flüchtig so vorgekommen, als ob die gebrechliche Mama mit dem kleinen Runzelgesicht unter dem Morgenhäubchen beim Halten der Teekanne ungewöhnlich zitterte.

Frau Popjel leugnete es ganz entschieden. Sie gab vor, gar keinen Grund zur Erschütterung zu haben. Sie zerstreute das Mißtrauen Eduards gänzlich, indem sie so tat, als wenn Franz nur wieder nicht aus dem Schlafe aufzurütteln wäre. Da war Franz bleich und verwahrlost von der Nacht, stumpf und unehrerbietig, mit völliger Nichtachtung von Mutter und Bruder von der StraÙe her am Teetisch erschienen.

In Wahrheit war trotz des ewigen Streitens immer auch ein inbrünstiges Verhältnis zwischen den Brüdern Popjel gewesen. Vielleicht daß auch Sonne und Mond sich lieben. Wenn es sowohl lieben heißt: Licht spenden, wie der beglänzte Nachtmond es von der Sonne nimmt. Als auch nachziehen der Sonne, weil es unerhört reich macht, in dem Scheine des Himmels zu leben.

Franz sah heimlich zu Eduard auf.

Eduard war braun von Haar, das straff und lang hing, wie es Musiker tragen. Seine Augen hatten ein seltsames Feuer in braun. Sein Mund war groß über einem vollen Kinn. Seine kräftigen Zähne leuchteten, wenn er lachte. Und da er seine inneren Sinne voller Harmonien und Melodien hatte, kam ihm die Welt, die um ihn lag, nicht so wichtig vor. Alles das gab ihm eine schöne Unschuld, in der der Betrachter Ruhe fand.

Seine Kraft war stählern. Die Griffe seiner langen, schlanken Hände, mit denen er die Saiten seiner Geige schweben und schwingen machte, waren vehement. Er hatte schon jetzt erreicht, einer der hoffnungsvollsten Männer seiner Kunst zu sein.

Und er ruhte keinen Augenblick. Innere Tätigkeit war alles an ihm. Immer schaffend und sich erleuchtend stieg er weiter aufwärts.

Franz sah in ihm die Sehnsucht seines Lebens.

Franz hätte für Eduard den Tod erlitten. Wenn er ihn heimlich ansah, sog er sich fest wie der Betrunkene an dem goldenen Weinkelch.

Man konnte nicht zärtlicher und demütiger aussehen, wie Franz aussah, wenn er Eduard einmal wie zufällig betrachtete.

Aber auch Eduard liebte den zermarterten Franz wie seine eigene Seele.

Das kam, weil Eduard eine letzte Sehnsucht ungestillt mit sich trug.

Sein Genie war immer Erfüllung. Immer war um ihn die Luft getränkt voll guter Werke und edler Begier-

den. Reichtum und Unschuld wie im Frühlingsgarten. Aus seinen Gründen quollen Harmonien, nicht Schreie. Allenthalben spielende Strahlen. Nirgendwo chaotische Finsternisse.

In jedes Menschen Urstätte raunen auch trostlose Gewässer.

Hier hatte sich alles in klares Offenbaren verwandelt. Und der ewige Kampf unter den Mächten erschien wie Spiel und Liebe.

Das war Eduard, wie er im Ringen um seine Kunst immer gewesen, und wie er nie anders sein konnte.

Eduard hatte nie hingehen können und sich wegwerfen um eine jähe, tolle, verwahrloste Stunde.

Er war nie aufgebrannt wie ein Höllenfeuer, ungezähmt und unentrinnlich.

Er hatte nie mit dem vollen Becher „Leben“ spielen und rasen können mit dem Tode um die Wette.

Nie wie ein durstendes Vieh schreien können nach Seligkeit.

Nie fluchen dem Lichte, um den Gott dahinter inbrünstiger zu greifen.

Nie über der Unschuld und Reinheit des Lebens sich ganz verwerfen, um auch die Hölle mit ihren Feuern und Qualen auszuschöpfen.

Das war Franzens Leben.

Das hatte der Dumpfklang seiner Abwehr auch heute am Morgen wieder gesungen.

Das war der Fluch, den Franz Popjel mit sich trug. So daß Eduard auch heute wieder, wie Franz in dumpfem Hasse das Haus verlassen hatte, erschüttert und von

einem versengenden Gefühl angerührt, ihm sehnsüchtig nachgeblickt, ganz erfüllt von Liebe zu dem dunklen Menschen. Bis dessen zarte, gebrechliche Gestalt um die Straßenecke verschwunden war.

Zweites Kapitel

Das gierige Essen in einem Automaten, wo Franz für seine letzten Groschen wie sinnlos Schnitte um Schnitte verschlungen, hatte seinen grollenden Magen stille gemacht.

Er war am Nachmittag nach Hause zurück gekehrt.

Er wußte, daß Eduard zu Fräulein Hellen Raddas gefahren war, um mit ihr noch einiges für das Konzert zu proben. Er hatte auch die alte Frau Poppel nicht daheim angetroffen.

Er hatte sich nur gleich, wie er ging und stand, auf sein Bett hingeworfen und war in gänzlichem Vergessen eingesunken.

Wie er langsam wieder zu sich kam, war es in der Wohnung immer noch still.

Er begann sich vollends zu ermannen und sich in der Küche nach irgend einer Kanne kalten Tees oder nach etwas Eßbarem umzusehen.

Er sah freidig aus.

Seine Glieder waren schwer wie Steine.

Er konnte nicht einmal sagen, daß ihm elend oder schmerzlich zumute war. Nur die Gebundenheit hockte in allen Muskeln und allen Gelenken. Er schien sich wie abgestorben.

Bis Franz dann die Abendsonne im Fenster blinken sah, und die Schornsteine der Fabrik gegenüber wie lächerliche Schattengestalten mit Grimassen fast seine Nase zu berühren schienen. Da mußte er lachen und kam noch mehr zu sich.

Lachen oder schluchzen.

Sein aschfales Gesicht war noch immer ganz starr.

Ganz aus seinem Banne ging der Laut aus und konnte auch ein Fluch sein.

Franz saß dann ewig.

Von ferne nur kamen Überlegungen mit zerissenen Gedankenfolgen.

Er wußte jetzt auch, warum Frau Popjel noch immer nicht heim kam.

„Die Mutter ist zu niemand so hündisch wie zu mir“, sagte er vor sich hin.

Frau Popjel war unbegreiflich in ihrem Narrenhange zu Franz. Oder vielleicht auch zu begreiflich, weil sie beide Söhne geboren hatte und beide Söhne auch aus ihrer Seele stammten.

Wenn man die alte, kleine Dame im Winkel des Musikzimmers sitzen sah, die Beine auf den Sessel gezogen, wenn man in dem runzeligen Gesicht unter dem violetten Spitzenhäubchen das Spiel der Wonne und Entrückung sah, das über die zarte, leise Gestalt kam wie ein seliger Reigen, wenn man die Augen dieses mit einigen haarigen Warzen gezeichneten, mütterlichen Antlitzes groß werden sah, sobald die gezogenen Striche des Geigenbogens, den Eduard führte, volle, reiche, breite, jubelnde oder schluchzende Tonfülle in den Raum ergossen, da sah man, daß der

in leidenschaftlicher Hingabe an die Töne seiner Geige versunkene, kaum dreißigjährige Mann ihrem innersten, nie alt gewordenen Mutterherzen verwandt und ihr erlösendes Leben war.

Und doch war auch Franz in ihrer Seele als Teil lebendig.

Dort lag der leidende, ewig mißratene Menschensohn. Dort, wo die alte Frau Popjel den dunklen Franz im Blute fühlte, lag Gebet und Klage, heiße Sehnsucht und ewiges Verfehlen. Dort brannte es im eigenen Blute wie heiße Verdammnis, von der sie sich und den bleichen, zerschrockenen Franz losringen und loskämpfen gemußt, schon zur Zeit, als sie ihn erst als Frucht in Leib und Blute getragen.

Wenn die kleine, alte Dame auf der Straße ging, murmelte sie oft Worte.

Das galt alles nur einer ewigen Zwiesprache mit Franz.

Wenn sie aus ihren Selbstgesprächen auffah, geweckt von einem Automobilgetöse, da waren ihre Augen gleich erschrocken wie über ein Unglück. Wo eine Gefahr drohte, da hinein warf ihr inneres Auge ihren Sorgensohn.

Auch jetzt war sie wieder hinaus, um für ihn sich wegzuzwerfen.

Das hatte sie jetzt schon manchmal getan.

„Ach was! Sich demütigen! Nur helfen!“ redete sie vor sich hin. Franz mußte auch jetzt wieder geholfen sein.

Franzens Blicke konnten sich in die Blicke der geängstigten Mutter einsenken wie Tauben ins Licht.

Die Mutter wurde ganz nur Zärtlichkeit und Mitleiden.

Franz hatte wieder Geld nötig. Viel.

Baron Vogelsang hatte immer Geld. Der hatte auch ein Reitpferd im Stalle. Auch Asmussen hatte Geld, dessen Vater ein reicher Brauer war. Und Oliven hatte Geld, dessen große, väterliche Eisenwerke vor der Stadt rauchten.

So war auch heute Frau Popjel hinaus, um sich hinter Eduards Rücken von fremden Leuten für Franz Geld zu verschaffen.

Franz wußte es jetzt. Er horchte in sich hinein. Ahnend und dumpf und blöde. Und jetzt schon wieder scheu überkommen von der beginnenden Dunkelheit, die seine Zeit war.

Aber Frau Popjel kam nicht.

Franz war auf den Balkon hinaus getreten und musterte die Straße, darin vereinzelt Goldlichter im grauen Dämmer glänzten. Dann erinnerte er sich des Gesanges des Hirten, der in der sechsten Symphonie Beethovens den vierten Satz mit Schalmeiklang beginnt.

Wenn ihm Musik in den Sinn kam, begann er immer einen Augenblick zu genesen. Er sehnte sich dann nach seinem Bruder, und gute Entschlüsse gewannen die Oberhand.

Der Gesang des Hirten ist eine selige Weise.

„Wohl denen, die im Licht leben! Wohl den Lämmern auf der Blumenflur! Wohl den schauenden Augen, die im Anblick der Aue ruhen und ohne Willen hierhin und dorthin wandern!“

So etwas kannte Franz. So klangen die Sehnsuchtsrufe in ihm, wenn er an Eduard dachte.

In der Wohnung der Popjels war eine geheime Zelle.

Nein es war einfach ein ganz stilles, unbenütztes, vornehmes Zimmer. Einmal vor Jahren war es das Zimmer des Vaters gewesen, der auch ein erfolgreicher, sehr ruhmreicher Künstler war. Die schönen Instrumentenkästen des Vaters benutzte mit Ehrfurcht Eduard. Aber der Schreibtisch stand noch, wie ihn Herr Popjel sen. einst verlassen hatte. Kleinodien lagen darauf. In einigen Kästchen steckten Dinge von großer Kostbarkeit. Ein Petschaft mit einem von Edelsteinen besäten Handgriff hatte ihm einst ein Großfürst geschenkt.

Sie hatte sich in diesem Zimmer seit Jahren irgend etwas geändert. Die beiden edlen Marmorfiguren, die eine jede gegen ein Fenster stand, die Reihen kostbar gebundener Werke, die Schreibzeuge aus Meißener Rosen hätte niemand anzurühren gewagt.

Die kleine sanfte Dame weinte davor, wenn sie jedes erinnerungsreiche Stück selber sorglich abstäubte. Manchmal saß sie einsam auf dem großen Eichenstuhl tief versunken in Vergangenheit, und war wohl auch schon einmal über den Sorgen, die nun hereingebrochen wie Wellen eines Stromes, in dem heiligen Zimmer des Herrn Popjel eingeschlafen.

Eduard ging in das Zimmer nur an Feiertagen. Nur wenn er irgend einen Entschluß oder einen Enthusiasmus brauchte. Manchmal verschloß er sich darin und spielte, als wenn der Vater sein einziger Zuhörer wäre so mit der Aufbietung aller Zauber. Von den Zimmerwänden und aus allen Gegenständen strömten stärkende Geister nieder.

Auch Franz hatte jetzt den Schlüssel in der Zimmer-

tür gedreht. Er trat lässig hinein, wunderbar umwoben von den Tönen des Hirtengesanges.

Aber er wartete nur heimlich.

Er lag nur in dem eichenen Lehnstuhl zurückgelehnt und sah verkümmert und zernagt aus.

Nur Neugierde kroch billig und leer auf in ihm.

Er begann nur mit den Kleinodien auf dem Schreibtisch völlig achtlos zu tändeln.

Er harrte der alten, sanften Dame.

„Sie muß kommen!“ sagte er vor sich hin.

Er hatte das Kästchen mit dem steinbesetzten Petschaft dabei gleichgültig aufgetan.

„Oder vielleicht kommt sie auch nicht!“ sagte er hart.

Sein harter Blick streifte das Petschaft.

Er hatte sich das jewelische Stück noch nie so genau angesehen.

Das Prunkstück begann ihn zu fangen.

Das Prunkstück begann ihn zu berauschen.

„Puh!“ sagte er aufgeblasen. „Das ist eine Sache!“

Er lachte häßlich.

Es war ganz wunderbar, wie sich aus dem Berühren dieser Steine jetzt gleich eine Stärke über ihn ausbreitete.

Er wußte selbst gar nicht mehr, daß er das Petschaft anstaunte wie der Bauer, der einen Schatz gefunden.

Er hatte die Steine neugierig ans Fenster getragen und in dem bleichen Lichtschein, der von den Laternen heraufkam, ewig blißen und funkeln lassen.

Daß er in seines verstorbenen Vaters Heiligtume sich herum dehnte, daran dachte er gar nicht mehr.

Durchaus nicht herum dehnte. Sich richtig jetzt streckte,

ganz freie Gestalt annahm. Das Kleinod in der Hand wägend wie mit drolligem Spiele und dann an dem Kästchen herum fingernd, das Goldschlüsselchen betastend, und das Schlüsselchen spielerisch drehend. Und alles dann ganz plötzlich mit entschlossener Hantierung und mit ruhiger Genugtuung. So daß das Schloß des heiligen Erinnerungsraumes schon schnappte und das Zimmer des seligen Herrn Popjel in einsilbigem Dämmer zurückblieb.

Franz Popjel, der zerrissene, dunkle Mensch, trug jetzt das köstliche Kleinod in seiner Tasche.

Die Mutter Popjel kam die Treppe empor gegeistert, als er in die Nacht hinaus verschwinden wollte.

Sie hielt unter ihrem Silbertäschchen einen Geldschein in der Hand, den sie ganz zerdrückte. Sie hatte ihn von einer Freundin geliehen.

Franz küßte nur inbrünstig ihre beiden, ängstlichen Augen. Und küßte ihre zitternde Hand, aus der er auch den Schein nahm, und entfernte sich eilig, indessen Frau Popjel auf der oberen Treppe stand und mit einigermaßen erlöstem Gefühl seinen Schritten nachsah.

D r i t t e s K a p i t e l

Als Eduard am Abend in die Wohnung zurückkehrte, kam Hellen Naddas mit ihm. Frau Popjel, die ein Seidenhäubchen über ihren dünnen, grauen Scheiteln trug, lachte ihnen zu, obwohl Hellen Naddas auch nicht ganz nach ihrem Geschmacke war.

Franz nannte Hellen eine Geiertaupe. Er wollte aus-

drücken, daß sie eine seltsame Doppelnatur besitze. Er behauptete auch, daß er nie grünere Augen gesehen hätte. Und daß ihre Augen, die eisig oder weich, tief oder spitz spielen könnten je nach Wunsch und Belieben, die Augen einer Kupplerin wären.

„Die würde ihrer Hündin auch Senfbrot zu essen geben, damit das Hündlein ewig weinte“, sagte Franz, „und würde dann den züchtigen Mädchen vorreden, das trostlose Geschöpf wäre ihre verwunschene Schwester und wäre nur durch hartnäckige Keuschheit in solchen Fluch geraten.“ Wie es in der Legende erzählt wird.

Nun das waren Reden eines Eifersüchtigen. Das waren Franzens schwelende Gefühle.

Franz liebte es manchmal, Hellen Kaddas in seinen heimlichen Gedanken zu verfolgen.

Hellen war eine anerkannte Künstlerin. Und jung und lustig obenein. Sie hatte gar keinen Sinn für sein vergrabenes Wesen. In ihr war alles klar, fast gläsern hell. Ihre Worte und ihr Lachen hatten etwas Kühles und Sprödes. Und ein selbstsicheres Gefühl trug sie, daß Eduard mit seinen Geigengesängen ohne ihre reichen, freien, gerundeten Akkorde und Kantilenen sein Werk vor dem Publikum nicht gut hätte bestehen können.

Franz nannte Hellen, wenn er sich zufällig daran erinnerte, wie sehr sie Eduard für sich in Beschlag nahm, vor sich hin auch noch mit gemeineren Namen. Weil es ihm zu Zeiten gradezu wohlthat, etwas Kränkendes und Verwahrlostes aus seiner Brust heraus zu stoßen.

Wenn Frau Poppel das Mißtrauen gegen Hellen teilte, hatte auch bei ihr die Eifersucht großen Anteil.

Eduard ging oft mit Hellen. Sie machten zusammen ihre Wege in den Stadtstraßen oder auf den Promenaden. Und Eduard war mit ihr im wirklichen Sinne kindlich vertraut.

Übrigens war es Frau Poppel heute angenehm, daß Hellen mit Eduard zusammen eintrat.

Es war kaum eine Stunde, daß Franz hinaus war. Und wenn Eduard allein gekommen wäre, hätte sie seine Fragen gefürchtet.

Aber Eduard fragte gar nicht. Eduard brachte einen ganz arglosen, heiteren Ton mit in den dämmrigen Zimmeraum.

„Warum hast du nicht Licht gemacht, Mutter?“ weiter fragte er nichts.

Die alte, runzelige, kleine Dame lachte leise und lief nach der Lampe, die bald auf dem Tische brannte.

Hellen Naddas hatte gleich im Scheine des Lichtes am Tische Platz genommen.

Hellen sah in ihrem dunkelblauen, schlanken, englischen Winterkostüm sehr anmutig aus. Sie hatte einen blaßgrünen Schal ums ganz braune Haar gewickelt. Das Haar, das in der Sonne wie braunes Herbstlaub glänzen konnte, mit einem Schein in Rotgold, war schwer und voll. Es umrahmte die ein wenig knöchigen Formen des eigenartigen, langen Gesichtes. Die Nase war leicht schief, aber bedeutend und schön. Die Haut war gleichmäßig rein, einen Schimmer bräunlich. Die Lippen offen und groß, aber fein.

Wenn sie so dasaß, lag vieles wie achtlos hinter ihr. Da konnte sie auch Eduard gradezu zuwider sein. Dann

deuchte es ihm, daß sie ihn mit ihrem Hochmut locken wollte. Oder gar, wenn sie vor ihm so hin spielte, tragische Schwermut und absichtliche Blödigkeit im Ausdruck abwechselnd, jäh wie Wolken vor der Sonne.

Wenn Fräulein Naddas so stumm dasaß, wie jetzt, mußte auch Frau Popjel immer ein wenig ihre Geduld bändigen und heimlich Franzes niederträchtigen Worten durchaus Recht geben.

Aber an dem Abend blieb alles sanft und leise.

Frau Popjel fragte Eduard nur, ob er mit seinen Aussichten fürs Konzert zufrieden wäre.

Man sprach auch von den großen Anschlagszetteln. Man lachte über den Künstleraberglauben.

Eduard schilderte drollig, daß er sich jede große Erwartung systematisch aus den Gedanken triebe.

„Sobald mir auch nur die leiseste Idee von irgend einer solchen Lage kommt, zum Beispiel, daß ich mich ans Ende des Konzertes träume, und nun die tausend Menschen mir frenetisch zujubeln, so zwicke ich mich gleich fest in die Haut oder sehe einfach in die Blendung der Sonne“, sagte er lachend.

Man tändelte dann auch nach dem kleinen Abendbrot, das Frau Popjel herzu getragen, mit zwei weißen Angorakatzen, Eduards Lieblingen. Er hatte sie selber nach Tisch herzu geholt. Und der Abend war bisher sehr ruhig und heiter hingegangen.

Da hatte Fräulein Hellen die Rede ganz ahnungslos auf Franz gebracht.

Eduard hatte kaum zugehört zuerst.

Weil er in einer dunklen Zimmerecke stand, um mit

einem Lederlappen Funken aus dem weichen Katzenfell heraus zu streichen, war er nur ganz leidenschaftlich beschäftigt, wie ein Kind, das sein Spiel keinen Augenblick vergißt.

Er fragte sehr achtlos noch einmal, weil er nicht genau gehört hatte. Indessen sich der braun umhangene, launige Künstlerkopf lachend umsah, um die Aufmerksamkeit der Frauen noch mehr auf sein Spiel hinzulenken.

Da sah Eduard, daß die Mutter ganz schwermütige Augen machte und wie in einem Schrecken vor sich hinsah. Noch hinterrücks hatte Frau Popsel versucht, Fräulein Hellen ein Zeichen zu geben.

Das ahnte Eduard jetzt.

Da hatte er auch schon seine harte Miene angenommen und mit sehr gehässigen Fragen in Fräulein Naddas zu bringen begonnen.

„Was? . . . von Franz? . . . was sprechen Sie da? . . . nun? wissen Sie denn was von Franz?“ sagte er hastig.

„Herrgott, Eduard, Sie brüllen mich ja an!“ sagte Hellen eingeschüchtert.

„Lassen Sie den Ton Ton sein! . . . der Ton ist ganz gleichgültig . . . wenn ich brülle, so ist das eine Unart . . . aber das hat mit der Sache gar nichts zu tun . . . was wissen Sie von Franz?“ . . . sagte er hart.

„Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ sagte Hellen sehr sanft. Es tat ihr Leid, daß sie die Rede auf Franz gebracht hatte.

„Ich begreife Sie gar nicht, Eduard . . . ich hätte mir wahrhaftig niemals denken können!“ . . . Sie konnte ihren Satz gar nicht vollenden, weil sie in Eduards gereizte Blicke hinein sah.

„Sie hätten sich wahrhaftig niemals denken können . . .“
schrie Eduard plötzlich noch mehr aufgebracht. „Schlimm
genug, wenn Sie im Popsjelschen Hause verkehren und
noch immer nicht das große, beschämende Geheimnis wis-
sen, das uns Tag und Nacht heimlich in die Ohren gellt.“

„Sie sind doch geradezu rein verrückt mit Ihrer Schroff-
heit, Eduard“, sagte Hellen sehr bestimmt und spröde.
„Nehmen Sie sich doch ein bisschen zusammen . . . vor Ihrer
Mutter wenigstens . . . Sie sind doch kein Kind . . . Sie
sind doch ein großer Künstler“, versuchte sie ein wenig
drollig zu sagen.

Eduard merkte, daß sie lächelte, und mußte auch lachen.
Aber gar nicht etwa, um sich jetzt zu beruhigen. Er nahm
nur einen noch jämmerlicheren, gequälteren Ton an, der
Hellen direkt mitleidig stimmte.

„Sehen Sie mich einmal sehr genau an, meine liebe
Hellen“, sagte Eduard flehentlich und doch streng in Hel-
lens helle Augen hinein. „Sie wissen das noch nicht . . .
Mutter hat nämlich gar nicht zwei Söhne . . . Mutter
hat nur einen Sohn . . . das ist Franz . . . ich bin nur ihr
Engel!“ schrie er heraus.

„Meine geliebte Hellen . . . helfen Sie mir! . . . helfen
Sie mir! . . .“ sagte ganz ratlos Frau Popsjel.

Hellen sah jetzt in der Mutter Gesicht, das fahl und er-
schrocken war, und sah dann zu Eduard hinüber, der über
die weiße zottige Kasse mit zitternden Händen jäh hinstrich.

„Ich sage Wahres . . . so ist es! . . .“ schrie er und ließ
die Kassen, die aufgeschreckt zu miauen begannen, und lief
im Zimmer hastig hin und her. „Ich bin ein spielender
Narr! . . . er ist ein Mensch, der das Leben lebt . . . nur

weiß ich nicht was? . . . wo? . . . wie? . . . Sie scheinen seine Gänge zu kennen . . . wo läuft er denn hin, wenn er sich nachts aus dem Bette stiehlt? . . . wo war er denn, wenn er frühmorgens am Frühstückstische erscheint wie einer, der in der Nacht einen Mord begangen? . . . ich weiß gar nichts . . . Mutter und Franz sagen mir nichts", stieß er hastig hervor und wühlte sich mit seiner langen Hand in seinen braunen Haaren herum.

„Mutter und Franz sagen mir nichts . . . ich bin ihnen zu rein . . . ich bin ihnen zu unschuldig . . . ich bin ein zu großer Künstler . . . man muß Rücksichten auf mich nehmen . . . ich muß in guter Spiellaune erhalten werden . . . ich weiß gar nichts . . . wo ist denn Franz heute wieder hin?" schrie er mit noch härterem Tone. „Weißt du gar nichts, Mutter? . . . das ist ein Fluch, der auf mir lastet. Richtig . . . richtig, machten Sie nicht unterwegs schon Anspielungen auf Franz", sagte er schroff zu Hellen. „Aber ich habe es gar nicht begriffen . . . ich war zu närrisch in so einer verfluchten Partitur befangen . . . ich bin wirklich zu kindlich . . . ich verfluche diese kindliche Keinheit, die mir niemand verderben will", stieß er hervor. „So sagen Sie es doch wenigstens einmal Mutter ehrlich ins Gesicht, daß sie Franz ganz unsinnig in seinem Leichtsinne unterstützt . . . ja . . . das tut sie . . . das muß sie tun . . . sonst ist Franzens Leben gar nicht zu erklären . . ."

„Liebe, gute Mutter", wandte er sich jetzt leidensvoll und gütig an die kleine, zärtliche Frau, und streichelte ihr Gesicht.

Aber Frau Popjel weinte nur.

Aus ihr war gar nichts heraus zu bekommen.

Der sinnlose Ausbruch Eduards hatte auch Hellen ganz in sich hinein getrieben.

Auch sie streichelte jetzt Frau Popjel.

„Seien Sie doch vernünftig, Eduard!“ sagte sie ganz leise und nebenher. „Daß Franz nicht maßvoll lebt, weiß doch ein jedes von uns . . . und Worte werden daran nichts ändern . . .“

Es schien, als wenn jetzt auch Eduard ganz stille geworden.

Aber er blieb nicht stille.

Die ganze Angst kroch aus Hells Worten noch einmal neu über ihn.

„Nein nein nein . . . Worte werden daran gar nichts ändern . . . nur die Wahrheit wird daran etwas ändern . . . Fräulein Hellen . . . was wissen Sie von Franz? . . . Sie sind meine Freundin nicht mehr . . . ich werde Sie verachten, wie ich darin meine Mutter verachte, wenn Sie mir jetzt nicht alles sagen, was Sie wissen . . . wenn Sie Mutter und mir nicht ganz reinen Wein einschenken! . . .“ schrie er und gestikulerte mit seinen geballten Händen.

Aber Fräulein Kaddas hatte zärtlich seine Hände ergriffen und hielt sie fest und zog ihn so an den Flügelstuhl heran. Und sie redete leise in ihn hinein, weil sie sah, daß Eduards Hände blaß geworden waren, wie die eines Toten.

Sie erzählte ihm im Grunde gar nicht viel.

Ein Musiker hatte Franz am Morgen auf einer Bank im Bahnhofswartesaal dritter Klasse liegen gesehen, bleich und tief eingeschlafen und in einer Art Arbeitskittel, am Leibe ziemlich verwahrlost.

Da war Eduard endlich ganz stille für sich geworden. Den ganzen Abend blieb er scheu und beschämt, wie ihn Hellen gar nicht kannte.

Wie eine eisige Luft hatte der verhärmte, gütige Mensch um sich. Sobald Hellens Blick oder der der Mutter ihn suchte, lächelte sein braunes Auge kindlich.

Und wie Hellen hinaus war, harrte er einsam bis tief nach Mitternacht.

Er konnte nicht einschlafen, solange er Franz nicht daheim wußte.

Franz kam wirklich gegen zwei Uhr heim.

Eduard ging ihm entgegen. Ganz zärtlich war er zu ihm.

Franz tat auch wie arglos und selbstverständlich. Er nahm es hin, daß ihm Eduard im Hemde aus dem Büfett einige Stücke Semmel und Fleisch brachte und ihn ohne Absicht ansah.

Eduard schlief dann erst tief ein, als er bemerkt hatte, daß Franz in dieser Nacht durchaus nicht verwahrlost, sondern völlig geordnet aussah, und einen ganz ruhigen Blick zur Schau trug.

Viertes Kapitel

Einige Tage und Woche waren hingegangen. Der Termin des Konzertes kam heran.

Franz war besonders lustig aufgelegt. Da gab es kein dumpfes Scheelsehen. Er schien gradezu gemächlich. Er spottete über den Agenten. Und wenn jemand wirklich liebend für Eduard sorgte, war es der bleiche, brandäugige

Franz mit der vorgebauten Stirn und den glattrasierten, hohlen Wangen, die mager auf den Knochen saßen.

Franz hatte sich in der Zeit um alles gekümmert. Er hatte so zu sagen tagelang gute Werke getan. Im Konzert selbst saß er auf der Seite ganz nahe dem Podium.

Ein Konzert! Ein Schwirren von Menschenstimmen zuerst, die aus schwachenden Mündern kommen. Eine Fülle stehender Lichter, die hoch im Raume über tausend Köpfen hängen und in die Augen blenden, wohin das Auge sich flüchtet. Damenköpfe, Haarwülste und Flechten aufgetürmt, darin Steine blinken. Geruch aus Haaren und Leibern. Herren, die im Frack stehen, den Zylinder in der Linken und durch Gläser in die Menge blicken. Allenthalben zwischen Dunkel die hellshimmernden Flecken der nackten Frauenschultern. Und alles in ruheloser Bewegung, alles in ruhelosem Geschwirr.

In solchem Umwühlen von Menschen gibt es lange keinen Stillstand. Oben auf den Galerien stehen Züge von Menschen, die nickten, sich wenden, herab und hinauf sehen, sich setzen oder Mäntel ablegen, Zettel vor die Nase halten oder Glas oder Monokel putzen. Da ist noch nirgend Stille und Ruhe.

Bis Eduard aus der Künstlertür Hellen Kaddas über das Podium heranzführt, die im Lichten dasteht, und deren Blicke mit denen Eduards freundlich und tief sich neigen.

Da beginnt plötzlich aus tausend Seelen die schöne, erhebende Weihe.

Und nun tropfen zuerst leise, dann immer mehr schwelend und steigend die Töne, aus Hellen's Händen ausgestreut.

Und die Geige Eduards Popjels singt süße Kadenzten,

schwingt sich über die versunkenen Hörerköpfe zu den Lichtern im Raum, beginnt ein seliges Widerstreiten mit Hellens volltönigen Klangweben und macht die stummen Seelen der Lauschenden immer höher und himmlischer schlagen.

Bis auf Frau Rosberg, die mit ihrem Taschentuche sich unentwegt eine Fliege wedelt und sich dann und wann ganz gleichgültig umsieht.

Franz Popjel fühlt das Rauschen und Rascheln ihres Seidenkleides, obwohl er die Hand vor die Augen gepreßt dasaß.

Er hätte beinah ein Zornwort gerufen.

Er bezähmte sich, sandte nur einen jähen Blick zu der Dame hinüber und war neu versunken.

Man spielte auch die Elegie von Sinding. Das floss ganz ein wie Leiden in Franzens Blut.

Wenn es jemand hätte leben können, was Franz fühlte und lebte, wenn er im Zauberbann der Töne tief gefangen saß. Seine innerste Natur war ein heißer Krater. Alle Feuer waren jetzt darin lebendig. Jähe Opferherde brannten. Die Flammen waren langgedehnte, sprühende, lodernde Zungen. Die Tonschwälle sangen, wie der Sturm rast in Flammenwogen. Die losen Töne stachen wie Funken.

Nirgend stille, klare Lichter wie Sonnenstrahlen am friedlichen Tage.

So war nicht Franzens Seele, die in Musik vergraben sich mühte.

Ganz erdversunken war die Welt, die in ihm aufquoll, wenn er Musik hörte.

Das schlug ihm Wunden, daß er wie ein Gemarterter

lachte. Verzehrende Brände, nicht Blumen. Tausende Stimmen schrien in diesen Abgründen nach Erlösung.

Man ahnt nicht, wie Musik aussehen konnte in diesem Blute. Welche Urgewalten und Höllendürste sie aufwühlen konnte. So daß nach solchen Stunden, mit tönenden Mächten durchkämpft, eine noch unsinnigere Gier zurückblieb, einmal bis zum letzten Geheimnis aller Erdentiefen durchzubringen.

An diesem Abend hatte es Franz abgelehnt, noch mit den Künstlern zusammen zu sein.

Wie man in dem kleinen Hotelsaal an dem vornehm und blumig gedeckten Tische mit den Gläsern klang, die lachenden Damengesichter Fräulein Hellen Kaddas und die losen Künstlerköpfe hin und her dem Meister Popjel zuwinkten und zutranken und bald immer lauter Geschwas und Geschrei hier und da an den Nebentischen sich erhob, war Franz Popjel nur durch den halberleuchteten Hinterhof des Konzerthauses hinaus gehastet und seiner Wege gegangen.

Fünftes Kapitel

Franz Popjel befand sich in einer schwierigen Lage.

Er hatte, wie er aus dem Konzert seines Bruders heraus trat, Baron Vogelsang getroffen mit dem ebenso eleganten Oliven zusammen. Oliven mit seiner hohen, ein wenig schnarrenden Stimme und mit einem Geruch von Reseda, so daß der junge Elegant wie eine Demimondedame in einer Wolke von Arom hinschritt.

Franz waren diese beiden jungen Männer in dem

Augenblicke sehr unangenehm. Er hatte zwar den langen, nachdrücklichen Handdruck Olivens geduldig in seiner Hand ertragen. Er war auch eine Weile mit ihnen gelaufen. Aber der Widerwille in ihm war allzu mächtig.

Und auch der Lärm, den die Schatten des Gehörten jetzt in der Stille der Seitenstraße immer lebendiger in ihm zu machen begannen.

So war Franz plötzlich stehen geblieben, hatte die beiden vornehmen Kameraden mit einer Miene Verdrusses angesehen, hatte die Pflicht vorgegeben, seinen Bruder aus dem Hotel heimholen zu müssen. Und ehe Vogelsang und Oliven die Stimmung des dumpfen Franz richtig begriffen, war er bereits um die Straßenecke verschwunden.

Es war in der Vorstadt.

Ein kalter Zug ging über das Pflaster. Strohhalm tanzten im Kinnstein.

Aus einer Tür hörte man ein paar Droschkenkutscher, die mit Gläsern Bier dastanden, schallend lachen. Ein heller Schein fiel auf den Bürgersteig, so daß man ihre Schattenbilder wie zwei dicke Tanzbären gegen das Licht der Stube sah.

Franz lief und lief. Er hielt nicht inne.

Wenn jetzt ein zweiter, hohläugiger, magerer Franz in fröstelnder Gestalt, den Überzieherkragen hoch aufgeschlagen, den Hut in die Stirn gedrückt, wie ein unbekannter Ritter sein Wasser, entgegengesetzten Weges gekommen wäre, diesem wirklichen, aufgewühlten, mit sich streitenden Franz entgegen, und hätte mit dem tiefsten Dumpfklang seiner Stimme den irrenden und hastenden Franz liebend angerufen, so wäre unter einem tollen Hohnlachen der

Bann von dem irrenden Ritter abgefallen. Der wirkliche Franz hätte plötzlich all das unnütze, nächtliche Wandeln von Straßenecke zu Straßenecke im Laternenlicht so unsinnig blöde und hündisch gefühlt und hätte seine Sucht wegwerfen können wie die Eidechse ihre Haut, um den nach Licht und Reinheit, nach Frieden und Arbeit, nach Bruderliebe und Wohlklang, nach innerer, freier Haltung und Kraft sehnsüchtigen Franz mit ganz sicheren Schritten vor das Hotel und dann Arm in Arm gelegt, Bruder mit Bruder, die zugigen Stadtstraßen entlang in die kleine Wohnung der Popjels zu führen.

So wäre es gewesen, wenn jetzt ein zweiter Franz dem dunkelverkappten Franz in den Weg gelaufen wäre.

Franz würde plötzlich hell aufgelacht haben wie ein Wahnsinniger, der durch ein Wunder sehend wird.

Vielleicht würde er den schwelenden, schleichenden Franz, dem jetzt schon die Beine zitterten vor unbestimmtem Verlangen nach irgend einem wirklichen Feuer, das er verschlingen könnte wie der Geizhals die Funken, verhöhnt und mit seinem Stocke wütend geschlagen und in die Flucht getrieben haben, bis der wirkliche Franz allein und einfach und frei auf der Straße gestanden, ein ganz vornehmer Herr mit schwarzem Überzieher über seinem Gehrock, mit Handschuhen und einem feinen Schlapphut, der nur der Popjelschen Wohnung zustrebte.

Aber kein zweiter Franz wollte sich herzu finden.

Das Gespenst, das da war, blieb allein und schob um die Straßenecken, indes Strohhalme aufwirbelten.

Franz war jetzt nicht mehr aufzuhalten. Er ging schon mit gemesseneren Schritten.

Daß die Schritte gewichtiger und länger wurden, daß seine schwächige Gestalt im Überzieher sich fast streckte, war das deutliche Zeichen, daß die Verlockungen und Gesichte im Blute klarer und klarer geworden und den Rest guter Erinnerungen ganz ausgetrieben hatten.

Franz war in eine Unterführung eingebogen, wo ein elektrisches Licht kalten Schein gab. Er mußte bekannt sein. Ein dickes Weib mit bemalten Augenbrauen, jung, aber rund wie ein Faß, ziemlich gewöhnlich gekleidet, wackelte in den Hof und grüßte ihn mit Gekreisch wie einen Duzbruder.

Obgleich Franz darauf keinerlei Acht gab, schien ihn noch einmal ein Zaudern anzukommen. Er sah an sich herab, daß ein feiner Herr gewissermaßen sich ganz zu verleugnen im Begriff stand.

Sonst kam er gewöhnlich im abgeschabten Kittel. Kam er, wie er im Chemielaboratorium gestanden, als er dort noch ein eifriger Arbeiter war.

In diesem Augenblicke konnte er unmöglich für die Hölle noch Toilette machen. Er lachte höhnisch. Denn sein Atem ging süchtig wie bei einem Pferde, das ein heimlicher Reiter jetzt mit harten Geißelhieben peitschte.

So stand er bald mitten unter Zubältern und Dirnen. Kreischende Weiberstimmen schrien durcheinander.

Freche, feile Burschen, die Mützen auf vollen Haaren, lümmelten am Tische und schlugen die Karten. Es war eine Kaufsluft.

Franz Poppels Schatten, der hier im gemeinen Dunste lüfterner Künste verkaufter Seelen auftragte, begann Herr zu werden.

Franz schien an dem schwarzen Tische, darauf die schmutzigen Karten fielen und den Huren und Lumpen rings umkränzten, allmählich groß wie ein Herrscher unter den Seinen.

Die Dirnen saßen mit Prunkkleidern, die verschmutzt waren. Vergriffen und zerrissen hingen die Achselbänder an den fleischigen Armen nieder. Die Busen lagen offen für jede tolle Berührung. Die Gesichter waren staubig und grob bemalt wie die Larven auf Jahrmarktsfesten oder wie Tänzerinnen bei einem Dorfzirkus.

Manches Weib saß halbnackt, die Bluse auf einen Stuhl geworfen, weil die Schwüle sie toll gemacht.

Alle Gesichter wirkten wie Grimassen.

Lachen zerklirrte wie Scherben im Kehricht.

Ein widerlicher Staubbunst. Ein ewig heiseres Geschrei aus Männer- und Weiberkehlen.

Franz Popjel stand groß und lang gerecht.

Er lachte nicht.

Er stand wie ein Herrscher unter den Seinen.

Sein hohlwangiges Gesicht mit den Brandblicken hatte einen Ausdruck eiserner Ruhe. Seine Augen glommen in Sicherheit. Die Farbe seines Gesichtes schien sich zu röten.

Er hatte ein Goldstück auf den Tisch geworfen, und stieß einen häßlichen, höhnischen Laut aus. Dunkel gekleidet wie mit einem Raftan, gar nicht mehr wie feine Herren, die in den Konzertsaal gehen, jetzt wie ein Teufel in der Messe.

Franz fühlte leibhaftig wie aus dem Goldstücke, das er auf den Tisch warf, eine Macht ausging.

In der Ecke begann man an einem Tisch neu zu bechern.

Die dicke Wirtin humpelte herzu und flüsterte Franz mit feilem Blicke etwas in die Ohren.

Franz nahm ein Goldstück und legte es hochmütig in ihre fette, ausgestreckte Hand.

Allen schien Franz eine Macht.

Die Weiber lächelten ihm fast demütig zu.

Frech, auf du und du schienen mit ihm nur einige Männer, die vor niemand Furcht hatten, weil sie auch vor Mord nicht scheuten.

Der strupphaarige Faßband war ein Dieb. Er spielte heute mit Glück und gewann Franz Gold ab. Franz stieß einen häßlichen, höhnischen Laut aus und warf mehr aus seiner Tasche.

Die rothhaarige Böhmin wollte Franzens Beine von hinten umklammern, wie wenn sie zu einem Kreuze betete.

Franz schüttelte das tolle Weib mit einem jähen Rucke von sich.

Seine Blicke spielten mit dem Golde auf dem schwarzen Tische.

Sie begannen auch mit den jungen Augen einer Dirne zu spielen, in denen die Zärtlichkeit aufzuleuchten versuchte.

Es war ein ganz unfertiges Ding. Sie war das Kind eines Jägerburschen, das eine armselige Maurerswitwe kümmerlich groß gezogen. Julie hieß sie. Ihre blauen Augen erinnerten an ein junges Waldtier. Ahnungslos und sanft schienen sie auf der Lauer. Und freuten sich doch in den Lichtdunst hinein.

Wenn Franz sie mit seinen süchtigen Blicken traf, deuchte es ihr wie Liebe.

Die bunten, schmutzigen Kostüme waren ihr ein Fest.

Sie hatte auch einen entblößenden Fesseln um ihre jungen, schlanken Glieder gezogen. Der Wein rann ihr im unschuldigen Blute. Fluchen und Lachen, das kannte sie längst als Lebenslaute.

Wenn Franz sie ansah, glomm es wie eine Gewalt über sie, die sie noch demütiger machte.

Franzens Schatten ragte am schwarzen Tisch.

Die frechen Mannsgesichter mit den Schnurrbärten, die vertrunken und aufgedunsen waren, schluckten Gold ein, wie die Wolken den Mond.

Die schlanke, sehnsüchtige Julie hatte sich verstohlen erhoben.

Franzens Blick traf sie noch immer nur wie zufällig, aber jetzt ganz herrisch. Sie hatte auch die Brüste offen. Sie schienen zart wie bei einem Reh. Sie lächelte demütig Franz zu.

Die Dirnen alle wußten jetzt, daß sie heute die Erwählte war.

Julie näherte sich langsam dem Schatten, der im langen Raftan stand und unter Bekreisch das Gold anstarrte, das auf dem schwarzen Tische blinkte.

Franz Popsel schien ein ganz hochgerechter, sicherer Gebieter. Und Julie wie ein Hündlein, das ihn antrach.

Sie streichelte an seinem Armel nieder. Er ließ es geschehen. Er lächelte Gnade. Obwohl Gold um Gold hinging. Er hatte noch immer genug.

Franz stieß einen häßlichen, heiseren Laut aus.

Alle lachten jetzt Julie zu.

Franz hatte ihr wie nebenher die rechte Hand um den Nacken gespannt. Wie drollig Julie dastand, den Nacken

demütig beugend und die sanften Augen schließend, als wenn der Henker sie griffe.

Es war schon stiller geworden.

Eins nach dem andern waren die Paare verschwunden wie huschende Falter.

Die Männer einer nach dem andern zählten ihr Gold. Einige lachten. Andere fluchten.

Franzens Schatten begann am Ende noch mit Glück zu spielen.

Julie hatte sich in seinen Arm gehangen. Sie lächelte ihn zärtlich an, als wollte sie seine zernagte Seele zu sich ziehen. Sie war jung und wußte noch kaum in ihrer Jugend, was um sie herum vorging.

Alles Licht war allmählich ins Dunkel gesunken.

Die dicke Wirtin stand vor der einzigen Kerze, die noch den schwarzen Tisch beschien.

Ein paar scharfe, magere Männer, zum Jagen über die Dächer wie gestählt, zerrten noch vor Franz an den Karten herum.

Franzens harter Herrenblick traf sie, so daß sie neu die Karten auswarfen, und er jetzt mit Ruhe das Gold einstrich.

Aber er warf das gewonnene Gold wieder auf den Tisch zurück. Es war ein Geschenk, das seine Gnade jetzt vergeudete.

Er war ein Herr unter den Seinen.

Die wütenden Blicke der Männer wurden zahm. Die Männer nahmen das Gold und teilten es unter sich. Sie gingen lachend und sahen mit scheuen Blicken auf Franz zurück.

Julie küßte seine Hand, die das Gold hingeworfen. Sie sehnte sich, demütig und wie ein Hündlein vor diesem harten, sengenden Blicke zu kriechen. Die Blicke aus Franzens Augen hatten sie längst ganz umwunden. Sie war jung wie eine Blüte. Sie kannte nur Demut und Liebe bis zum Vergessen und zum Sterben.

Franz war dann mit Julie in einem ärmlichen, jämmerlichen Alkoven und trank Leib und Seele aus diesem jungen Blute, wie ein Vampyr trinkt.

Sechstes Kapitel

In der Nacht, in der Erschöpfung des Blutes, waren Franz allerlei helle Menschengesichter wie gegen den Himmel auffahrend erschienen. Nicht Traumverzerrungen. Klare, stille, feierliche Gesichter, die aufdampfend wie in Nebelkleidern nach finsternen Gewittern, in irgend eine Lichtsphäre sich zerlösten.

Franz Popjel hatte lange in bleierner Gebundenheit gelegen, nichts ahnend, als nur diese seltsam aufdampfende Morgenstille. Bis er erkannte, daß alle diese Gesichter seiner Mutter Sorgenantliß trugen.

Da war er, mit einem harten Schlage nüchtern gemacht, aus dem Bette gesprungen und ohne ein Wort stumm und bleich in die Kleider gefahren.

Es war noch eine dunkle Frühstunde, als die zähneklappernde Julie, die hagere, halbnackte Gestalt hastig in ein großes Umschlagetuch gewickelt, in schlürfenden Pantoffeln, den Schein eines offenen Mäppchens vor sich tra-

gend, aus dem Schatten des Hausflurs vergeblich versuchte, Franz einen Gruß nachzuwinken.

An dem Morgen war daheim keine Unruhe.

Eduard Popjel und die kleine, zernagte Sorgenfrau schliefen noch.

Der Abend des Ruhmes, den Eduard mit der Mutter im Kreise liebender, schmeichelnder Anbeter verbracht, hatte eine tiefe Entspannung verursacht.

Außerdem hatte Franz nie gemocht, wie er sich ausdrückte, seine Hochgefühle in parfümierten Salons langsam verpuffen zu lassen. Das wußten Mutter und Bruder. Und weil sie nach dem Konzert noch seine seltsamen Augen gesehen, die von den Tönen in fiebernder Glut leuchteten, hatten sie an nichts Böses gedacht, hatten sie nur stillschweigend angenommen, daß er in einem einsamen Nachspaziergang seine Erregung langsam stille machen und dann kommen würde.

Und Franz war gekommen.

Als Frau Popjel am Morgen spät aufwachte und noch in Nachtjacke und Häubchen die Semmeltasche von der Klinke der Korridor tür herein nahm, sah sie Franzens Gehrock am Pfosten hängen und seine Lackstiefeln aus dem Dunkel glänzen.

So ging sie wieder ruhig ihren Morgengeschäften nach, hieß das Mädchen den Frühstückstisch bereiten, horchte an der Tür von Franz und dann an der von Eduard.

Sie wäre am liebsten gleich zu einem jeden mit pfiffig lächelndem Gesicht zum Morgenruße eingetreten. Unterließ es trotzdem. Nur in sich hinein lachend, als sie in der Enge des Korridors noch wieder einige Geigengänge des

Konzertes leibhaftig wie flatternde Fahnenfesen vor sich aufsteigen und verhallen hörte.

Frau Popjel hatte dann noch eine ganze halbe Stunde behaglich bei ihrer Toilette zugebracht, aber, ehe ihre Toilette beendet war, war doch neu Unruhe gekommen. Es drängte sie, den Eindruck des Abends vor allem mit Franz zu besprechen. Sie wollte sich mit Franz an alles einzelne erinnern. So daß sie ihre Nachtjacke noch einmal umnahm und leise zu ihm in das dämmrige Zimmer eintrat.

Wie die zarte, runzelige Sorgenfrau in Nachtjacke und Häubchen leise an Franzens Bette trat, lag da ein bleiches, im Schlafe tief eingezehrtes, junges, erhabenes Gesicht. Die große, vorgebaute Stirn schien in ihrer Bleiche noch mächtiger. Der verschlossene Mund war noch mehr wie sonst fein zusammen genommen. Die Lippen schienen so schmal wie nie im Leben. Die Wangenhaut war zart und blutleer. Die dunklen Glanzhaare umhingen geordnet die blassen, hohlen Schläfen.

Die kleine, alte Dame in der Nachtjacke sah den Tiefschlafenden mit inbrünstiger Liebe. Sie huschte eine Fliege, die sich auf die fleischige, merkwürdige Nase setzen wollte.

Aber die kräftige Nase hatte schon unwillig zu zucken begonnen. Die Augensterne hatten sich schon lächelnd aufgetan. Ein liebendes Kind war Franz erwacht.

„Mutter . . . du bist es? . . . ist es schon spät? . . . kommst du mich wecken?“ sagte er zärtlich, und sah unschuldig und gütig aus. Sein Lächeln war mit dem Erstaunen des Erwachenden gemischt und glänzte voll Vergessen in der Mutter fröhliche Augen hinein.

Da saß die Liebe auf dem Bettrand, im Flüsterton

plaudernd, leise zärtlich lachend und sein bleiches Gesicht und seine dunklen Haare mit ihren kleinen, gebrechlichen, sanften Händen wieder und wieder streichelnd.

Wie Franz dann an den hellbesonnten Frühstückstisch trat, wo Eduard schon eine Morgenzeitung eifrig studierte, kam er lachend, und die Brüder umarmten sich.

Lobens und Rühmens machte Franz gar nicht. „Damit zahlen die, die keinen Enthusiasmus des Blutes kennen. Die machen Worte.“ Er umarmte Eduard neu und küßte sich mit dem Bruder.

Und Eduard nahm die Zeitung wieder auf und reichte sie Franz, indem sein junges, braunes, jetzt noch offeneres Gesicht einen koketten Charme annahm und trotzdem aus dem heiteren Fürsichsein nicht heraus kam.

Auch das erlesene Mittagmahl, das Eduard beim Traiteur bestellt hatte, um, wie er scherzend sagte, seinen Berater und Helfer Franz einmal wirklich feiern zu können . . . womit er auf Franzens Abwesenheit vom Hotelstisch nur leise anspielte . . . erwartete Franz wie ein richtiger Schwelger. Er machte drollige Bemerkungen, als Fräulein Hellen Kaddas, feierlich zum Diner angetan, in der kleinen Wohnung erschien.

Dann war die erlesenste Tafelrunde.

Eduard noch schlanker im Smoking und ein wenig links die rauschende Hellen mit ihren eisigen, fröhlichen Augen und schimmernden, vollen Schultern, und ebenso schlank, aber fast neckisch, der jüngere Franz die zarte, kleine Frau Popjel zu ihrem Plaze vor die duftenden Blumen führend.

Die Damen griffen die Blumen in ihre Hände. Man

aß. Man sah sich in die Augen, dahinter nichts wie Zutrauen verborgen schien. Man machte Glossen über Künstler und Kunstfreunde.

„Ein bißel Klatschen gehört nun einmal zum feinen Essen“, neckte Eduard.

Man lachte darüber.

Hellen erinnerte sich spitzig, daß gestern nacht wieder der Konzertagent sie, doch die erste Dame des Abends, breitspurig zur Tafel geführt und derart sich selber den ersten Platz angemacht hätte.

Man sah ohne Arg ins perlende Sektglas hinein, um die unzähligen Perlen zu zählen, die aus dem eisklaren Grunde sich ewig gebaren.

Man liebte sich an dem Tage.

Franz war gerötet und wie ein fröhliches Kind auch zu Hellen.

Sie begannen ihre Fingerkräfte gegen einander zu erproben, um nur immer wieder Späße zu treiben.

Er glättete dann ihre schöne, lange, schlanke Hand und hätte sich beinahe vergessen, einen Kuß auf die rosigen Fingernägel zu drücken wie ein Liebhaber.

Aber Eduard war launig dazwischen gefahren und hatte die Hand und den Arm, nachdem er seinerseits zärtlich darauf gestaunt hatte, schließlich scheu und verlegen werdend, doch wirklich geküßt.

Auch das machte Franz nur lachen.

Die kleine, huzelige Sorgendame, die heute nicht weniger vornehm und geistig ausah, auch jetzt gerötete Wädden hatte, konnte einen Augenblick ihre leise Verlegenheit nicht verbergen.

So war diese sehr flüchtige und doch sehr innige Ovation für Hellen fast zu einer Feierlichkeit geworden.

Franz machte noch immer ein großes, heiteres, gutes Kindergesicht dazu. Er saß, über Stuhllehne und Tisch die Arme gelehnt und gespreizt, wie auch Eduard.

Wer so die Brüder Pobjel mit einander sah wie gute Jungen die Zeit vertändeln, sich mit der drollig schmolgenden, gebrechlichen Mutter neckend, von dem gläsernen Lachen Hellens lustig beschienen, der wußte von keiner Nacht unter Zöllnern und Sündern, auch nichts von Diebsherbergen und Mörderhöhlen.

So fiel von Eduards Triumphe ein freundliches Licht in die Zukunft, so daß Wochen und Monate ohne Störung unter den Pobjels hin gingen.

Siebentes Kapitel

So war also in dem Hause der Pobjels lange Frieden gewesen. Das Konzert hatte Geld gebracht. Und der Erlös für das Petschaft aus Vater Pobjels Arbeitsstube, die noch immer in ihrem heiligen Dämmer lag, hatte auch für Franzes Bedürfnis eine gehörige Weile ausgereicht.

Nun begann es in den tiefen Winter zu gehen.

Eduards Ausichten waren in der Zeit glänzend. Es schien durchaus nichts Bedrohliches in der Luft. Nur daß die Novemberstürme auf den Straßen fauchten und die Teppiche auf den Stangen im Hofe auf und ab flattern machten.

Eduard übte viel und war verstrickt in Arbeit.

Auch Franz gab Pflichten des Studiums vor, hörte ein paar Kollegs über Philosophie und Kunstgeschichte und schmiedete allerlei Pläne. Was man so Pläneschmieden nennt, wenn man eigentlich nur denkt, wie kann ich einen Schatz aus der Erde graben, einen Sack Gold wie einen Sack Kartoffeln? Ihn hinstellen und hinein langen wie die Weiber mit den roten Kopftüchern draußen auf umgewühlten Herbstäckern?

Nur Frau Popjel weinte schon wieder manchmal heimlich. Das merkte Eduard. Da gab es Vorwürfe. Zähes, herrisches Aufbrausen, Zähzorn des in die Arbeit vertieften Eduard. So daß dann der Hohn aus Franz wie Schläge ins Gesicht des Bruders wirkten.

Einmal war es schon wieder zu einem tollen Geschrei ausgeartet.

Weil mit dem Winter auch diese verfluchte Eisluft um die Gemüter sich neu bilden wollte, die man schon ohne Gewaltigkeit nicht mehr vertreiben konnte.

Aber wenn auch die große Vertraulichkeit Hellens mit Eduard Franz heimlich in Erregung gebracht hatte, fand sich die kleine Frau Popjel noch immer in der Zeit wieder zurecht.

Es war Franz stets lächerlich erschienen, wenn ein Künstler sich in jungen Jahren an ein Weib binden wollte.

„Das Genie muß seine Fülle dem Werke ungeteilt geben . . . Sehnsucht und Erlebnis muß im Kunstwerke in vollem Schwallen lebendig werden“, sagte er hart. „Nun gar die kleinlichen Plackereien mit einer Familie . . . die sollen den Künstler weiß Gott ungeschoren lassen!“

Er fühlte sich noch immer als Hüter des Schazes, den er in Eduard heimlich anbetete. Deshalb hatte es Franz schon manchmal Frau Popjel aufgebracht und höhnisch in ihre erschrockenen Augen geflüstert, daß nur der törichte, arglose, kindliche Eduard sich schließlich von den Blicken und Armen der Circe könnte umstricken lassen.

Da war Franz eines Tages selber bei Fräulein Hellen erschienen.

Er war im Leben kaum zweimal sonst in geschäftlichen Angelegenheiten gekommen, als das Konzert in Sicht stand.

Was ihn dazu brachte, gerade jetzt zu Fräulein Hellen zu gehen, war für sie nicht recht zu ergründen.

Jedenfalls lagen in diesen Tagen die Kummerlinien in Franzes Gesicht sehr tief gezogen. Er war offenbar in einer sehr zerrissenen und vieldeutigen Lage. Noch im Hörsaal hatte er sich zuerst ganz leidenschaftlich an die Andacht anzuklammern versucht, die der Kunsthistoriker erweckte, als er Leonardos Tun und Seele beschrieb.

Da waren dazwischen plötzlich heiße Überlegungen in ihm aufgebrannt. Und er war hastig aus dem Kolleg heim und dann sogleich weiter zu Fräulein Hellen Raddas gelaufen.

Alles in allem war es ein Knäuel von hohen und niedrigen Drängen, die ihn längst wieder bestürmten.

So kam er zu Hellen Raddas, die Mienen zerquält. Außerlich nur den Versunkenen spielend. Dumpf und leise die Stimme. Ein wenig mit den glimmenden Augen in den Winkeln suchend. Aber noch immer wie ein guter Kamerad.

Hellen behandelte ihn außermaßen freundlich und zutunlich, obwohl ihr gleich ein banges Gefühl kam.

Eine große Schwüle herrschte im Raume.

In Hellen's Atelier, wo sie ihr Klavier stehen hatte, lagen Felle herum. Eine Chaiselongue streckte sich unter dem breiten Atelierfenster, das im Dache saß. Büfett's von Rosen und Orchideen gaben Duft. Ein violetter, japanischer Seidenlaken mit feinen Goldtroddeln hing über dem Rundtisch in der Ecke.

Franz war nur an den Tisch getreten und hatte sich eine Zigarette achtlos angezündet. Und er hatte beim Eintreten das Gefühl erweckt, als wenn er um einer wichtigen Sache willen käme.

Aber er besah sich beim Anrauchen jetzt nur wieder eingehend die kleine Cloisonnévase, die da stand, zog den Rauch in die Lungen, blies Kringel aus der Nase, betrachtete en passant Fräulein Hellen, die die Maschine in Ordnung setzte, um ihm Tee zu bereiten, und sagte gar nichts.

Alles gewann sofort eine Dumpfheit.

Fräulein Hellen konnte die Spannung nicht lange ertragen. Sie lachte hell auf und riß Franz aus seinem dumpfen Träumen heraus.

„Franz! . . . Sie schlafen ja!“ sagte sie drollig.

Das brachte Franz wirklich ganz zu sich.

„Nein!“ sagte er hart. „Nichts weniger als das!“ sagte er. „Aber ich komme, weil es anders werden muß . . . weil es so nicht weiter gehen kann . . . weil es nicht mehr zu ertragen ist, ein solches Hundeleben . . . ohne daß man ein Ende sieht!“ sagte er hart und stoßweise.

Es war ein reiner Betrug, der in diesem Augenblicke ganz unvermittelt in ihm aufkam.

„Franz! . . . Herrgott! . . . wenn Sie endlich zur Besinnung kämen!“ wollte Hellen wie erleichtert ausrufen.

Sie dachte jetzt, daß er mit moralischen Selbstanklagen käme und sich vor ihr zerfleischen und geißeln wollte.

Aber davon war gar nicht die Rede. Franz dachte gar nicht an Selbstanklagen. Im Gegenteil. Er schien jetzt noch vollends klar zu werden, worum er gekommen war. Er nahm eine ganz herrische Haltung an und warf die Bemerkung Hellens mit Hohn beiseite.

„Reden Sie nicht töricht, bevor Sie wissen, was ich sagen will“, sagte er verächtlich. „Sie scheinen gar nicht zu ahnen, worum es sich auch für Sie in diesem Augenblick handelt“, sagte er und sah Hellen durchbohrend an. Lange und ganz unheimlich. So daß Hellens Blick ihn einen Augenblick gar nicht mehr erkannte und sich vor seinen stehenden Augen zu fürchten anfing. Aber sie beherrschte sich.

„Auch für mich?“ sagte sie noch immer ganz an sich haltend und mit weicher Stimme.

„Auch für Sie! . . . natürlich . . . für wen denn sonst? . . . für Sie und mich! . . . warum käme ich denn sonst zu Ihnen?“ stieß er hart und dumpf heraus. „Sie dachten wohl gar, ich käme als armer Sünder? . . . hahahaha“, lachte er verächtlich. „Ich wollte Beichte tun? . . . das fehlte noch grade! . . . ich hätte mich in einen Betbruder verwandelt? . . . wie?“ stieß er hervor. „Warum denn? . . . weil ich Erlebnisse habe . . . mehr als Sie! . . . weil ich Kraft habe . . . mehr als Sie und Eduard zusammen . . .“

die ihr nur immer die starken Gefühle destilliert in die Luft bläst . . . ja, so ist es . . . ich lebe“, schrie er. „Aber das wäre mir jetzt ganz gleichgültig . . . nur das ist mir nicht gleichgültig, daß Eduard mit Ihnen ein Spiel treibt . . . und Sie mit Eduard . . . ihr beide kennt die Wirklichkeit nicht!“ sagte er verhalten und leidenschaftlich. „Aber ich kenne die Wirklichkeit . . . mir ist das liebe Leben schon zu Leibe gegangen . . . ich habe Nöte . . . und weiß was Trost ist . . . ich bin es wahrhaftig bedürftig . . . ich weiß Trost zu schätzen . . . ich weiß Liebe zu schätzen“, grollte und tollte er heraus. „Wie der Verdurstende nach einem Tranke beinahe versmacht!“

Schon diese Worte machten Hellen Maddas sonderbar verwandelt. Sie war, wie wenn sie noch immer nicht begriffe, an den Ofen rückwärts getreten, die Hände in die schwarzen Schalenden gewickelt hinter sich gehalten. Ihre schlanke Gestalt ragte frei im Raume, der dämmrig war. Und ihr junger, erschütterter Blick sah mit kühler Güte in Franzens brennende Augen hinein.

Aber wie sie jetzt noch immer versuchte, ein gütiges Wort zu finden, ließ Franz Hellen gar nicht mehr zu Worte kommen. Er war ihr schon ganz nahe getreten. Er hatte sie schon gewaltsam an sich gerissen. Er küßte sie wie unsinnig. So daß sie vor Schreck keinen Laut von sich gab. Bis sie doch ihrem Entsetzen endlich einen Hilferuf abzwang. Und ihr gellender Ton Franz plötzlich abwehrend nieder schlug, wie wenn ein Gewand von ihr abfiel.

Franz lag lange da, schluchzte und konnte sich nicht zusammenraffen. Hellen war schneebleich und zitterte an Händen und Füßen.

„Es hat uns niemand gehört . . . Gott sei dank!“ sagte Hellen nach langer, tiefer Stummheit im Raume.

Alles lag erstarrt.

Bis sie die elektrische Birne über ihrem Flügel rasch entzündete. Ihre Zähne schlugen.

„Sagen Sie Eduard nichts!“ sagte Franz ganz leise. „Und vergeben Sie mir! . . . ich werde nicht wiederkommen . . . wenigstens so nicht!“

Er hatte sich aus seiner zusammengesunkenen Stellung langsam und geräuschlos erhoben und wollte zur Tür gehen und zögerte doch. Hellen horchte sorglich auf jedes Geräusch draußen.

„Im Hause ist alles still geblieben wie im Tode!“ sagte sie wie für sich. Franz hatte geschluchzt, fast ohne Tränen. Aber er hatte sich schon besonnen. Die wenigen Tränen wischte er sich leicht weg. Und er reckte sich. Er nahm wieder Haltung an.

„Es ist nichts passiert zwischen uns! . . . gar nichts!“ sagte er barsch. „Und also braucht niemand etwas davon zu wissen . . . das Lebensbehagen des Künstlers braucht nicht weiter gestört werden . . . auch ich bleibe, der ich bin“, sagte er mit Härte. Er wollte hinaus gehen. Aber er stand wieder zögernd, die Türklinke in der Hand haltend. Er blickte auf den Boden. Dann kam er in sich gebunden ins Zimmer zurück und lachte häßlich.

„Es ist gar nichts passiert“, sagte er noch einmal hart. „Vielleicht ist Ihre Seele jetzt noch reiner geworden, als sie schon war . . . der Wein braucht sich keine Skrupel zu machen, daß der Most aufschäumt“, sagte er mit innerem Lachen. „Sagen Sie Eduard kein Wort davon . . . es

könnte den zarten Jungen nur verwirren!" sagte er jetzt, indem er versuchte, Hellen's Blick zu finden.

„Sie sind ein Untier!" sagte Hellen in einer Anwendung von Schlaf, den der Schreck gemacht hatte.

Aber sie reichte Franz doch die Hand hin, weil sie an Eduard und Frau Popjel dachte.

„Huh!" stieß sie hervor, „es ist greulich!"

Franz stand noch immer im Sinnen.

„Hellen!" sagte er plötzlich. Er zögerte wieder. „Wenn Sie wirklich trotzdem ein guter Kamerad sind . . . mir doch die Hand noch wieder reichen", sagte er mit verlegenem Stammeln.

„Huh!" sagte Hellen noch einmal, „es ist greulich!"

„Nämlich . . . Hellen!" bemühte sich Franz, der Hellen's Ausruf gar nicht mehr beachtete, in diesem Augenblick zögernd hervor zu bringen. „Ja . . . ich bin wahrhaftig in einer jämmerlichen Verlegenheit!" sagte er vor sich hin.

„Oh . . . Geld soll mir gleichgültig sein in dieser Minute!" sagte Hellen hastig, nahm eine Reihe Scheine, braune und blaue, aus ihrem Schube und breitete sie vor Franz hin. „Nehmen Sie! . . . Geld ist mir jetzt nichts!" sagte sie wie aufwachend. Franzens Augen waren zwischen ihrer Härte und den hingebreiteten Banknoten auf der Lauer. Sein Gesicht nahm eine Schalksmiene an.

„Blau tun es nicht mehr!" sagte er pfiffig und steckte sich mit Gelächter, das häßlich und heiser klang, zwei Tausendmarknoten in seine Brusttasche. Dann war er bald mit verstohlenen Schritten die Treppe hinunter, als käme er von einer Dirne.

Achtes Kapitel

In der Zeit um Weihnachten herum schlief Franz, wenn er einmal daheim war, ziemlich immer bis in den Nachmittag.

Die Vorwürfe der kleinen, runzeligen Frau Popjel, die darüber ganz sprachlos war, halfen gar nichts.

Sie drangen kaum in seine Ohren.

Selbst wenn Franz sich im Bette vor der Mutter aufrichtete und mit mühsam geöffneten Augen ins Licht des Tages sah. Oder wenn er in Mutters Lehnstuhl in ihrer Arbeitsstube hockte, in sich zusammen gesunken, aschfahl und abwesend.

Franz war und blieb unheilbar in seiner Verwahrlosung.

In Eduard stand es längst fest, daß es um alles in der Welt galt, sich gar nicht weiter darnach umzusehen. Vorwärts zu schaffen und zu arbeiten und aufrecht und heiter zu scheinen, selbst wenn sich den frischen, männlich herben Zügen und dem Blicke aus der braunen Klarheit heimlich eine drängende Welle Schwermut zugesellte.

Eduard hatte in diesem Winter eine besonders zärtliche Seele.

Er tat der kleinen, verschüchterten Mutter gegenüber immer wie ein an seine Arbeit eisern gebundener Sohn, vermied es fast ängstlich, ihr Vorwürfe wegen Franz zu machen, streichelte mit langem Zeigefinger die weichen Runzeln der Sorgenstirne unter dem Seidenhäubchen und ließ die zarte Frau Popjel fühlen, daß er versöhnlichen Sinnes wäre.

Eduard war es wirklich. Er war nicht nur leidenschaftlich an seine Geige gebunden. Es gab jetzt andere Dinge, die ihm heimlich Wunder getan.

Hellen Kaddas, die keusche, gläserne, kühle Hellen war ein ganz heißatmendes Leben geworden. Wenn er zu ihr kam, barg sie sich an ihn wie an einen Hort. Sie umschlang ihn und hielt ihn. Nicht nur mit ihren Tönen im Raume wie früher, als auch zwei Seelen sich verwoben hatten. Jetzt stumm und mit leisen, wonnigen, duftenden Atemzügen. Mund an Mund. Die weichen Finger in eins verschlungen. Die jungen Leiber in eins gehalten.

Gleich an dem Abend, als Franz bei Hellen gewesen war, war es über sie gekommen, wie wenn es kein Heil gäbe, als sich Eduard hinzuwerfen, demütig und anbetend. Diesem jungen, reinen, echten, keuschen Eduard, der nie gewagt hatte, sie auch nur mit seinen Fingerspitzen zu berühren. Der, wenn er auch nur einmal ihren Leib unversehens gestreift hatte, fast errötend und scheu um Vergebung gebeten.

Jetzt war sie in seinem Schutze. Jetzt sah sie zu ihm auf.

Und Eduards Geige schien jetzt noch mehr seiner Seele innerste Stimme geworden. Wenn seine junge, ehern vertiefte Gestalt neben ihr aufragte, sang und jubelte es, daß ihr mitten in ihr Spiel Tränen kamen.

Um das Leben dieser beiden war jetzt ein Ring geschlossen. Eine große Festigkeit wie eine Mauer. Daraus nahm Eduard seine Kraft gegen etwas, was er gar nicht kannte. Was, wenn er es gekannt hätte, grade in der Zeit seiner ersten Verklärung durch Hellen's Liebe ihn wie stinkende Luft und Leichengeruch angeweht und angewidert hätte.

Auch die kleine Frau Popjel mochte daraus einige Kraft nehmen.

Eduard und Hellens Bund war noch durchaus unerklärt vor der Welt. Das Heimliche ihres Zustandes dünkte ihnen eine besondere Süßigkeit. Liebende fürchten Menschen. Eduard und Hellen waren sich Welt genug, zusammen geschlossen ohne Lücke wie eine runde Sonne. Nur eine weite Blumenwiese brauchten sie, still und einsam, um mit ihren eigenen Strahlen in alle Winkel und Schatten hinein zu tändeln.

So ging es aus Eduard.

Das mochte es auch sein, was in die Mutter Popjel übersprang und sie trotz allem und allem doch auch lachen machte. Wenn durch die Zimmertür herein Hellens perlende Rhythmen mit Eduards seligen Geigenstrichen verwoben ihr Ohr umstrickten, dachte es ihr, als ob Geister aus der Höhe in ihrer kleinen Behausung ihr Wesen trieben.

Aber in Franzens verzehrte und erstarrte Sinne hämmerten diese Klänge hinein wie mit ehernen Hämmern.

Wie glühende Tropfen in die kalte, schweißige Stirn eines Höllenverdammten bohrten sie sich so ins Unbestimmte seines vertierten Bannes.

Und wenn sich der Violingefang aufhob, saß Franz mit offenem Munde, als wäre das bißchen Blut in dem jungen Duldergesicht längst geronnen und die grauen starren Menschenzüge von Leben ganz ausgeblasen.

Da kam es wie eine verwirrende Zermalmung.

Da trug er ewig von irgend woher lockende Seligkeiten in seinem Blute wie glühheiße Brände, sehnte und träumte er in den Dämmer von Frau Popjels Arbeitsraum Flüche

und Abwehr gegen die weiche, jauchzende Welt, die in Schönheit einherkam.

Ein zernagter, grauer Fels dünkte er sich, den ein sonnbeglänzter, bis in fernes Licht hingebreiteter Ozean hoffnungslos anspülte. Ein auf einsamem Geröllhügel im Meere längst gebleichter, verworfener Totenschädel dünkte er sich, den keine Herrlichkeit mehr weckte.

Das waren Krankheitsgefühle. So saß Franz starr und zerrüttet in der gebrechlichen Frau Popjel Lehnstuhl. Und weil er erschöpft und nicht zu erwecken war, fühlte er sich in seinem tiefsten Brüten doppelt wie ausgestoßen.

Aber das Weihnachtsfest nahte.

Eduard hatte sich ausgedenkt, daß man Mutter Popjel am heiligen Abend überraschen mußte. Eduard war in seinem Rausche allerlei eingefallen. Er hatte dabei auch gleich liebend an Franz gedacht. Er war vor Hellen sehr überzeugt, daß auch Franz an der Freude teil haben, vielleicht gar eine besondere Umwandlung verspüren würde.

Hellen war darüber erschrocken. Sie war sehr schüchtern geworden.

Sie hatte Franz im Popjelschen Hause nur flüchtig wiedergesehen, sich mit ihm ohne große Worte ein paarmal die Hand gereicht.

Aber sie hatte noch den Schrecken seiner Blicke und seine Verworfenheit im Blute summen, so daß sie bei Eduards Erwähnung des Bruders eine Weile richtig die Augen unversehens geschlossen und dann immer wieder nur ungläubig mit dem Kopf geschüttelt hatte.

Aber Eduards zutrauliche Gutgläubigkeit blieb doch Sieger.

Er sprang von der Chaiselongue auf, drehte sich um sich selber, griff sich Hand in Hand mit Hellen, wie wenn er mit der schlanken, jungen Gestalt ringen wollte, lachte ganz nahe und zärtlich in ihre hellen Blicke hinein, drückte ihre Hände sanft und stark nieder. Und wie ihr schmiegsamer Leib vor ihm langsam auf die Kniee sank, weil er ihre Hände unbarmherzig umbog, sagte er mit neckischer Donnerstimme:

„Wenn Eduard Popjel für seinen geliebten Bruder redet und seiner alten Mutter ein Weihnachtsfest zu machen wünscht, wird Hellen Naddas nur demütig sich verbeugen und zu Eduard liebend aufblicken . . . das ist doch nur alles äußerlich . . . denn im Grunde beugt sich ins Joch grade der, der aufrecht steht . . . und die, die zu Füßen liegt und aufblickt, ist doch die Gewaltige!“ sagte er.

Und sie lachten beide, wußten nicht, wo sie waren, wußten nur, daß Hand in Hand verschlungen war und Blick in Blick Glanz und Kraft gewann.

Die Stunden eilten wie weiße, stille Vögel im blauen Raume.

Es war durchaus kein irdischer Himmel ausgespannt.

Draußen am Atelierfenster rüttelte der Wintersturm.

Finstere Nachtgewölke hingen über der Stadt, die im Dunste von Millionen Lichtern schwelte und lärmte.

Draußen war kalte, rauhe Winternacht.

Aber wer immer liebt, wie Eduard jetzt lieben konnte, einer, der bisher verzehrt nach der blauen Blume seine Stunden und Wochen, Monate und Jahre nur die singende Geige umbuhlt, einer, der zu feinfühlig erregt war, um das gebundene Leben der Knospen mit lüsterndem Finger aufzu-

tun, einer, der als Künstler ein Mann geworden, in der Seele noch immer ein Knabe war, gesund und stark und von keiner Lockung verdorben . . . ja wer immer liebt, wie Eduard jetzt lieben konnte, der mußte sich in dem Sonnenlichte solcher Liebe wie im Paradiesgarten spielend dünken.

Hellen, die kühle, klare, spröde Hellen, deren Blicke aus ihrer Wasserklarheit jetzt kindlich und behutsam und sehnsüchtig geworden, war seine Geliebte.

Eduard dünkte sich oft, als wenn er über ihre anmutig schwebenden Schritte statt seines schwarzen Regenschirmes richtig einen bunten Blütenschirm hielt, wie ein japanischer Diener.

So neckisch wandelte sie.

So hold konnte sie aufschauen, wenn die beiden allein ihre Stunden vertändelten.

Übrigens waren beide noch jung genug. Er noch einige Monate von den dreißigen entfernt. Und sie in der ersten Hälfte der Zwanzig.

Und auch ihre Jugend war Arbeit und Ehrgeiz gewesen. Sie waren beide Menschen voll hohen Sinnes.

Neuntes Kapitel

Und Franz hatte das Weihnachtsfest wirklich unter den Seinen verlebt.

Die kleine Frau Popjel hatte es über ihn vermocht.

Sie hatte ihn in den beiden Tagen oder gar in dreien vor dem Heiligen Abend daheim gehalten.

Sie hatte ihm allerlei Aufträge mit der schmeichlerischsten Miene und mit flehenden Augen zu geben gewußt, die den unstillen Grübler immer wieder von den Straßen heimgeführt hatten.

Es hatte Franz sogar Spaß gemacht, die tausenderlei Zierraten und Behänge für den Weihnachtsbaum selber einzukaufen.

Frau Popsel wußte das von früher.

Grade dieser Junge hatte ehemals berauscht vor dem bunten Lichterglanze gestanden. Ehemals, wie ihn noch nicht das Leben wie mit Krallenhänden an sich gerissen.

Franz sah jetzt wie erwachend die kleinen Menschenspäße.

Auch er begann sich zu erinnern.

Er kaufte gleich ziemlich unsinnig. Viel zu viel. Lichter und Perlen und bunte Glitterbehänge, Christkindelhaar im Überfluß, allerlei kleine Gestalten aus der Christusgeschichte. Und wer weiß was? So daß Mutter und Eduard hell auflachten, als er mit dem Packträger ankam, der ihm die Menge Schachteln und Kästchen nachtrug.

Franz hatte also in den Tagen gekauft und gesorgt. Und er hatte auch mit getan, wie Hellen und die Mutter den Baum und die Geschenktische behingen und belegten. Wie Eduard auf die Leiter stieg, um eingewickelte Bescherungen, für jeden Blick noch geheimnisvoll, unter die Süßigkeiten an die Zweige zu hängen. Wobei man sich, wie Kinder, nichts wie Torheiten sagte und sich selber oder dem andern fortwährend Süßigkeiten in den Mund schob.

Auch der Abend war voll Laune herangekommen.

Eduard hatte Franz gewichtig lachend und zutraulich

einen blinkenden Schmuck grüner Halbedelsteine mit Diamanten, leicht in Gold gefaßt, vor die Augen gehalten.

Und weil der bleiche Franz wirklich sanft und gütig wie ein Junge aus seinen brennenden Augen heraus auf die Steine sah und sie bestaunte, hatte Eduard stolz hinzugefügt, daß Hellen seine Verlobte wäre und daß er ihr den Schmuck als Verlobungsgeschenk brächte.

Einen besonderen Eindruck schien diese Mitteilung auf Franz nicht zu machen.

Er hatte sich im Anschauen und Um-und-umwenden der Steingehänge und Ohrringe nicht groß weiter stören lassen.

Nur ein Huschen von häßlichem Gelächter, das Franz dabei hören ließ, hätte Eduard beinah aus der Stimmung gerissen.

Aber weil Franz doch völlig gutmütig und treuherzig verblieb, besann sich Eduard rechtzeitig, als er sich wieder mit Franzens Blicke begegnet war, und machte sich heimlich Vorwürfe über seine Unduldsamkeit.

Erst gegen Abend war ein scharfer Miston gekommen.

Frau Poppel war in des seligen Herrn Poppel Zimmer geeilt, in das stille, immer feierlich liegende Heiligtum.

Sie war lange nicht dazu gekommen hineinzugehen.

Jetzt, wie die Glocken draußen über die Häuser der Großstadt zu surren und zu sausen begannen, wie unten in den Straßen über dem Lärm und dem Geleuchte die Tonwagen wie Weihnachtschoräle brandeten und ebften, hatte die kleine, ängstliche Frau mit gefalteten Händen vor der Kerzenflamme gesessen, hatte Gott gedankt, hatte mit wei-

nenden Augen die Nähe ihres verstorbenen Mannes empfunden. Und dann war in ihr ein Gedanke aufgeblüht, Eduard eine besondere Ehre und Freude anzutun.

Sie suchte nach Vaters kostbarem Steinpetschaft, das er einst von einem russischen Großfürsten zum Geschenk erhalten.

Sie wollte es rasch noch für Eduard mit unter den Weihnachtsbaum legen.

Der Baum begann schon aus Dunkel seine Strahlenlichter auszuschicken.

Eduard und Franz gingen um den Baum mit Stöcken, daran Wachsstockenden leuchteten und tropften, sorglich von Licht zu Licht und mahnten Hellen, zurückzutreten, die schon in ihrer weißen, schlichtfließenden Moiréseide schlank dastand.

Da war Frau Popjel erschrocken und jammernd wieder dazugekommen.

Die Söhne beide lachten zuerst, weil die Mutter noch einmal wieder verschwunden war.

Sie lachten, weil sie meinten, daß sie ihre Brille oder irgendetwas Schlüssell suche, die sie eigentlich immer suchte, solange sie sie nicht fest ans Kleid angebunden trug.

Aber so einfach war es diesmal nicht.

Frau Popjel war gleich ganz außer sich.

Es wollte sich durchaus keine Kostbarkeit finden.

Es gab eine richtige Aufregung im Hause. Sie durchsuchte Kisten und Kasten.

Auch Eduard war heimlich erschrocken, wie er hörte, worum es ging.

Aber er verscheuchte sofort jedes böse Mißtrauen.

Die kleine Frau kam weinend, die brennende Kerze in zitternden Händen, so daß sie sich noch das ganze Festkleid mit Stearin volltropfte.

Aber das war ihr in diesem Augenblicke völlig gleichgültig.

Das kostbare Fürstengeschenk war nicht zu finden.

Sie suchten gemeinsam, Eduard und die zitternde, weinende Mutter.

Auch Franz hatte zuerst versucht, sich wie arglos zu Frau Popjel zu wenden und an dem Ereignis teilzunehmen. Aber es war doch wie ein Zucken über sein Gesicht gegangen, das seinen Blick ganz versteint hatte.

„Die Mutter hat es verkrant . . . nicht anders wie tausendmal!“ sagte er dumpf vor sich hin, wie er mit Hellen unter dem blinkenden Lichterbaum noch wieder allein stand und vollends erstarrt war.

Aber auch Eduard kam jetzt. Er hielt die Mutter am Arm. Er streichelte sie und tröstete sie mit denselben Worten, die Franz schon für sich geredet.

Und weil die kleine Frau Popjel ihre Tränen unter den Lichterglanz brachte und noch immer nicht stillen wollte, wurde er endlich unwillig.

„Du hast es viel zu gut aufgehoben, gute Frau Sorge! Nur das ist es!“ sagte er zärtlich.

So daß endlich auch Frau Popjel daran glaubte, daß sie das Kleinod nur verkrant hätte, und sich wieder an die Weihe des Abends erinnerte.

Und die Laune der Liebenden und der Glanz der strahlenden Weihnachtslichter hatte das Dräuende vollends weggefegt.

Aber die Bescherung ging doch noch ziemlich ohne Worte, nur mit zärtlichen Blicken hin.

Auch Franzens Züge bemühten sich wieder zu einigem Ausdruck. Er schien schwächlich und erschöpft und bleich. Am Tische noch hielt er zuerst fortwährend das blinkende Glas in Händen, starrte hinein, war stumm und stürzte hinunter, was Eduard ihm eingoß.

Bis ihn der Wein immer lauter machte.

Die Mutter Popjel war von dem ersten Schluck Wein fröhlich geworden. In Eduard und Hellen spann wieder voll die heimliche Heiterkeit.

Und Franz begann jetzt immer leidenschaftlicher aufzuwachen. Er bekam allmählich große Augen. Die strenggezogenen Runen seiner weißen Stirn schienen wie Zeichen der Weisheit. Steinern war sein Gesicht. Er schien edel wie eine Statue. Ein feines Zittern umspielte seine derben Nasenflügel. Um den Mund zuckte es von Überzeugung.

Und er begann Worte zu suchen.

„Was ist denn euer so berühmtes Weihnachtsfest?“ sagte er mit Hochtou. „Mein Gott . . . die Menschen sind blöde Narren . . . weil sie nur immer sich an Namen klammern, die im Grunde gar nichts bedeuten . . . Namen ändern gar nichts an diesem unabänderlichen Gaukelspiel“, sagte er wie ein feierlicher Prediger.

Er verwandelte seinen Ton immer mehr in Härte.

„Aber eben . . . das Aufbrechen des Schimmers . . . des goldenen, wärmenden Glanzes . . . ja . . . aus Orten, wo es sonst dunkel ist . . . das ist das große Geheimnis . . . vielleicht muß das Glänzende immer wieder in Finsternis tauchen . . . auch in mir mag es so zugehen!“ sagte er mit

sicheren Blicken. „Das Unheimliche verwandelt sich in ein Lichtfest . . . in jedem Menschen steckt eine verborgene Grube, darin die Genien mit den Dämonen in toller Umklammerung liegen und schlafen . . . oder auch manchmal durcheinanderträumen!“ sagte er emphatisch.

Franz konnte jetzt sprühen. Mutter und Eduard konnten ihn kaum wieder. Hellen lächelte flüchtig zu Eduard hin und sah Franz in die funkelnden Augen.

„In einem jeden steckt solch eine verborgene Grube. . . darin die Dämonen der Finsternis sich vielleicht gar in Genien des Lichtes verwandeln können . . . wer soll denn das Geheimnis mit Worten ausdrücken?“ sagte er dumpf. „Denn im Grunde ist überhaupt gar nichts von alledem zu greifen . . . alles geht in der verfluchten Verwandlungskunst dieser Welt seine geheimen Wege . . . das Gute und das Böse!“ sagte er.

Eduard mußte am Ende lachen. Es war eine Weile wie eine Erhabenheit im Raume. Auch Hellen lachte schüchtern auf.

Da ging die Erregung Franzens wieder unter.

Die kleine, liebende Mutter strich Franz die dunklen Haare aus der Stirn, die ihm bei seiner fieberhaften Aussprache ins Gesicht gefallen waren, aber ihn nicht weiter gestört hatten.

Er lachte jetzt jäh. Er saß in toller, heißer Weinlaune. Halb Schmerz, halb Wollust beherrschte ihn. Und er blieb wieder lange stumm.

Man tändelte mit den Glittern vergoldeter Äpfel. Man knackte Mandeln und Nüsse.

Es war Weihnachtsfeier.

Franz sah dann in Eduards Augen mit schelmischen Blicken. Und sah herrisch in Hellen's Augen hinein. Ein Herr war er jetzt wieder. Er hatte sich längst aus den Trümmern neu zu sich gefunden. Er war jetzt ein würdiges Glied dieser Tafelrunde.

Rühmens und Lobens über Eduards Kunst kam laut aus seinem Munde. Eduard war entzückt. Er sah Franz liebend an. Die Mutter hörte Franzens Worte wie ein Orakel. Und Franzens glimmende Blicke konnten jetzt immer wieder Hellen's Augenglanz streifen, die sich an Eduard barg.

Es war eine seltsame Weihnacht.

Man fühlte sich aufgewühlt und gehoben.

Hellen bebte heimlich.

Noch viel mehr, als am Ende die alte Sorgendame aus guter Sitte verfügte, daß Franz Hellen heute in ihre Wohnung heimgeleiten sollte.

Hellen, in einem unbestimmten Gefühl von Duldung und Müdigkeit, ergab sich drein. Weil auch Eduard sich jetzt gescheut hätte, Franz dieses Zeichen brüderlichen Vertrauens von dem Weihnachtstisch zu streichen.

Eduard küßte Hellen auf Mund und Stirn und Hände. Und Franz und Hellen liefen dann durch die Straßen.

Aber in Franz wütete jetzt das Gift immer mehr.

„Dieses Frauenzimmer habe ich angefallen wie ein Raubtier und ihr dann Geld abgenommen . . . meiner Mutter habe ich eine unerseßliche Kostbarkeit gestohlen!“ begann es in ihm verborgen zu schreien. Er wußte nicht, wie er mit sich fertig werden sollte. Und war doch jetzt Herr und ging hochgerectt.

Hellen ging neben Franz, in ihren Pelzmantel tief eingehüllt. Sie hatte seinen Arm ergriffen. Aber die Kälte machte sie schauern.

„Warum muß denn grade ich eines andern Geliebte nach Hause führen?“ sagte er hart, wie sie eine Weile stumm gegangen waren.

„Aber Franz, alte Damen wie Mama sind doch nun einmal so . . . voreingenommen“, sagte Hellen wie in einem Zwange oder Traume.

Franz hielt Hellens Arm wie in einer Klammer. Er ging mit harten Schritten, die laut stapften. Er hatte etwas unbegreiflich Tyrannisches und Jähes jetzt. Er sprach schon lange gar nichts.

Hellens Seele war wie ganz in diesen Augenblick zusammengedrückt, wie ein Ding ohne Vergangenheit und Zukunft. Wie ein Nichts fast, das doch eines andern Gewalt jetzt herrisch umspielte.

Sie fühlte fortwährend Franzens Blutwelle durch ihren Armel hindurch, und es schien ihr in unbestimmtem Erschauern, als wenn seine Blutwelle sich mit ihrer Blutwelle ewig zu schaffen machte.

Hellen war plötzlich krankhaft müde. Sie lief neben Franz bald wie im Bannschlaf. Und doch lebten beide schon miteinander ein heimliches Leben.

Wie sie so stapften, schien es Hellen, als wenn kein anderer als Eduard mit ihr ginge.

Franz hatte längst die Verwandlung in sich vollzogen. Er schritt sicher und anmutig, wie Eduard im Glücke schreiten konnte. Hellen träumte jetzt ganz deutlich Eduard neben sich in die Nachtluft.

Franz war einer, der in den Gründen der Seele Bescheid sah. Er fühlte Hellen's Traum. Er wurde ganz zärtlich im Gange. Er störte Hellen nicht mehr und weckte sie nicht.

So liefen sie beide wie in schwerer Gebundenheit.

Keine Ausflucht. Auch wie sie längst oben im Atelier saßen, sie auf den Lehnstuhl hingestreckt und in tiefem Dunkel.

Franz hatte ausdrücklich kein Licht gemacht. Im Laterenschein von der Straße her waren sie im Treppenhaus emporgekommen.

Bis Franz sich im Dunkeln von der Chaiselongue wieder erhoben hatte und auf sie zukam.

Da schrie Hellen auf. Aber es blieb ein Schrei ohne Seele. Es hallte nur wie aus einer Steinschlucht, geängstigt und unheimlich. Die Seele war nicht mit erwacht. Sie lag hinter Erstarrung und Zwängen gebunden. Sie träumte von Eduard. Und es blieb dunkel im Raume.

Zehntes Kapitel

In Franz Popjels Blute und Sinnen war Winter wie in einer kalten, zugigen Stadtstraße, so daß er immer irgendwo auf der Flucht schien, um sich zu bergen.

Wenn ihn nicht die Verderbnisse der Triebe unversehens zum Herren gemacht und er dann für sich emporwuchs aus der heimlichen Verkümmernng und sich selber zum Staunen auffragte wie ein über Nacht stattlich aufgeschossenes, giftiges Kraut.

So war er auch vor Hellen Raddas umnachteten Augen aufgewachsen.

Aber er war dann davon geschlichen, wie Mörder davon schleichen.

Hellen war eine Zeitlang heimlich zerrüttet. Der Gedanke an Eduard zerriß sie. Ihre Schmach schrie in ihrer Seele. Stumm und hart lag diese Schmach in ihr. Sie hätte die Worte nie im Leben finden können, die ihre Schmach in Eduards reine Seele äzten. So trug sie das Heimliche, unbegreiflich scheu und demütig geworden. Und hütete fast mit jäher und krankhafter Sucht die Reinheit der Flamme, die in Eduards Liebe noch immer ganz ungestört für sie brannte.

Und es wechselten wieder schallende Feste in den Sälen der Reichen mit stillen Stunden klingender, jauchzender Arbeit der beiden. Und das stumme Wesen der Zeit verschluckte fort und fort Ziel und Geschehnis. Und alles geliebte Leben blieb noch immer nur wie ein Echo von Gutem und Bösem zurück.

Draußen war Winter. Und in Franz Popsjels Blute und Sinnen lag es grau in grau und windig und jämmerlich.

Franz hatte einen Ausweg gefunden. Er wohnte jetzt nicht mehr mit Mutter und Bruder zusammen. Er hatte mit aller Bestimmtheit erklärt, daß das Muszieren im Hause ihm das Arbeiten unmöglich mache, und daß er der Universität näher sein müsse.

Franz sprach das alles vor der Mutter mit vollem Gewicht.

Wer in diesem Augenblicke die steinmodellierten, harten

Manneszüge, die bleich und grau, mager und verzehrt waren, genau angesehen, wenn Franz die Gründe hervorsuchte, die ihn zwangen, aus Rücksicht für die Seinen ganz frei zu werden, der hätte das natürlichste Begehren und die volle Wahrheit nicht anzuzweifeln gewagt.

Es sprach die Wahrheit daraus, daß ihn daheim von den Wänden die eigenen Lügen anschrten. Daß er die Lüfte, die um die kleine alte Dame mit dem Seidenhäubchen wehten, mit greulichem Staube erfüllt fand, der seine Augen ewig tränen machte. Daß aus der verschlossenen Tür zum Vaterzimmer Gestalten in seine offenen Augen huschten, schwarz und greulich und hager wie Gerippe mit Krallenfingern, die sich an ihm rächten wie die Totengeier am Aase.

Das war einfach für ihn nicht auszuhalten.

Warum sollte er sich schwach machen lassen? Warum sollte er immerfort nur kriechen? Wenn er jetzt nur von ferne Hellen Schritte hörte, warum sollte er in der Luft wie verworfenes Gelächter kichern und höhnen hören? Warum, wenn er wähnte, daß sich Hellen nahte, sollte er es leibhaftig ertragen, daß ihm eisige Hände ins Gesicht schlugen und Münder ihn anspien?

In Franzens Erschöpfungen waren allerlei unsinnige Vorstellungen mit im Spiele.

Manchmal machte er sich auch Vorwürfe, daß er diese Vorstellungen noch lüstern übertrieb.

Es waren Selbstquälereien, die sich einstellten, wenn er nach seinen nächtlichen Gängen wieder daheim an der alten Stätte sich ganz ins Nüchterne zurück geschlafen, wo er einmal als reines, unschuldiges Kind gelegen.

Jedenfalls hatte er mit aller Bestimmtheit der ängstlichen Frau Popjel erklärt, daß er für sich zöge.

Und weil es auch Eduard hoffnungsvoll dünkte, daß Franz endlich einmal ans Examen dachte, so saß Franz jetzt in einer entfernten Straße im Norden oben im vierten Stock mit Gesindel, das zu ihm paßte.

Dort oben auf der Bodenhöhe wohnten einzelne, kleine Leute.

Ein junger Kerl, der ein Schlosser war, grüßte Franz bei den ersten Begegnungen fast ehrerbietig, weil Franz ihn sofort mit sicherem Blicke umgarnt hatte. Der Mensch war vor Franz gleich sehr ergeben, als wenn er in ihm seinen Meister sähe.

Eines Abends kam er sogar unversehens in Franzens Zimmer. Gerade in dem Augenblicke, als Franz auf dem Rande seines Bettes saß, noch vertierter und dumpfer, als er je vor der Mutter Augen sich aus schwerem Schlafe brütend zurecht gefunden.

Aber Franz ermannte sich gleich, als der junge Badura sich in der Thür zeigte. Er bildete sich sogar ein, eben von diesem Menschen geträumt zu haben.

Das durchzuckte ihn wie eine Lockung, machte ihn ganz wach, und er zeigte sich der gutmütigen, zutraulichen Rede Baduras gleich ganz willfährig.

Badura war ein schlanker, kleiner Mann, straff wie aus Stahl, und hatte blaue, angenehme Augen. Wenn er sprach, sah er oft weg, und er suchte das Gedachte aus Erdboden oder in den Giebelfenstern. Manchmal versuchte er es auch in einer momentanen Ungeschicklichkeit mit der Hand zu erschnappen, wobei Franz erkannte, daß seine

Hände groß und häßlich waren, spinnenlang und unsicher und scheu. Und daß der Mund mit dem dunkeln Bärtchen und den sehr roten, mädchenhaften Lippen unversehens ein paar Augenblicke zuckte und stotterte.

Das alles mutete Franz empfindlich an.

In Franzens Augen vollzog sich dabei eine tiefe, sonderbare Überlegung.

Man muß wissen, daß Franz sich sehr scharf auf die harten Wahrheiten dieser Welt verstand, die im Fleisch geschrieben stehen. Das Blut summt ihm jetzt die Melodie einer solchen Wahrheit und machte daraus gleich eine ganze, lange Geschichte.

Aber Franzens Stummheit störte Badura durchaus gar nicht in seinen Einfällen.

Er begann ihm unbedenklich allerlei aus seiner Privatwerkstätte zu zeigen.

Nämlich Privatwerkstätte, das sagte Badura lächelnd wie ein Mädchen, wobei seine blauen Augen nur ganz schüchtern glänzten.

Das gab Franz sogleich volle Behaglichkeit.

Franz hatte ohne alle Erklärung verstanden, daß damit die kleine Bodenkammer gemeint war, darin Badura dann und wann schon am sehr frühen Morgen heimlich hämmerte.

Badura arbeitete eigentlich in einer großen Werkstatt in einer Fabrik. Aber er zeigte jetzt Franz kleine Erfindungen, die er nur so zum Späße für sich gemacht hatte. Feine Kunstschlösser.

Wunderbar wie die sanften Augen des jungen, mädchenhaften Diebes glänzten, während er sich mit den feinen Schlössern zu schaffen machte.

Franz verstand sofort alle seine Erklärungen und fühlte eine heimliche Lockung. Es kroch ihm wie eine Höllenfreude ins Blut.

Sie hantierten dabei so nahe beieinander, Leib an Leib, daß sie ihre Körperwärme durch die Kleider fühlten.

Baduras lange Spinnenhände, die die zierlichen Stahlgewerke der Schlösser sicher auseinander legten, schienen gar nicht der Seele zuzugehören, die aus seinen hellen Augen lachte.

Vielleicht hatten die Hände die Seele erst zum Diebe gemacht.

Überhaupt lag in Badura etwas Unsagbares.

Franz fühlte sich sonderbar betroffen. Und völlig zu ihm hingezogen.

Die Natur hätte die Stimme dieses Menschen nicht sanfter bilden können.

Badura erklärte, als wenn er Wunder beschriebe.

Und Franz fühlte dabei auch, daß er allerlei nebenbei mit verriet. Daß er recht eigentlich und ganz heimlich von Dingen sprach, die sie gemeinsam ausführen würden.

Badura hatte dann auch Prägstöcke für Münzen aus seiner Dachstube herüber geholt.

Alles das war wie ein offenes Geheimnis aus seinen feuchten, roten, sanften Lippen gegangen.

Und Franz waren dabei Aussichten erstanden. Und er war bald mit Badura auf einem Streifzuge.

Hart lag der Winter in den Straßen. Es war eine wahre Verwirrung. Der Schnee war in schüttenden Massen gefallen. Die Kärner der Stadt wußten seiner gegen eine Dunkelnacht nicht Herr zu werden.

In dieser Nacht war es schon zum zweiten Male, daß Franz einen Weg nach Westen ging, eingewickelt in fremdes Kleiderwerk, und in einen vornehmen Garten über den Eisenzaun einen Sprung wagte. Nicht anders wie ein Somnambuler wußte er die Wege der Hausknechte zu schleichen und hatte mit Spannung auf die Läden eines Balkons gehorcht und gespäht, der dann nur ein flüchtiges Geräusch gegeben.

Franz war in dieser Nacht gleich in seine Bodenstube zurück gekehrt. Er hatte es durchaus vermieden, mit Golde noch auf dem Spieltisch und unter den Dirnen herum zu werfen.

Er hatte sehr zufriedene Träume gehabt. Er hatte im Schlafe gelegen wie nach einem ruhmreichen Werke.

Auch am andern Tage quälte ihn gar nichts. Große Ruhe und Herrschaft im Blute fühlte er.

Und er war fein säuberlich nur in die Popjelsche Wohnung gelaufen. Er hatte vor der kleinen Frau Popjel gestanden, sie zärtlich streichelnd und als wenn er ihr jetzt zeigen wollte, wie geordnet er wäre und wie gut er Zeit und Geld angewendet. Er hat um gar nichts. Er erzählte mit Überzeugung von den Vorbereitungen des Examins, das er nun endlich machen würde.

Nur mit Eduard und Hellen vermied er zusammen zu treffen.

„Grüße Eduard!“ sagte er hastig, als nur ein Schatten von Geräusch ihn anwehte. „Meinetwegen auch Hellen, die Keine!“ sagte er. Und ein grelles Gelächter brach ab, verschwand wie ein trocknes Gespenst. So daß sein geängstigtetes Auge noch einmal wieder mit Demut der kleinen, liebenden Mutter in die Augen sah.

Elftes Kapitel

Heimlichkeiten lassen sich für manches Blut schwer ertragen. Heimlichkeiten sind Schatten, die im Blute umgehen. Das Blut sehnt sich, sie in Licht zu verwandeln.

Aber manche Heimlichkeit muß ertragen werden. Da gab es auch für Hellen kein Besinnen.

Wenn Hellen in ihrer Einsamkeit zurück sann, sehnte sie sich, ohne Erinnern zu leben, wusch und wusch sie das Schweißstücklein ihrer heimlichen Schmach und Schmerzen.

Aber vor Eduards Blicken ging aus der Höhle des Grams und der Vernichtung ein Hauch reiner Himmels-geschenke, gab sich nicht ein zufrieden strohendes Leben, sondern ein Streben und Ersehnen und Erringen und Werden ins Licht, eine inbrünstige Genugtuung, ihm zu dienen und die Stimme des Grams mit liebender Tat zu über-tönen.

Hellen war in der Zeit bis gegen den Frühling ein ganz verwandeltes Wesen.

Das Kühle und Gläserne ihres Blickes und ihrer Geste schien schmiegsam und edel gebeugt, demütig und stolz. Die Augen hatten den Glanz von hellem Wasser noch immer. Aber sie waren groß geworden, lagen voll Erstaunen. Und die kleinen, geschwungenen, hellbraunen Flügel der Brauen zitterten oft von verhaltenem Leben. Der Mund lag fein geschlossen, aber so lieblich nur auf einander gelegt die Lippenränder, als wenn sie sich noch in Liebe auf Eduards breite Lippen legten.

Hellen war kaum wieder zu erkennen, so hatte Schmach und Liebe sie verwandelt.

Auch ihre Kunst hatte sich erschlossen, wie Knospen sich erschließen zu vollem Leben.

„Wer ohne die letzten Geheimnisse das große Wunder wecken wollte, wäre ein Tor!“ sagte sie oft mit Eduards Worten, stolz auf ihn lauschend, wenn er neben ihr aufragte und mit seiner Geige sang. Und ihre Seele das Wunder währte.

Und wunderbarlich auch: Hellen wurde allmählich der Erinnerungen Herr und ließ sie hinter sich. Als wenn etwas nicht gewesen wäre und das Blut Macht hätte über das Tote. Die Minuten gelebten Wahnes und niederer Verlockung schwanden völlig aus ihrem Besinnen. Sie besann sich nicht mehr, einmal ohne Licht in der Tiefe den Zwang kalter Grüfte in ihrem Blute beleidigend genossen zu haben. Sie lebte wieder nur die freie Macht, die das tätige Leben ihr täglich neu aus Licht und Tönen und aus Eduards zutraulichen Blicken zuführte.

Hellen genas auch gegen Franz.

Franz stand nicht mehr als ein böser Schatten irgendwo. Seine Macht war zerronnen wie ein Gespenst, so daß der leere Pelzflausch allein noch zum Ausklopfen auf der Stange hing, der einmal wie ein Unhold geschienen.

Als Franz einmal zufällig noch bei der Mutter stand, wie Hellen ins Haus eintrat, war nur plötzlich ein tiefes Mitleiden in ihr heiß und ohne Erinnern aufgestiegen.

Franz war wie ein feiner Herr gekleidet. Hellen grüßte ihn freundlich.

Und Franz verbeugte sich wirklich, von der gütigen, freien Reinheit überwältigt. Er küßte ihr die Hand, was er nie im Leben je getan hatte. Er verbeugte sich auch bei ihren

schlichten Worten, bei denen sie ihn kindlich ansah. Er fühlte ihre sanfte Rede, die von nichts Wichtigem, nur von seinen Studentenhoffnungen plauderte, wie einen weichen Flügelschlag, fühlte sich ergeben und klein gemacht und wußte nach der Begegnung mit Hellen den Weg zu sich in langer Zeit nicht zurück zu finden.

Übrigens hatte Franz dabei durchaus seine Haltung bewahrt. Er war ja doch auch in dieser Zeit ein sicherer Herr geworden. Er hatte auch versucht, einen Blick anzunehmen, der verriet, daß er Arbeit wußte und Ziele sah.

In dieser Zeit war Franz auch öfter in den Klub gelaufen, wo man ihn sehr liebte. Er hatte immer viel Geld zum Vertun und Verspielen mitgebracht.

Baron Vogelsang hing wieder an ihm. Eine Weile hatte Vogelsang Franz nicht vergeben können, daß er den jungen Oliven ihm vorgezogen.

Oliven war ein übermäßig schlanker, spitzer, gefälliger Mensch, braun im Gesicht wie ein Indianer. Der immer lustig sein konnte und eine Leidenschaft hatte, Jongleurkünste zu treiben. Daneben auch ein ausgezeichnete Chemiker und unter seinen Kommilitonen wegen seiner Geschicklichkeit sehr angesehen.

Aber Baron Vogelsang hatte sich jetzt neu überzeugt, daß in Franz eine ganz verrückte, geniale Seele steckte, wie er sich lachend auszudrücken pflegte.

Man machte oft Ausfahrten im Automobil und dergleichen, weil einige Vorfrühlingstage hinausgelockt.

Da war es in einer Nacht im März.

Auch Franz hatte mit den jungen Tänzerinnen gespeist, deren eine mit Baron Vogelsangs Gelde eine reizende

Wohnung inne hatte. Die jungen Männer hatten Tollheiten getrieben. Oliven hatte mit Ananas, Orangen und Perlen über dem Tische voller Weinkelche seine Jongleurkünste gezeigt. Man saß in entzückenden, losen Kostümen.

Auch Franz war im Frack erschienen.

Der Speiseraum war von erlesenem Geschmack. Die Wände einfarbig purpurn. Die wenigen Möbelstücke, eine Kredenz und ein weites Buffet waren von hellem, altem Rosenholz. Die Tischplatten von schwarzen Mohren mit goldenen Schürzen getragen. Lange Orchideenzweige standen da und dort aus Kristallkelchen ragend.

Es war ein schwüles Arom im Raume. Das gleichmäßig an der kassettierten Decke verteilte Licht gab einen lichten Dämmer. Und junge Männer- und Frauenstimmen lärmten durcheinander, lachten und freischten und sicherten.

Da war es plötzlich am Schlusse des Mahles über Franz gekommen wie eine herausfordernde Verachtung.

Franz hatte einen Streit richtig vom Zaune gebrochen.

Er war mit Oliven über Frauenkleider an einander geraten und hatte unversehens die Parfums der anwesenden Damen getadelt und ihren Geruch gemein und niedrig genannt.

Es mochte sein, daß er in diesem Augenblicke die ganze Atmosphäre stechend und abstoßend empfunden.

Jedenfalls hatte er gleich eine Miene angenommen, als wenn er das Fest verlassen wollte.

Weil seine schroffen Bemerkungen bei Olivens blonder Geliebter zu Tränen und bei Vogelsangs zigeunerischer Hetäre zu drolligen Verhöhnungen geführt hatten, so hatte sich Franz in seiner augenblicklich aufquellenden, inneren

Bestürmung gar nicht mehr halten können. Er hatte geschrien, daß er lieber in einer Kneipe mit Bauerndirnen und Dienstmädchen, die heimlich von der schweißigen Arbeit von Hause gelaufen und nach Fleisch und Lüsterheit röchen, als mit solchen künstlichen Puppen sich amüsieren möchte. Dann war er hinaus gelaufen und hatte die Tür in seiner Zornanwandlung hinter sich zugeworfen.

Was ihn überfallen, wußte er selber nicht. Es war Nacht. Er lief auf den Stadtstraßen.

Aber seltsam genug, daß er nicht einen Weg wußte, wohin zu gehen? Nur fühlte er, daß er es im Blute hatte, was ihn am reichbesetzten Tische der zigeunerischen Hetäre und in der Gesellschaft der Klubfreunde angewandelt, ihn zum Streite und zu Schmähungen hingerissen und jetzt weiter in die Irre brachte.

Der Mensch ist ein Ding, das Speise und Trank zum Schlüssel seines Lebens braucht, und Sonnenstrahlen, die es warm durchdringen, damit es im Lichte wandeln kann. Aber der Mensch ist auch ein Turm, mit seinen Grundfesten tief in die Zeit hinein gebaut. Auf allerlei vergrabenen Schätzen und versunkenen Götterbildern ruht sein Bau. Und die Kämpfe, die in ihm wühlen, können weder Wein noch Speise, weder der Mond noch die Sonnenstrahlen in Harmonien verwandeln.

Da ist ein Wirken und Geschehen und Schicksal, das sich seine Wege aus der tiefsten Tiefe ans Licht sucht wie brennende Lava, die das Innere mit lebendigem Feuer ausfüllt und die Umgegend mit Feuer überschüttet.

So ging es in dieser Nacht aus Franzens Blicke heraus gleich wie sengende Funken.

Der Abscheu hatte ihn erschüttert. Die Sehnsucht zerriß ihn.

Wenn er jetzt irrte und nichts sah, was in den grauen Nachtstraßen um ihn war, so waren es Schreie, die sich in ihm aufrangen.

Er war lange nicht daheim gewesen. Seine Schritte wurden hastig. Er dürstete nach einem Tranke reiner Luft. Er lief, was er konnte.

Er war in die Straße gekommen, wo die Wohnung der Seinen lag.

Oben im dritten Stock im Zimmer seiner Mutter schien noch Licht hinter den Vorhängen.

Franz stand ewig unten auf der Straße. Er starrte sehnsüchtig in die Höh. Er sah jetzt einen Schatten gegen das innere, warme Licht. Es deuchte ihn, daß er die gebeugte Gestalt der kleinen Frau Popjel unterschiede.

Wie von einem Zapfen kalten Eises floß Gefühl von Franzes armer, dürerer Seele.

Der Kampf, den Franz jetzt führte, hinauf zu gehen, schien ihm lächerlich. Weiche Gefühle galten ihm einen Fluch. Er war zu sich gekommen, versuchte, neue Haltung zu nehmen, und schritt wie ein feiner Herr weiter, stolz den Stock auf den Rücken gepreßt, und das Monokel, das er unter den Klubfreunden getragen, aus verächtlicher Umwandlung wieder ins Auge gekniffen.

So spazierte er weiter und bog in die Promenade.

Es war eine Vorfrühlingsnacht. Die Erde roch stark. Das betäubte ihn sogleich neu, so daß das Monokel wieder achtlos seinem Auge entglitt und er in die alten Schmerzen neu gebunden war.

Wenn man Franzens Herz in diesem Augenblicke hätte anpacken und aus der Umklammerung hätte herausreißen können, so wäre es einem in den Händen geblieben, das hämmernde, zuckende Herz eines Schwermütigen, der nach seiner Jugend und seiner Menschlichkeit irren und suchen ging.

Franz war wieder in die Stadt eingebogen.

Es kam ein Leichenzug. Sonst war die Nachtstraße ganz leer. Schmucklos und kahl stand ein gewöhnlicher Brettersarg auf dem Leichenwagen. Ein Selbstmörder mochte in dem Brettersarge liegen. Ein paar gewöhnliche Arbeitsleute hasteten mit den Pferdetritten um die Wette. Die Pferdehufe trappten dumpf und eilig. Der Wagen gab ein dumpfes Rollen, das sich rasch im trüben Straßenschlunde verlor.

Ein langes, endlos langes Gefühl begann Franz ganz auszufüllen, ein vollständiges Umwobenwerden der Sinne und der Seele, wie wenn es kein Entrinnen gäbe nah und weit, tastend und greifend in die graue Nachtluft und hoch über Häuser und Zinnen in das hoffnungslose Dunkel.

Er hatte das Haupt erhoben, um aufzublicken. Es war eine Nacht ohne Raum. Die schwelende Dämmerosphäre der Stadt schloß sich ganz nahe über den Häuserzinnen. Es blieb ewig diese enge Kapsel, in der er saß wie ein Kern in drückender Schale, selber nur lebend, um dieses lange, einzige, hoffnungslose, unentrinnbare Gefühl des Begrabenseins in Grüften auszukosten.

Franz hatte lange im Sinnen dagestanden. Erst eine fremde Hand mußte ihn schütteln und wecken, so daß er sich zuerst fast bedroht sah, weil er völlig in einer andern Welt gebunden gewesen.

Aber es war keine Gefahr. Badura schüttelte seinen Arm.

Badura war auch als feiner Herr gekleidet wie Franz. Auch er trug einen Zylinder und lachte wie ein Mädchen. Und er sprach jetzt so sanft, wie wenn er eine Beichte täte. Er erzählte Franz sein Vorhaben und wünschte mit ihm weiter zu gehen.

Der fremde, harte, unbeugsame, herrische und ablehnende Franz lachte mit Schärfe, wie es Badura längst von ihm gewohnt war, und wies den Kameraden auf seinen Weg weiter. Das alles nur so leise hin in der Finsternis der späten Nachtstunde, die auch Franz auf seine Weise noch in ihrer Klammer fest hielt.

Ein gemachter Gruß beider, die ihre Zylinder tief abnahmen vor einander, machte dem Flüstergespräch wie in einem Schauspiel ein Ende.

Franz war hart umklammert. Gefühle, die wie der Tod sind, können sich nicht von einer Straßenecke zur andern lösen.

Um Franz war nur ewig jetzt ein dumpfes Trappen der Pferdehufe und ein dumpfes Rollen, als wenn der Tod Straße um Straße, Ecke um Ecke mit ihm vorwärts zöge.

Franz war tief geängstigt. Er war auf seinem Irrpfade wieder in die Straße gekommen, wo oben im dritten Stockwerke das Fenster von Frau Popjels Zimmer lag. Jetzt nur noch beglänzt vom äußeren Laternenschein. Die kleine gebrechliche Frau schien nun zu schlafen. Innen war Tiefdunkel.

Die Angst schlug Franz jetzt jäh mit Zittern und Klappern

der Kiefer. Er hatte keine Macht über sich. Weil er den Haustürschlüssel immer im Rocke bei sich trug, hastete er die Treppen zur Popsjelschen Wohnung empor. Er stand ewig vor der Korridortür und bebte und horchte.

Es war tiefe Nacht. Wenn er jetzt eingedrungen wäre, wäre er wie ein Dieb auf Schleichwegen gekommen.

Am Ende schlich er die Treppen wieder sorglich nieder. Und lief in seine Wohnung. Und fiel in einen ehernen Schlaf, darin Selbstmörderscharen ihn anwehten, wie im Wirbel bei schwerem Flockenfall, und das todbleiche Gesicht seiner Mutter fortwährend flehend auf ihn gerichtet im Raume stand.

Zwölftes Kapitel

Vater und Mutter sind ein schwacher Halt in diesem Leben. Vater und Mutter sind uns im innersten Ursprung geheimnisvoll verbunden, nur ein wenig näher wie alle Dinge der Welt. So nahe wie Zweige dem Aste, aus dem sie ins Licht drängen. Oder so fern auch wie die Blüte der Wurzel.

Wenn die Dinge rings, die alle Lebensquellen sind, nicht halten und tragen, die großen Mütter auch von Vater und Mutter, dem werden auch Mutter und Vater weder Stärke noch Stolz ins Blut bringen können. Und er wird nicht wie eine Flamme sein, die dem Winde zum Trotz aufrecht brennt. Oder nicht der junge Blütenzweig, der sich dem Frühlingslichte sehnsüchtig entgegenstreckt. Krumm und verdorben werden seine Gänge einherkriechen.

Aber Vater und Mutter sind doch Mächte aus der Tiefe der Zeit.

Einmal, daß die einzelne, kleine Menschenseele wie ein fernes schütterndes Dröhnen heimlich den ehernen Klang vernimmt, was für tragende Gewalten Vater und Mutter ihrer Dürftigkeit und Armut seit dem ersten Lebensschreie bedeuteten.

Einmal, daß es ganz öde und trostlos um die vereinzelte Seele hallt, wie wenn die Stützen ihres sicheren Fahrzeuges plötzlich im Nachtsturm brechen und die Welt unversehens eine große Wasserwüste scheint, nur durchsegter Raum ohne Gnade, nur springende, wälzende Wogenungefüme, die uns wie wildes Getier anspringen. Die uns nicht schonen werden, wenn wir nicht unsere letzten einsamen Kräfte im Kampfe auf Tod und Leben vergeuden.

Vater und Mutter sind mehr wie nur zärtliche Namen.

Vater und Mutter sind wie Sonne und Sterne.

Vater und Mutter, das wird nicht aufhören wie eine Sphärenmusik im Blute zu klingen.

Und wenn diese Sonne einmal untergegangen, wenn die Sterne erloschen sind, werden wir unsere Seele verdunkelt fühlen, unser Gemüt vereinsamt. Unsere Bestimmungen in der irdischen Welt hart auf uns selber gestellt. Werden wir uns aufgerufen fühlen wie Kriegerleute auf Todesposten und von einem höchsten Glücke entblößt und verarmt.

Franz war zwei Tage nicht groß aus seiner Bodenstube heraus gekommen. Er hatte in diesen Tagen wunderlicherweise in einer philosophischen Vorlesung Zuflucht gesucht. Sonst hatte er in einer sonderbaren Erstarrung, gleichsam

in einer Art heimlicher Erwartung vor seinem leeren Arbeitstisch gehockt, als wenn in dieser seltsamen Lage keinerlei Tun recht verlohnte.

Da war endlich am Abend dieses sinnlosen Tages von Eduard ein eiliger Bote zu Franz gekommen.

Wer Eduards Schrift kannte, mußte gleich stußig werden.

Eduard hatte feste Züge sonst. Gar nichts Unruhiges. Auch wenn seine große Hand eilig über das Papier sprang. Seine Schrift war leicht und frei hingeworfen, gleichmäßig groß, ohne alle Schnörkel. Kein Zug, als hätte der Schreiber je an Nebendinge gedacht.

Franz erkannte an diesem Abend sofort, daß eine mächtige Unruhe in Eduard der Zeichen kaum Herr geworden.

Man muß sagen, daß Franz dabei einer eigentlichen Besinnung gar nicht mehr bedurfte. Es deuchte ihn in diesem Augenblick, als wenn er Stunde um Stunde hinter verschlossener Tür mit Gesichten im inneren Blick nur auf diese zitternden Zeichen Eduards gelauert hätte.

Franz war nicht Stein. Der Strom Blut in ihm rann hastig und jäh und in Leiden. Aus seinem Blute kroch die ewige Trauer in seine Augen. Die fahle Blässe seiner Gesichtszüge, die eiskalte, bleiche Sorgenstirn erzählten keine Fröhlichkeiten. Sein Lachen hatte längst nur wie aus einem Maskengesicht heraus geklungen.

Und Eduards Brief traf jetzt einen sehr in sich verstrickten, heimlich bedrohten Menschen, der schon lange sich zwischen Bettrand und Schreibtisch mühselig in sich hinein horchend herum gedehnt. Und der gewähnt hatte, auf irgend etwas, auf das Schlimmste gefaßt zu sein.

Aber Eduards zitternde Zeichen erschreckten den bleichen Franz doch zuerst bis ins Mark.

Nur machten sie ihn unerhört entschlossen. Als wenn er mehr wüßte, als der Schreiber dieser zerissenen, schiefen Zeilen, die von der Kleinen, gebrechlichen Mutter Popjel sprachen.

Es waren nur wenige Worte. Franz hatte sich die Worte gar nicht weiter richtig angesehen.

Er sah nur gleich wie leibhaftig den braunhaarigen, ratlosen Eduard vor sich, in hoffnungslosem Insuchsuchen in der Popjellschen Wohnung hin und her gehen. Manchmal wie ungezogen aufgebracht wider alle Wirrung, die um ihn daheim plötzlich aufgekomen. Und die er nicht stillen konnte, weder mit Worten noch mit Tönen. Weil Töne und Worte plötzlich ganz allen Sinn verloren hatten.

Das alles sah Franz sofort leibhaftig vor sich.

Und er gewann große Ruhe. Er tat sogleich einen Anzug an, der ihn ganz nur zu einem schlichten Studenten und zu dem Franz machte, der Frau Popjels Sohn war.

Um Franz lag gleich eine Atmosphäre, wie wenn er keines Rufes bedurft hätte, wie wenn er das Schicksal längst hätte trappen und rollen hören, mit dumpfen, eiligen Schritten.

Franz lachte. Aber ganz nur entsetzt. Ganz nur, wie ein guter Sohn lacht, den die Schrecken vor dem Tode lachen machen. Seine Augen sprachen es längst, daß Beten und Weinen nun nichts weiter helfen würde.

Er wußte es jetzt, daß er diese ganzen Tage eine feine Witterung gehabt.

Und er war zufrieden. Er hatte sich die ganze Zeit nicht besudelt, seit der Leichenwagen durch die Straßen zog.

Schon vorher in der Nacht war es gewesen, daß in ihm etwas wie eine Drohung oder auch wie eine Verheißung aufstieg.

Er hatte ja damals auch vor der Mutter Wohnung gestanden. Er hatte das schlafende Leben der Seinen wie Gewissenshämmer durch die Wände pochen fühlen. Und er hatte gezittert einzutreten.

Wäre er nicht Franz Popjel gewesen, er hätte sich jetzt Vorwürfe gemacht, nicht schon dort dem Rufe seiner Inbrunst gefolgt zu sein.

Franz sah jetzt hart in den Lauf der Dinge.

Er lachte wieder, weil er an Eduard dachte, der in Sorgen des Lebens linksch und zerfahren war. Der edle, kindlich heitere Musiker, der in der Welt klingender Hirngespinnste ein Meister war. Oh! die Schrift verriet ihn jetzt. Eduard hatte in Angst und Bedrohung geschrieben. Mutter Popjel war erkrankt.

Franz fühlte jetzt hart, daß er mehr wußte, als nur diese kindliche Angst und Bedrohung. Franz hatte gleich eine ganz klare Schau, daß sich etwas für Eduard, aber vor allem für ihn selber vollenden mußte.

Ja, nur für ihn.

Eduard hatte der Mysterien nie ausdrücklich bedurft, die von irgendwo aus völligem Dunkel sich auf den Menschen niederlassen.

Eduard hatte zwei große Bündnisse in dieser Welt, die ihm Halt und Kraft gaben. Die Musik. Und Hellen, die demütig Liebende, die wie ein weicher Schatten um ihn ging.

„Nun ist dem geistigen, kindlichen Jungen plötzlich ein

tolles Wild in sein Gehege gebrochen", lachte Franz vor sich hin.

Franz stand vor dem Spiegel. Er legte sein schlichtes, dunkles Haar ganz an die Schläfe. Er richtete sich her wie zu einer Feier. Er sah sich tief ins Auge. Und es deuchte ihm dabei lange, als sähe er in seiner Mutter Auge und auch in seines Bruders Auge tief hinein.

Seine Augen lebten ein ganz sanftes, stilles Leben, sahen entschlossen aus und lachten einander an, weil plötzlich auf sie Verlaß schien.

Es war nur ein flüchtiges Spiel von einer Minute. Denn jetzt erst suchten Franzens Gedanken in den Schriftzügen Eduards den vollen Sinn dessen, was der Bruder eigentlich mitgeteilt.

„Die geliebte Mutter macht sich in ihren schweren Fieberträumen nur Schmerzen um Dich“, schrieb Eduard. „Komme um alles so rasch Du kannst an ihr Krankenbett!“

Das war alles, was außer der Mitteilung von der schweren Erkrankung in Eduards Briefe geschrieben stand.

„Du wirst dort sein, und ich hier“, redete es aus Franzens Munde Worte, die wie Erwägungen klangen.

„Du wirst zerfließen wie ein guter Sohn in Schmerzen oder wie eine untröstliche Frau“, sagte er vor sich hin. „Auch mir wird es ein Verhängnis werden!“ sagte er und verlor sich ins Träumen.

Dann legte er ruhig Feuer in den kleinen Ofen seiner Kiebelstube. Und er klappte auch ein Bibelbuch auf, das ihm die kleine Frau Popsel heimlich in seine Stube gelegt, und das er nie bisher angesehen hatte. Er las die ersten besten Zeilen.

„Man wird Weinberge pflanzen zu Samariä. Pflanzen wird man und dazu pfeifen.“

„Mein“, sagte er, „anders wird es klingen wie Spiel und Freude. Aber es wird nicht weniger gut sein!“

Und es war in Franz richtig wie eine Heiterkeit gekommen. Er schien wie ein Delinquent, der zum Tode verurteilt ist. Und der hinter den Greifbarkeiten seiner groben, irdischen Sühne sich die Tore der Seligkeit aufgetan erwartet.

So ging Franz Popjel an der kleinen Frau Popjel Krankenbett.

Und so saß er bald stumm und auf der Mutter schwache, jagende Atemzüge lauschend einsam im Krankenzimmer.

Eduard Popjel war Franz schon im Korridor entgegen gelaufen, die Augen von Tränen gerötet und ganz geduldig, als wenn Franz ein Höherer wäre. Ganz sonderbar gleich in Franzens Banne, weil Franz bleich aber wie unerschütterlich eingetreten.

Auch Hellens Augenglanz verriet Tränen.

Franz erschien beiden, die liebend und zerrissen waren, wie wenn eine Hoffnung und ein Meister der Weisheit ins Haus träte.

Und Franz hatte dann gleich der Mutter zerbrechliche Sorgenhand gehalten, die im Schläfe oder in sonst welcher Gebundenheit zuckte.

Die Augen der kleinen Frau Popjel lagen unter zerunzelten Augenlidern. Sie vermochte lange die welken Lider nicht zu erheben. Wer weiß, wohin ihre Blicke jetzt schon wanderten?

Aber Franz wußte, daß ihre Sehnsucht noch immer mit

heißer Blut ans Leben gebunden war. Der alte, faltige Mund flüsterte Worte, die auch ihm jetzt alles verrieten.

Eduard war mit ans Bett der Mutter getreten. Franzens dunkler Blick streifte ihn wie ein Verwundern. Da war Eduard zu Hellen zurück gegangen und hatte Franz mit der Mutter allein gelassen.

Nun stand Franz stumm am Bette aufrecht und sah einsam auf die feinen, dünnen Lippen, die flüstern wollten und doch ohne Ton sich bewegten.

Frau Popjel war seit Tagen erkrankt. Er sah jetzt, daß nicht mehr viel Zeit war. Er fühlte jetzt wie eine unbegreifliche Feier. Vieles hatte sich erst vorher begeben müssen. Nicht eher hatte er dem Rufe seines Schicksals folgen dürfen. Und es tat ihm wohl, daß ihn niemand eher gerufen. Jetzt war er gekommen, wie ihre und seine Seele es heimlich begehrte.

Wer Franz an der kleinen Frau Popjel Bette sitzen sah, sah einen Mann, der sinnlos liebend und ohne alles Begreifen das Opfer ansah, das er gebrauchte. Als wenn der Tod, der jetzt im Raume sein Werk tat, die schwarzen Vorhangsfalten vom Allerheiligsten plötzlich zerriß, daß sein Auge ins Licht sah.

Eduard kam wieder. Er sah, daß die Mutter noch immer in ihrem gebundenen Zustande lag. Und ihre Hand in Franzens beide Hände wie eingekrallt auf den Bettrand sich stützte.

Franz hörte Eduard nicht. Er fühlte Blutwelle an Blutwelle. Er brauchte nichts als das stille, heiße Einvernehmen mit der Seele, die hinstarb. Er wußte auch, daß Seele und

Gram der Mutter noch zitterte und lebte und daß ihre Träume noch im geheimen Spiel um ihn gingen.

Eduard war eine Weile leise hin und her gegangen und hatte von neuem das Krankenzimmer verlassen.

Und Franz fühlte, daß aus dem Auge der Mutter, an dem Tore der Ewigkeit aufblickend, eine Kraft emporschwamm, noch von keinem Chemiker ausgespürt, die sein bisheriges Leben greifen, es schütteln, es um und um zerwühlen und verwerfen und ihn vernichten würde, wie Ozeanstürme und Wogen ein geringes Wrack.

Frau Popjels Augen waren jetzt schon groß aufgetan und sicher auf Franz gerichtet.

Die Mutteraugen sahen ihn lange an.

Es waren noch immer der kleinen Sorgenbabe sanfte Augen. Nur schien die Güte und Sanftheit darin unermesslich tief. Und die Frage, die aus diesem weiten Brunnen aufstieg, schien Franz wie eine ewige Frage ohne Ende.

Franz hatte unter der Last dieser Frage seinen dunklen Kopf tief niedergebeugt. Er hatte die schwache, zitternde Hand der Mutter aus seiner Hand entgleiten lassen. Er saß wie ein reuiger Sünder abgewandt auf dem Bettrand unter den sehnsüchtigen Blicken, die sich in dieser Stunde nur noch für ihn weit aufgetan.

Die zitternde Hand der Mutter tastete jetzt nach ihm. Er wagte nicht wieder die Hand zu ergreifen, weil die Blicke der Mutter unbarmherzig unter den Lidern hervorsprossen. Die Mutteraugen schienen ihn jetzt anzuschreien.

„Du hast deines Vaters Gedächtnis besudelt, du frecher Dieb!“ schienen sie zu rufen.

„Du hast deines Bruders Seelenglück hinterrücks angefallen, wie ein Raubtier, du frecher Räuber! . . .“

Es gellte Franz in den Ohren, daß er die Hände vor das Gesicht nahm und die Augen vollends schloß.

„Du hast die Sonnenstrahlen bespien und dein schlichtes, menschliches Leben durch stinkende Sümpfe gezogen“, hörte er hohle Anklagen in der Luft.

„Auch deiner Mutter Gedächtnis wirst du in alle Ewigkeit hinein beflecken!“ schrie es aus den Mutteraugen.

Es war eine reine Gaukelei seines Blutes. In der Stunde der tiefsten Erregung, wie sie jetzt für ihn angebrochen, konnte er nicht mehr innen und außen unterscheiden.

In Wirklichkeit vermochte der trockene Mund der Mutter keine lauten Töne mehr hervor zu bringen. Schwach und saugend ging der letzte Atem aus ihrer röchelnden Brust.

Franz bebte und lauschte.

„Seid Brüder!“ klang es zitternd an Franzens Ohr, als wenn er nicht bei sich wäre.

Franz begann die Augen weit aufzutun und der Mutter Anblick und Worte wie ein Verhungertes einzusaugen.

„Seid Brüder! wenn ich jetzt in die Seligkeit eingehe!“ sagte sie mit liebender Anstrengung. „Der große, heilige Gott hat uns alle auf die steinige Erde verstoßen“, sagte sie fast mit tonlosem Atem. „Er wird uns auch wieder in seine Himmel nehmen . . . Er wird . . . uns . . . allen . . . vergeben!“ mühte sie sich in tiefem Glauben auszuhuchen. Und hatte dabei mit unerwarteter Kraft Franzens Hand an ihr Herz gerissen. Und hüllte so hastig mit den letzten Atemzügen den Mantel der Sehnsucht und Gnade um ihre und seine Blößen.

Aus Franzens Augen waren Tränen gesprungen. Und dann hatte eine Ohnmacht seine Sinne ebenso jäh erlöschten machen, so daß auch ihm die Welt versank unter der Mutter Sterbeinbrunst.

Der Mutter Herz war dabei ganz still geworden.

* * *

Als Eduard ins Krankenzimmer trat, erwachte Franz wie aus einer unbegreiflichen nie enden wollenden Entfremdung.

Dann standen die Brüder noch lange vor der kleinen, sanften Frau Popjel, die im Tode wie ein ruhevoller junger Engel schien.

Ausflug



Franz Popjel war seit der Mutter Tode neu erwacht. Starr und fremd, dunkel und unnahbar noch immer. Aber streng gegen sich und von zäher Arbeitsucht.

Franz hatte begonnen mit Selbstvergessenheit die Rechte zu studieren und brachte es sehr schnell vorwärts.

Schon als junger Richter wurde er wegen seines Scharfblickes angestaunt.

Eduard und Hellen waren ein Paar, dessen Klänge allen ein Glück deuchten, die die harte Welt unter Harmonien vergessen wollten.

Die Brüder sahen sich fast nie. Sie hatten sich gar nichts mehr zu sagen. Sie wußten mit einander nur noch von den gleichgültigsten Dingen zu reden.

Aber wenn sie an einander dachten, geschah es mit Liebe und Stolz.

Auch Eduard konnte mit Stolz an Franz denken.

Franz galt bald als einer der glänzendsten Rechtsmänner, die mit sicherem Gefühl das Körnchen Wahrheit erspähten und Verrat und Treue, die Lüge und die sittliche Haltung wie Spürer wogen. Das bißchen Feingold und den kleinen, blinkenden Edelstein in der grauen Erzgrube.

Auch Franz war ein Meister geworden, wie Eduard es in der Musik war.

Und Franz war rastlos tätig und sah nicht zurück.

Er blieb unverheiratet.

In seinem Hause war es einfach wie in getäfelten Hallen. Nur strenge Bildungen der Antike standen ein paar auf Sockeln herum. Und ein Uhu stand groß als mächtiges Wahrzeichen an Weisheit gemahnend über seinem Schreibtisch.

Sein Blick war immer vergraben und sprang jäh auf die Dinge, die sich plötzlich vor seine Augen stellten. Aber sein Blick war doch voll Güte.

Nur das häßliche, heisere Lachen war von dem einstigen Franz zurück geblieben. Wenn Franz Popjel in schwarzer Robe und schwarzem Barett im Schwurgerichtssaal präsiidierte, konnte es noch einmal unversehens ausbrechen. Und es mußte jedes feinere Ohr seltsam treffen und verletzen. Aber die andern Richter im Saale wußten dann, daß sein schwermütiger Blick einen Augenblick noch tiefer und sehnsüchtiger glänzte, der den Angeklagten gleichsam nur für sich mitleidig zu streifen schien. Und sie wußten auch, daß er dann zur Milde gewonnen war.

Ein Später Derer van Doorn

Erstes Kapitel

Shieronymus van Doorn stammte aus einem alten Adelsgeschlechte. Die Väter hatten auf Schlössern der Graffschaft Westflandern gehaust und waren in sechsspännigen, schwer in Federn hängenden, prunkhaften Reisewagen mit berittener Dienerschaft durch die Lande und bis Paris gefahren. Oder sie hatten Trinkfeste auf ihren Burgen gehalten und den kostbarsten Wein aus großen Silberhumpen in bunter, lärmender Kunde getrunken. Oder sie waren im reichen Zuge mit Pagen und Knechten, Ritter und Damen mit fliegenden Bandelieren und fliegenden Reiherfedern im Barett, in die Wälder um die Burg hinaus geritten, über die niedergelassenen Holzbrücken polternd die Schar ruheloser Pferdehufe unter Ritter und Edelfrau, daß dann der Tann widerhallte vom Gecläff der Bracken und Leithunde. Und vom Brechen der Äste durch Dickicht und Dorn, wenn der Hirsch mit der Meute auf den Fersen hinstob. Auch Frauengelächter erklang in der Lichtung, wenn die Jagdfalken aus den Ketten hochgingen von den behandschuhten, schönen Händen der Burgfrauen und Burgtöchter und dann der

Reiher aus den Lüften verendend nieder ins Waldgras ging.

Das alles war ferne.

Schon einst war einer Derer van Doorn immer auch dem Himmel ein Geweihter gewesen, wenn die eisernen Ritter und die in der Kapelle der Burg knieenden Edelfrauen Gott zu danken hatten für den Segen des Raubes und der Herrschaft. Schon mancher Zweite des Geschlechts hatte früh den Erdenfreuden Augen und Sinne verschließen müssen, hatte die heißen Einsamkeiten der Gottesweihe um sich gebreitet und Gott gesucht unter heiligen Tränen.

Schlösser und Burgen Derer van Doorn waren längst verfallen.

Die Hauptlinie, ein altes, kinderloses Ehepaar, besaß noch ein stilles, vornehmes Palais auf einem einsamen Plage, der dem Königsschloß nahe lag und auf dem die Wasser aus einem alten, verwitterten, grünlich belaufenen Steinbrunnen in gewundenen Bogen ohne Unterlaß durcheinandersprangen und eintönig und ewig denselben Reigen plätscherten seit Jahrhunderten. Sonst handelte es sich noch um einen Kammerherrn des Königs, der, weil er arm, im Hofdienst ergraut, elegant, aber leer und geschwäßig war. Und um ein paar alte, fromme Hofdamen, die in königlichen Kavalielhäusern ihre bescheidene Rente verzehrten, in den hohen, einsamen Zimmern, voll von kleinen Kostbarkeiten von einstiger, königlicher Gnade und allerlei sonstigen, noblen Erinnerungszeichen, ihren Rosenkranz drehten oder dann und wann noch einmal in feierlicher Verschleierung durch die gewölbten Gänge der Seitenflügel huschten, um in entfernterem Abglanze der Kö-

niglichen in den hinteren Reihen der Schloßkapelle mit gesenkten Witwenhäuptern knieend dem priesterlichen Flüstergespräche mit Gott versunken zu lauschen.

Hieronymus van Doorn war auch ein Gottgeweihter. Er hatte den Dienst des Priesters gewählt, weil er schon früh ein bleicher Knabe war und weil ihn schon damals oft Träume schreckten und er mit ängstlichem Blick in die Welt sah. Auch wenn er mit den jungen Prinzen auf den smaragbenen Nasen spielte, wo die hohen, weißen Vasen um die weiten, dunklen Wasserbecken standen, hatte er nie auf die im Geflüster der Fontänen ewig zerrinnenden Bilder auf dem Wasserspiegel gesehen, ohne nicht sich in Träume zu verlieren und ohne daß ihn die Rufe der fröhlicheren Stimmen wecken und mahnen gemußt. Als der einzige Sohn einer armen Hofdame war er fern von ihr im Priesteralumnate aufgewachsen, weil sein Vater, ein gewesener Kavaliere, längst tot war. Die Dame sah viel nach den frommen Mienen, die die Königin annahm, sobald sie in Dom oder Kapelle trat. In dem stillen, seligen Garten der Frömmigkeit, darin die wundersamsten Gefühle schlafen und träumen, nur in diesem stillen, seligen Garten noch war am Ende ihrer Tage Frau van Doorn schlafend und träumend umgegangen. Und es war ihr wahrlich eine Genugthuung gewesen, als sie es noch mit eigenen Augen mit angesehen, daß man ihren Sohn, den blassen, bartlosen, feinen, tonsurierten Mann, zum Priester geweiht hatte, kurz ehe sie selber ganz in Gottes Schoß eingegangen war.

Der bartlose, schlanke, tonsurierte Priester war bald in einem Fischerdorf als Pfarrer ordiniert worden. Die

Männer und Frauen, die in plumpen Holzschuhen gingen, sahen ihn mit Staunen und Zufriedenheit. Wenn er in den tiefen Sandgleisen der Dorfstraße hinging, lupften die Männer, die vor den kleinen Haustüren oder in den Gattern standen, ihre zipfligen Mützen, und die Frauen machten einen Schleif und bekreuzten sich. Allen war er gleich angenehm. Allen war er bald ein heiliges Wesen. Die brennenden Blicke seines feinen Gesichtes bannten die alten, einsamen, wortkargen Fischerleute. Und wenn er die Messe las, rang er in Sehnsucht, Gott in den Kirchenraum hernieder zu flehen. Die alten Männer hatten ein heißes Gefühl dabei. Und die alten Mütterlein in den Holzbänken bekamen Tränen. Es war bald eine wunder-same Weihe unter den Leuten, daß sie Gott nahe fühlten, als käme er heimlich mit Flügelwehen.

Auch heute, wo die Dorfjugend mit bunten Fahnen in die kühle Kirche zog und die Glocken anschlügen und feierlich in die Herbstluft ihre gellenden Rufe sangen, sahen die Burschen und die Mädchen nur mit neugierigen Blicken sich um. Alle waren ruhelos und in die hellen Lüfte zer-fahrend, solange nicht e i n e Stimme die Andacht schuf und Gott aus den Goldfäden spinnenden Himmelslüften in die Wölbung herniederrief.

Die Jugend! Wie frische Reiser aus Tannengrün, so Kraft und Glauben strotzend standen die Burschen im Kir- chentor. Und die Gesichter der flüggen Mädchen waren ein wenig wie zum Lächeln erhellt, aber doch noch immer gebun- den. Die blonden Haare hatten sie mit Spangen und Ge- wirk reich gehalten, und ihre Nieder waren mit glänzen- den, klingenden Kettlein über Sammet oder Seiden reich

geschmückt. Und mit viel Spigenzeug eine jede, das schäumend hervorquoll, und mit viel Bändern, die um sie flatterten. Es war ein Anblick jetzt im Herbst wie noch ein Frühlingsgarten.

Aber auch die Jugend harrte nur des Hieronymus van Doorn, der im Orte Pfarrer war.

Und er kam, der schlanke, vornehme, bleiche, asketische Mensch, schwebenden Ganges, wie wenn er den Steinboden der Kirche lautlos berühren könnte, schwankend das weite, feierliche Priestergewand, den brennenden Blick ganz in sich gezogen, als wenn er nicht unter den Menschen, nur auf Himmelswegen schritte.

Da faßte es alle, jung und alt, groß und klein. Alles drängte sich auf den Fliesen der Kirche vor und in die Holzbänke hinein. Und es war wirklich eine große Gemeinschaft unter den wetterharten Gesichtern, und die flüggen Mädchen, die sich um den Altar drängten, schienen jetzt alle zu lächeln.

Und Hieronymus van Doorn predigte dann mit seliger, sanfter Stimme, wie Wasser rinnen. Er pries die Gottesliebe, die auch er zum Leitstern erlesen. Er rühmte die Gnade des Lebens und der seligen Leiden mit anschwellendem Wortgesang. Er zerriß sich seine Brust wie ein kranker Adler, der die Wunden offen sieht und die Blutstropfen liebt, die aus seinen Wunden quellen. Er verfluchte die Süßigkeiten des Lebens. Er schilderte das Menschen-schicksal wie eine kühne, entsagungsvolle Meerfahrt und schilderte mit Geisterauge das Brechen der Masten und das Zerreißen der Segel. Und die Kraft, die im Sturme aufragt, wenn der Mensch keine Rettung mehr ausspäht und

Gott im Menschen dann Kraft gewinnt. Wenn Gott dann als Heiland auf den Sturmwassern einhergeht und die Hand des sinkenden Menschen und die Planken des sinkenden Fischerbootes so lange hoch hält, bis die Wolkentore von sprühender Sonne erstrahlen und der gläubige Mensch Seine ganze Herrlichkeit ansieht.

Die alten Fischerleute sahen den Himmel offen und weinten. Die Burschen hielten die Arme gestrafft, als könnte auch die Kraft der Arme vom Glauben sprechen. Die Mädchen standen, und ihre Augen waren groß geworden, und ihre Münder voll frischer Blutsfarbe lächelten im Glauben, indes Hieronymus van Doorn das Leben in harten Pflichten und Leiden pries. Und die Lockungen des Weltlebens mit immer jacherer Stimme und mit heißem Atem und mit immer verzehrteren Mienen verwarf.

Zweites Kapitel

Hieronymus van Doorn hatte immer hinter Mauern ein einsames Leben in Gott gelebt. Seine Welt lag innen. Sein Auge, das blau war, schien dunkel, weil es verzehrt aussah, erhitzt von der Blut sehnsüchtiger Kasteiung. Seine Wangen waren hohl, seine Stirn war kalt und sehr blaß. Sein Gang, wenn er zu einem Sterbenden durch die Dünen schritt, hatte etwas sehr Edles, etwas von einer heiligen Mission, als wenn er nicht ohne Eile, doch mit ehernen Händen den Goldkelch mit Gottes Blute forttrug, oft gepeinigt, daß er den Verröchelnden noch rechtzeitig stillen und in den Saum von Gottes Kleide einhüllen

könnte, den er schon auf dem einsamen Wege inbrünstig herniedergefleht.

Auch heute war ein Bote gekommen, der Hieronymus in ein entfernteres Stranddorf rief.

Der graue Herbstwind sang und raschelte in dem Epheu, der das rote Ziegelhaus seiner Pfarre überspann. Draußen in den Dünenhügeln zitterten die fahlen Gräser im Abendsinken, und dunkelgraue Wolkenzüge jagten vom Lande ins Meer. Hieronymus van Doorn war wie immer in solchen Lagen in tiefem Gebete. Möwen zogen über ihn mit einsamem Klagen. Der verhallende Ruf war wie aus seiner eigenen Seele geboren und verwob sich in die heimliche Weihe dessen, der am Strande hinschritt.

Es war die Frau eines hohen Regierungsbeamten, die in ihrem Himmelbette lag und die Augen nicht auftat, als Hieronymus van Doorn eintrat. Der Hausherr war ein Lebemann. Er sah aus wie ein frischer Stuger. Aber seine Mienen kamen dem Priester verängstigt und hilflos entgegen.

Hieronymus hatte seinen Überrock kaum abtun können und stand schon im feierlichen Messgewand hager auftragend, so hatte ihn die heiße Inbrunst getrieben, in das Gesicht der Sterbenden hinein zu sehen.

Die Sterbende sah engelhaft bleich aus. Ihre Augen waren tief geschlossen. Man stand am Bette und beobachtete ihre hastigen, jagenden Atemzüge. Hieronymus blickte lange auf den Mund, der ein wenig offen stand. Die Lippen waren wie vom Schmerz etwas eingezogen, aber fein und selig. Eine Nonne, die dabei stand, versuchte einen kühlen Schwamm auf die feinen Lippen aufzulegen,

um den heißen Atem zu feuchten. Es war eine wundersame Stille in dem Raume, der hoch und vornehm war. Am Bette stand ein Strauß schöner Rosen.

Hieronimus van Doorn wollte gleich niederknien und beten. Aber er besann sich noch einmal. Er trat zu Herrn Kroen zurück und sah dem frischen Lebemanne lange ins Gesicht.

„Herr Kroen“, sagte er vor sich hinflüsternd, „die Kranke ist noch jung, und Sie lebten im Glücke mit ihr.“ Er wußte in dem Augenblicke nicht, was er redete. Die Luft im Zimmer, das voll eines müden, edlen Geruches war, weil die Rosen bei der Sterbenden ihren Duft hauchten, hatte ihn benommen, daß er eine Weile ganz in sich versunken nur den jetzt lauten Atemzügen von Frau Kroen zuhörte. Es mischten sich geröchelte Laute in die hastigen Rhythmen.

„Vielleicht daß es um Ihr Glück ganz geschehen ist“, sagte er dann plötzlich ganz hart und ließ den Blick des geängstigten Regierungsherrn noch immer nicht aus seinen brennenden, schmerzlichen Augen.

Die Haare der Sterbenden lagen blond um ihr vom Fieber gequollenes, hohles, erhitztes Gesicht. Die feinen Zähne zeigten weißen Glanz. Dann nahm Frau Kroen die trockenen Lippen zusammen und schien zu hören, was um sie herum vorging.

Hieronimus van Doorn sah, daß das Gesicht des Herrn Kroen jetzt eine verzweifelte Miene trug. Es deuchte ihm, daß er harte Worte geredet und ihn noch tiefer erschreckt hatte. Es standen große Tränen in Herrn Kroens Augen. Deshalb trat der junge Pfarrer noch einmal vom

Bette zurück und begann in Herrn Kroen neu hineinzuflüstern.

„Wir wissen nichts“, sagte er ebenso eifrig und bestimmt. „Lassen Sie sich von meinen Worten nicht ein Jota aus Ihrer Hoffnung und Ihrem Glauben vertreiben! wer glaubt, hat Gott im Blute. Auch ich werde jetzt mit Glauben beten“, sagte er. Und wenn man den tiefen Blick Zuversicht, der aus ihm allein sprach, ein Lächeln nennen könnte, so war dieses Lächeln eine wonnevolle Verheißung.

Draußen ums Haus heulte und pfiff der Herbststurm. Man hörte es, weil die Stille um die Sterbende tief war. Ausgehöhlt das Harren, daß es wie ein leerer Raum jeden heimlichen Laut einsog.

Auch in Hieronymus van Doorn gingen Trauergewalten um und schüttelten sein Herz. Er kannte Herrn Kroen nicht. Er achtete auch nicht, daß der Reichtum des Hauses groß schien. Er hatte nicht gesehen, daß Diener im Vorhause auf den Stufen standen. Nun gar, wo sein gottgeweihter Sinn das stille Geschehnis in Himmel und Erde, dieses einzige, weite, junge Sterben in der Nähe auskostete und einsog, das jetzt in den geschlossenen Lippen der Frau sich selber auffing. Hieronymus war im priesterlichen Messgewande wieder ans Bett getreten, kostbaren Schmuck über Brust und Schultern gebreitet, indessen die Ministranten sich anschickten, die heilige Handlung leise zu bedienen.

Vielleicht war jetzt die Zeit gekommen.

Die Nonne heftete ihre Blicke fragend auf den Priester und dann auf die Sterbende. Sie versuchte noch vor sich

wie einen abmahnenden Ratschlag. In dem stillen Raume stand schon der heilige Väter hoch aufgerichtet. Und eine Sterbende hielt ihr kleines Lebenslicht vom Winde hin und her geweht in ihren weißen Händen. Nichts anderes schien bald im Raume zu leben.

Herr Kroen stand und sah in Starre nieder. Auch die Nonne hütete sich jetzt, die eberne Ruhe des Rufers ums Heil mit einem Geflüster noch zu stören.

Wenn die Stürme ums Haus pfeifen, sind die Wintergewalten nahe. Aber ein heißer Rufer ums Heil kann die Flockenstürme wegfegen und kann die sterbende Seele an die Planken des Bootes fest anbinden, um sie zu retten. Er kann dem Tode wehren.

Die Ministranten standen und beugten die Knabenhöpfe und knickten lautlos mit den jungen Beinen und taten feierlich ihre Hantierung. Die Nonne kniete. Die hellen Augen des Herrn Kroen fingen an, sich wie in einem Wunder weit aufzutun.

In dem jungen Priester war von Anfang an die Gnade lebendig. Er hatte in den kranken, bleichen Zügen bald eine Hoffnung gelesen. Er betete jetzt, als wenn mit seinen stummen Worten Lasten sich lösten. Als wenn er mit seinem brünstigen Atem die kleine Lebensflamme sanft anblies.

Da wurde das Geheimnis langsam und lautlos groß und größer, das von dem jungen Priester ausging und rings im Raume Macht gewann.

Herr Kroen begann aufzustöhnen. Die junge Frau Kroen hatte jetzt ganz die Augen aufgetan. Sie erkannte den Pfarrer. Ihre Augen schienen nicht zu ahnen, womit der

Pfarrer rang und warum Herr Kroen sein Stöhnen nicht meistern konnte. Niemand redete. Auch der Geistliche gab seinen Worten noch immer nicht einen Flüsterlaut. Er sprach nur im Geist. Aber der Geist war wie die Luft um ihn, daß alle ihn schmeckten.

Die kleinen Kerzen der Ministranten brannten lautlos und erhellten den Dämmer der Stube. Es fiel ein Goldschein der Sterbenden ins Gesicht. Die Lippen schienen jetzt feucht und frisch. Das Auge war voll Glauben. Entrückt und frei schien das Auge im Raume zu glänzen und zu lachen.

Dann lag die Hostie zwischen ihren heißen, fiebernden Lippen. Und auch Hieronymus van Doorn erbebt im Grunde, weil er den Schluck Gottesblut auf der Zunge hielt und das heilige Arom einzog und mit Gott ein Leib war.

Wer ihn in diesem Augenblick ansah, wußte, daß er die Kraft und der Glaube selber geworden, und daß er jetzt Berge aufhob. Die hellen Augen der Sterbenden suchten seine Kraft und umklammerten ihn und lauschten auf die gestammelten Worte, die jetzt abgerissen aus des Priesters murmelnden Lippen hervordrangen.

Die Augen der jungen Frau ruhten dann lange in seinen dunklen Augen, und beide schienen in Gott geborgen.

Es war eine lange Zeit des Gebetes noch, ehe der Pfarrer von seinen Knien sich aufhob und die eberne Stille endlich zerbrach.

Die Nonne konnte nicht begreifen, daß des Priesters Stimme zu Herrn Kroen jetzt fast irdisch klang. Hieronymus van Doorn sah Herrn Kroen wieder ins Gesicht. Als

wenn er ihn prüfen wollte. Wie eine KÖte schoß ihm dabei in die Wangen. Weil auch die Augen der jungen Frau Kroen eben sanft zugefallen waren, als ob ein engelhaftes Mädchengesicht mit Träumen und Lächeln auf den Lippen in den Schlaf sinkt. Hieronymus sah dann nur wieder die Schlafende an.

„Wir wissen nichts“, sagte er sanftmütig und mit einem Ausdruck tiefer, unsäglicher Sehnsucht. „Aber wer glaubt, ruft Gott zur Hilfe hernieder“, sagte er dann, indem er die strengen, entsagungsvollen Linien der Mundwinkel und die feine, magere Haut auf den hohlen Wangen ein wenig wie ein Kind zum Lächeln verzog.

Er war fast schon nur in sich beschäftigt. Als wenn er ganz abwesend und für sich allein wäre, und als wenn er den Heimweg nach seinem Fischerdorfe schon einsam durch die Nacht angetreten.

Dann schritt er durch die Dünen im Nachtsturme, umflüstert und umtost von den Strandgewalten, die heransprangen wie weiße Gesichte und ihn aus seinen Himmeln ein paarmal aufschreckten.

Er war voll Entrücktheit. Er trug die feine weiße Gestalt jetzt in seine Arme gebettet, in den Mantel der göttlichen Liebe tief eingehüllt, daß nicht der harsche, finstere Seewind, der an seinen Mantelfalten herumriß, und nicht die zischenden Meerwogendränge, die ihn mit Gisch aus der Düsternis anwarfen, der von Gott Erflehten ein Leid thaten. Er war jung, kaum viel über die Mitte der Zwanzig, und er hatte die Welt nie gesehen.

Drittes Kapitel

Am Hause des Herrn Kroen troch die Herbstsonne über Dachwerk und Giebel und legte den großen Zackenschatten mitten hinein in braunes, raschelndes Laub und blaue A stern. Aus dem fein durchbrochenen Eisenwerk des Tores fuhr jetzt oft der tief gesenkte Wagen, darin Herr Kroen wieder mit heiteren Lebemienen und zur Rechten neben ihm Frau Hartje saß, jung und mit neu aus Leiden aufgewachten Augen die Welt der spinnenden Herbstfäden und der weißen, schreienden Meervögel und die weiten, blauen Himmel darüber gespannt einsaugend. Oder Frau Hartje trat mit sanften Schritten, von Herrn Kroen oder von der pflegenden Nonne am Arm gehalten, auf die Kieswege im Garten und lachte leise die bunten A stern an, und die Möwe, die über den Garten hinstreichend in Lüften hing und sie mit einem hochhallenden Rufe grüßte. Oder Frau Hartje saß auch, weil der Herbst warm und froh war, oft Stunden im Garten allein und ihre Gedanken waren ungebunden, und ihre Sinne flatterten sorglos wie junge Vögel, die zum ersten Male wieder aus dem Neste fliegen. Ein wenig hilflos noch war alles an ihr jetzt. Ihre Hände waren noch schwach. Und wenn sie Rosen griff, die Herr Kroen brachte, so mußte sie den vollen Strauß im Schoße stützen. Und sie zerpflückte dann langsam und mit Augen, die halb offen standen und hell glänzten, die Schleifen und Bänder, daß die Fülle der blühenden Blumen ihr gelöst im Schoße lag. Bis die zärtliche Hand jedes einzige, volle Blumengesicht einzeln aufhob und alle ihre Sinne ewig darein staunen konnten.

Aber sie war im Genesen. Das sang ihr das fröhliche Herbstgeläute aus der Ferne, wenn der Wind vom Lande stand und die Glockenklänge der Dorfkirche bis zu ihr durch die Lüfte sich schwangen. Das hing hoch in den weißen Wolkenschiffen, die in langen Scharen bis zum Horizonte sich verloren im blauen Himmel. Das sang ihr das helle Brausen des fernen, silbernen Meeresstreifs, wenn sie auf dem Steinaltan ihres Hauses den letzten Abendschein grüßte und nicht begriff, daß diese wonnigen, sonnigen Tage und die sorgenfreien, dunklen Schlummerstunden wieder ihr Leben geworden. Oh, sie begriff es doch. Sie dünkte sich fröhlicher noch, als sie je gewesen. Oft, daß sie sich, wenn sie so lange gelegen und in die spinnenden Lüfte gestarrt, selber wie der einsame Reiher hoch und fern und frei zu schweben schien.

Herr Kroen war immer voll Vergnügen um Frau Hartje.

Manchmal sagte er pfiffig: „Ein Wunder hat dich mir wiedergegeben.“

Dann zupfte er an ihren Schulterbändern herum und steckte wohl auch Frau Hartje das kirschrote Seitentuch fester um den Hals zu, das zu dem goldenen Herbstgewirr des Gartens einen lieblichen Eindruck gab. Dann mußte Frau Hartje lachen, weil es ihr sanft dünkte, daß sie ein Wunder Gottes gerettet hatte, und sie dachte von ferne an eine Macht ohne Grenzen, von stummen Menschenblicken und lautlos bewegten Menschenlippen herab gefleht, die heimlich willfährig gekommen war, ihr müdes, durstendes Herz neu mit Kraft und Glauben zu tränken. Oh, ihr junges Herz schlug jetzt fühlbar. Sie träumte oft der blei-

chen Nonne mit sanfter Röthe im Gesicht in die frommen Augen hinein den Traum der himmlischen Gnade. Und es kam wie ein fernes Erinnern auch, als wenn des Heilands beide sanften Hände selber nach ihr sich ausgestreckt hätten, sie aus Angsten der Finsternis und der eisigen Abgründe ins warme Licht emporzuheben.

Aber eines Tages kam endlich der junge Priester zu Herrn Kroen ins Haus. Er stand im Treppenhause, bleich und asketisch wie immer. Er tat sanfte Fragen, schon wie er mit Herrn Kroen die Treppe zu Frau Hartje emporstieg.

Da mußte sich Frau Hartje, die an der offenen Terrassentür im Lehnstuhl lag, vom Ton der Stimme getroffen, plötzlich besinnen. Da kam für ihr Erinnern, wie aus einer Brunnentiefe Perle um Perle, so das Bild eines Beters und Gottüberwinders herauf und ihrem inneren Blick immer näher, so daß sie vor dem Bilde, jetzt schon in den Rahmen der Terrassentür leibhaftig hineingeschaut als großer Schatten, gebunden dalag, als läge sie diesem Heiland in seinen ringenden Ruferarmen, und als hörte sie noch immer die stummen Gewalten mit zerrissenen Ausrufen aus diesem Munde Gott um ihre kranke Menschenseele bitten.

Hieronymus van Doorn war in dem Augenblicke mit Herrn Kroen wirklich eingetreten. Herr Kroen ganz wie ein Weltkind. Herr Kroen mußte laut lachen, weil Frau Hartje erst eine lange Weile nach dem Eintreten zu sich kam. Um so mehr, weil sie noch vollends ganz erbleichte, als sie Hieronymus van Doorn erkannte, den feinen, mageren, tonsurierten Mann, der jetzt nur im schlichten Priesterrock vor ihr stand.

„Sehen Sie, Herr Pfarrer, wie sie noch schwach ist! Das Blut fährt ihr gleich aus den Wangen, wenn sie den leisesten Schreck hat“, sagte Herr Kroen und nahm ihre Hand und küßte die Hand, indem er sie dann dem Priester fast sorglich in die seine legte.

„Sieh hier, mein gutes Weib Hartje“, sagte er dann sanft. „Der Herr Pfarrer kommt persönlich nach dir fragen.“

Aber Hieronymus van Doorn hielt nur jetzt Frau Hartjes Hand in der seinen und sah auf die Hand nieder, die ein wenig in der seinen lastete, und verlor sich beinah in der stillen Betrachtung, daß diese weiße, feine, bläulich durchäderte Hand Frau Hartjes Hand wäre. Er sah die Hand lange an und sah dann in Frau Hartjes Augen hinein, die so blau waren wie das Aberwerk der Hand. Und er verstand noch immer nichts zu sagen, weil er sich beinahe wieder in der stillen Betrachtung verlor, daß diese Augen, die heute so selig und gläubig und frei und so glänzend wie der Himmel in seine Blicke sich senkten, die Augen von Frau Hartje wären, die einmal nur von letzten Angsten gejagt, sich gläubig an ihn geklammert hatten.

Aber Hieronymus van Doorn besann sich. Frau Hartje hatte jetzt gelacht mit hellem Klingen. Frau Hartjes Lippen bewegten sich und plauderten mit Purpurröte. Er sah die blinkenden, kleinen Zähne in offenen, feuchten Lippen liegen. Und die kleine Weiberzunge zwischen Zähnen und Lippen spielen. Er hörte den lieblichen Ton ihrer Rede. Und sein Gefühl erfüllte eine Genugtuung, weil es von Dankbarkeit hallte. So daß Hieronymus van Doorn allmählich aus seiner Verwirrung ganz aufgerichtet empor-

wuchs. So daß nun das Lied der Genesung, das auch ihm in den letzten Wochen nur heimlich ohne Namen und Bestimmung in dem Geläute der Kirchenglocken und dem Brausen des Meeres in den Dünen und dann aus ihm über seine Kirchengemeinde hin als Preis der Gottesjungfrau und Gottesmutter gehalten und geklungen, in ihm deutlicher jetzt als Kraft aufsprang und er wie ein Jüngling zu Frau Hartjes lieblich tönenden Worten zu lächeln anfing.

Herr Kroen hatte dem jungen Priester einen Seidenstuhl in die Tür geschoben.

Er saß nun, ein lächelnder Schatten, vor ihr.

Die Sonne kam glühend über die fernen Meerwogen, saß als Scheibe auf dem Meerrand und umfloß Frau Hartjes reiche Haarzöpfe, die blond über ihre kleinen Ohren lagen. Blinkend lagen die reichen Falten des blau-grünen Seidenkleides an ihrer schlanken Mädchengestalt herab. Ein kostbarer Goldreif mit einer Perle hielt das Haar an der Stirne in wenig gebunden. Die Augen waren voll Strahlen. Von ihren sanften, frommen Händen funkelten Steine und Perlen. Ihr Gesicht stand zärtlich zur Seite genommen mit drolligem Augenzwinkern frei im Raume.

Hieronymus van Doorn hörte und sah. So daß auch ihm eine Anwandlung von Farbe in die mageren, hohlen Wangen kam. Er sah auch die vollen, dunklen Wimperkränze, die die jungen Blicke ewig umschatteten. Er sah alles. Er war gefangen in der Pracht der Jugend, die hier neu und strahlend das Leben liebte und lebte, die eine Auferstehung feierte in das irdische Herbstparadies,

das innen und außen, über Terrasse und Garten und Himmel und Meer gebreitet lag. Alles umspann ihn. Alles sang die Sprache der Genesung, die auch Herrn Kroens volle Lippen erzählten und die in seinem Monokel in die untergehende Abendsonne hinausblitzte. Es war jetzt ein sanftes und eindringliches Geplauder von Munde zu Munde und von Auge ins Auge hinein. Auch Hieronymus van Doorn, obwohl er noch in der Morgenfrühe mit verzehrten Blicken und heimlich sehnsüchtig von der Gottesminne lockende, heilige Worte gemacht und die Macht der Gnade gepriesen, tändelte in diesem Augenblicke nur wie ein vom Stamme gelöstes Herbstblatt. Er saß in den verbleichenden Strahlen der goldenen Himmelscheibe und wußte nur jetzt, daß er ein echter van Doorn und aus vornehmerm, altem Geschlechte war.

Man sprach von weltlichen Dingen. Schüchtern rühmte Hieronymus den Glanz der Erde und die Schönheit des Kroenschen Strandschlösschens. Und er begann froh in Frau Hartjes Augen hinein von den Burgen Derer van Doorn, die sie einst im Lande besessen, eine flüchtige Erzählung.

Erst wie die Erde erblich und das Meer mit grauen Schaumkämmen den Strand peitschte und in Nacht einsank, ging der junge Priester hastig und ohne Acht auf den fauchenden Seewind mit mancherlei lichten Gestalten in Blute und Sinnen durch die Dünen heimwärts.

Viertes Kapitel

Hieronymus van Doorn hatte immer hinter Mauer und Dornen gelebt. Auch jetzt saß er eingekerkert und gebunden und verstrickt in seine heiligen Entfagungen.

Es war gut, daß der Winter gekommen war und die Sonne im Lande ganz ausblies.

Da gab es viele Einsamkeiten in den verstreuten niederen Giebelhäuschen am Meerstrand. Und aus dem einst wetterharten Gesichte manchen Fischermannes, der in der Wogenwelt im Sturme unerschrocken die Segel gereißt, und der jetzt die finstere Balkendecke des einsilbigen Raumes anstarrte, seinen inneren Blick in Demut und Begier der Erlösung zugewandt, gab es ein Leuchten und eine rechte Verklärung, wenn Hieronymus van Doorns wehevoller Schatten im Dämmer ragte und Hieronymus heiße Flüstergespräche den Engeln riefen, die arme, sterbende Seele in Gottes Schoß zu tragen.

Es gab viele Einsamkeiten über das Land und den Meerstrand gebreitet.

Hunderttausende von weißen, schillernden Meervögeln saßen reglos im Sande, darin Eisscheiben sich zerbrochen stauten, oder machten ein gelles, schrilles Gekreisch, das die graue, grenzenlose Meerluft ganz ausfüllte, wenn sie sich flügelrauschend wie hoffnungslose Geister erhoben, dem Zuge der wilden Wolkennacht nachzuziehen. Hunderttausende von Krähen krächzten im Meersande, scheu und gewitterhaft zusammenhockend, nur aufgestört von dem verhallenden, harschen Schritt eines Fischers, den der Sturm fast zerriß. Oder sie gaben sich eintönig klagende Warnrufe

am dunklen Nachtufer hin, wenn die heilige Berufung als Helfer und Rat den jungen Priester hinausgeführt und er in der flatternden Finsternis mit verlorenem Stapfen, fast nachtwandlerisch nur in seine inneren Gesichte eingehüllt, durch die Dünenhügel heimkehrte.

Was in Hieronymus van Doorn vorgegangen war, seitdem er aus dem Hause der Kroens heimgekehrt und die fröhlichen Worte und das klingende Lachen von Frau Hartje noch im Ohre mit sich getragen, wußte niemand. Wenn er noch im Auge von Frau Hartje schüchtern und scheinbar froh dagestanden und zu all den heiteren Worten der blonden Genesenden auch seinerseits heiter sich verneigt hatte, schon daheim im Pfarrhaus hatte die Gottesjungfrau auf seinem Altare wie mit überirdischem Lichte geleuchtet. Und er hatte davor gelegen mit harten Schwüren, daß die Heilige sich zu ihm geneigt und himmlische Chöre aus dunkler Nachthöhe das Kyrie eleison in seine erlösenden Gebete gesungen.

Aber in einer Nacht im Winter, in der Weihnacht, wie die Glocken der Strandkirche längst verhallt waren, fand Hieronymus in seiner Einsamkeit keine Ruhe. Er war noch im Messgewand in die Dünen hinausgelaufen. Der Nachthimmel war Stern an Stern. Es war eisig. Es war in ihm gleich eine seltsame Freude. Wie wenn einer, der lange in einer Umnachtung gelebt, plötzlich irgend woher ein Licht sieht.

Die Tage vorher hatte er nicht geruht mit Fasten und Beten.

Er war in die Dünen gelaufen und hatte vor sich hin ein Lied psalmodiert. Es war gleich wie ein Rausch. Er

ging und ging, Hügel auf, Hügel ab. Die Schneedecke war dünn und knirschte. In den Dünen stand auch ein Bild der Gottesmutter in einer Nische, davor ein Strandhase aufgeschreckt in die Höhe sprang und als mächtiger schwarzer Schatten entwand. Das Licht der Sterne war in dieser Nacht so hell, daß es auch die heilige Jungfrau kräftig beschien und man die goldenen Metallsterne um ihr seliges Angesicht blinken sah. Aber der junge Priester hatte sich dabei durchaus nicht weiter aufgehalten. Ein Gebet war ihm in diesem Augenblicke gar nicht auf die Lippen gekommen. Das Lied, das er psalmodierte und das wie ein Weihnachtslied klang, hatte etwas ganz Fröhliches. Fröhlicher noch, als wie es in der Gemeinde der Fischer aus den harschen Kehlen geklungen. Der junge Pfarrer sang es jetzt ganz voll und hörbar in die Sterne:

Es ist ein Reis entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art;
Und hat ein Blümlein bracht,
Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht.

Am Himmel war ein wundersames Leuchten. Die Sterne waren groß wie goldene Bälle. Und die Nachttiefen wie tiefblaue Gründe. Wer aufblickte, mußte die Weihnacht fühlen. Und der Pfarrer wanderte und psalmodierte ohn Unterlaß:

Das Blümlein war so kleine
Und duftet doch so süß,

Mit seinem milden Scheine
Verklärt's die Finsternis:
Und blüht uns immerdar,
Eröstet die Menschenkinder,
Holdselig, wunderbar.

Wer sein schmales, mageres, zerhärmtes Gesicht sonst kannte, hätte jetzt ein sonderlich vom Aufblick wie erschöpftes, vom Heißhunger seliges Gesicht gesehen. Und es ist gar kein Zweifel, daß, wie er lange in den finsternen Nachthügeln stand, und am Rande der nachtschwarzen Erde die schönen Sterne des Orion funkelnd aufstiegen, er einen Augenblick auch das Gesicht der Frau Hartje mit unter den Sternen und in den blauen Nachtgründen leuchten und empor schweben gesehen.

Wer kann für Gesichte?

Auch wie Hieronymus in tiefer Nacht ins Pfarrhaus kam, das große Türschloß schnappen gehört und Licht gemacht, hatte er sich nicht weiter sonst umgeblickt nach den heiligen Nischen. Er hatte das Kreuz mit dem Christ, das auf seinem Schreibtisch stand, und das Betpult mit der Gottesmutter auch hier nicht weiter angesehen. Er war auch hier, von der Zerknirschung der nächtlichen Weihe Gottes ganz losgelöst, nur aufs Bett gesunken, wie endlich ganz schwach und müde geworden. Und war in der Tiefe der Belebung, die ihm doch noch in allen Sinnen zuckte und rann, jäh und geheimnisvoll bei brennendem Licht in dem ärmlichen Dunkelraume eingeschlafen.

Aber das Licht, diese kleine Kerzenflamme, fiel ihm durch die geschlossenen Augenlider in seine Träume und begann

die Welt innen noch seliger und ungebundener zu beleben.

Da kamen allerhand fröhliche Kinder um ein flackerndes und hin und her bewegtes Wesen. Das mochte wohl immer noch die lichte Feuersäule im Dunkeln sein.

Und die Kinder, die Fischerkinder waren und in Holzschuhen liefen und hörbar trappeten und in irgend einem Paradiesgarten einher liefen, waren auch ebenso rasch wieder vom Dunkel eingeschluckt.

Das war durchaus nur ein rechtes Schlafen und ein rechtes Versunkensein.

Der junge Priester hatte die Augen nur fester dem Lichte zugetan.

Aber das kleine Licht leuchtete weiter und durchdrang noch seine tieferen Dunkelheiten.

Da gab es schon wieder ein heiteres Jubilieren.

Es waren allerlei harsche Wettergesichter, und ein Schwarm gieriger Vögel kam kreischend aus heller Luft, wie wenn Frühling wäre. Und es schien, wie wenn eine feine, lachende Stimme sie alle rief und nun die weißen Vögel alle in der Luft zu kreisen begannen und der Irrende nicht vermöchte, den wunderlichen Visionen aus diesen Lauten, die auch ihn bestürmten, Einhalt zu tun. Er vermeinte, daß er selber mitten im Schwarm daher liefe, der lachenden Stimme nachzueilen, und als wenn ihn eine Sehnsucht ganz schwach und elend doch wieder zurück ins Dunkel würfe.

Der junge Geistliche schlief jetzt wieder den tiefsten Schlaf in den Gründen, die zu allerfernst in dem Lande der Träume dämmern.

Zu allerfernst liegen die Gründe der tiefsten Geheimnisse. Und aus ihnen können Sirenen singen.

Aber der junge Geistliche schlief noch den tiefsten, schwersten Schlaf in den letzten Gründen.

Nur das kleine Licht brannte heiß und streckte sich und arbeitete selber wie eine Seele, um des jungen Hieronymus Seele tiefer und tiefer aufzuhellen.

Die Flamme hatte noch immer das tiefe Dunkel um sich, in dem sie ragte wie ein goldenes Geheimnis. Und vor sich das tiefe Dunkel von Hieronymus' Seele, die im innersten Schlafe jetzt inbrünstig stöhnte und schwer nach Atem sich mühte. Beinahe schien der junge Geistliche auf seinem Bette, worauf er mit dem Priestergewand angetan, von Eisfloeken der Nachtfee angeweht und durchnäßt, hingestreckt lag, zu erwachen.

Er regte sich.

Aber er erwachte nicht.

Er sank nur in letztes, völliges Vergessen.

Da hatte die kleine Flamme endlich den Grund der schlafenden Seele langsam und sanft erreicht.

Und es kamen allerlei frohe Menschen, die in einem Bergtale schritten. Es mußte ein Fest sein. Es kamen auch Züge von weißen Tieren. Es kamen auch glänzende Engel mit Schalmeien, und mitten inne in einer Schar, die ihm deuchte wie dienende, heilige Frauen, ging lächelnd von einer unbeschreiblichen Güte Frau Hartje wie unter einem Baldachin, und ihre Blicke riefen in die Luft . . . riefen *s e i n e n* Namen . . . nur immer wieder *s e i n e n* Namen, den alle Lüfte wiedergaben, wie ein Echo . . . und er hörte *s e i n e n* Namen rufen . . . er wollte aufstehen . . . er

konnte sich nicht lösen, weil ihn ein Bann gebunden hielt . . . es war eine furchtbare Pein. Er konnte sich nicht lösen. Er war gebunden an Händen und Füßen. Gefesselt richtig, daß Blut von Händen und Füßen rann. Er hatte eine Qual, weil er in glühenden Ketten lag, die ihm den Odem aus der Seele preßten . . . er mußte sich lösen. Er mußte dem Rufe folgen, der in den hellen Lüften nicht ausklang. Frau Hartje rief ihn. Sie rief ihn mit lockender heimlicher Stimme. Jetzt hatte er Kraft! . . . jetzt begann er zu wachsen! . . . jetzt zerbrach er alle Fesseln und sprang in die Höhe . . . und stand wie verstört . . . blickte sich um . . . sah das kleine Licht im Raume . . . der weite Himmel sank krachend zusammen . . . Hieronymus erkannte wieder den engen, schwarzen Raum seiner ärmlichen Stube . . . und seine Verwirrung ging unter in heißen, zerreißenen Tränen, die er in die irdische Nacht unaufhörlich weinte.

Aber am anderen Morgen kam zufällig auch ein Brief von Frau Hartje Kroen und auch von Herrn Kroen, worin ihm beide Grüße aus dem Sonnenlande sandten, darin sie den Winter zur vollen Genesung Hartjes leben mußten, und worin es geschrieben stand, daß sie sich auf die Rückkehr in ihr Strandschlößchen sehr freuten, oder wie Frau Hartje stärker sagte, nach nichts als wie danach sich sehnten. Worin noch geschrieben stand, daß sie nichts mehr wünschten, als daß dann der Pfarrer oft ihre Schwelle mit seinem hehren Wesen beglücken möchte.

Hieronymus van Doorn erschienen dann bald seine Aufwühlungen und Träume wie ganz fern und fremd.

Fünftes Kapitel

Unterdessen war Frühling geworden. Krabben lagen am Strande und sonnten sich. Die See gewann blauen Glanz weit in die Ferne. Da waren im Fischerkrug alte, lange, umfräste Gesichter laut über die Aussichten der beginnenden Fänge. Und in dem Strandschlößchen der Kroen hatte man gelüftet und die Vorhänge aufgezo-gen. Und bald war das Leben über Friesdecken und Teppiche neu herein gesprungen, und Frau Hartjes klingendes Gelächter und Herrn Kroens sehr männliche Stimme hallte in Zimmern und Gängen. Es war auch Besuch in das Kroensche Haus miteingezogen. Eine alte, vornehme, breite Dame, eine gräfliche Dame, die die Mutter von Frau Kroen war, und ein junges lustiges Fräulein, die Jüngste der alten Gräfin, die also Frau Hartjes Schwester und jetzt eine rechte Spielgefährtin war.

Aber obwohl jetzt auch der Garten voll von Blüten sproß, die Büsche sich mit Grün behingen, und die jungen Augen, die hell in die Welt sahen, von der hellen Sonne noch lebendiger widerglänzten, in den Augen der Frau Hartje blieb etwas ungestillt.

Hieronymus van Doorn, der junge Priester, war noch nicht ins Kroensche Haus gekommen.

Man vergnügte sich.

Herr und Frau Kroen mit der jungen Komtesse ritten täglich am Strande hin. Sie ritten durchs Dorf, wo mitten die Kirche lag. Sie sahen dem jungen Pfarrer wiederholt in die Fenster. Der schlanke heilige Mann, wie ihn nun auch Herr Kroen bezeichnete, war ihnen nirgend in den Weg gelaufen.

Und einer direkten Aufforderung, die ihm Herr Kroen auf Frau Hartjes Wunsch einmal zugesandt, hatte er seine allzu reichlichen Pflichten in seinem Priesteramte entgegengesetzt. Herr Kroen sah seine junge Schwägerin mit dem Monokel drollig an und machte spöttische Bemerkungen.

„Ein Priester fürchtet sich immer vor jungen Damen. Aber da tut auch ein Priester sehr recht“, sagte er schon jetzt ein paarmal, wenn auf den hohen, bleichen Hieronymus die Rede wieder einmal gekommen war.

Hieronymus banden wirklich Pflichten genug. Mit Gott zwischen Erde und Himmel vermitteln. Die einen, die trachten und tun, weihen, die andern verfluchen! Die Losbinden für die Ewigkeit, und die andern mit Heilsrufen nennen, die in der Zeitlichkeit ihre ersten Schritte tun! Heute am Grabe den Namen Gottes in die sonnige Strandwelt rufen, und morgen ein bekränztes Paar als des Gottes bindende Hand selber berühren zum ewigen Bündnis unter Jubilieren der hellen Knabenlobgesänge vom Holzchore nieder in die hellbesonnte Backsteinkirche. Und neben dem allen ein Mensch sein und mit sich selber fertig werden, in dieser Zeitlichkeit ein himmlischer Diener Gottes sein, eine Seele zu sein, die Gott in sich trägt auf allen Wegen! Hieronymus begriff es, daß da volle Kraft quellen, volle Liebe sich hingeben, der Stolz und die Strenge Gottes einherschreiten und nicht rechts noch links auf Blumen und Steine groß achten dürfe.

Und so schritt Hieronymus auch jetzt wieder wie ein Heiliger unter den Fischersleuten und ging zu denen in ihre niedrigen Türen ein, die ihn riefen um Gottes willen.

Da war es eines Sommertages. Der Sommer war

langsam herangekommen. Der Strand war weit und breit leer. Boote und Schaluppen lagen draußen auf dem Fischfang in Seeferne. Und Hieronymus hatte sich auf einem Gange in die Dünen befunden, nachdem er ein kleines, sterbendes Fischerkind mit inbrünstigem Gebet für seinen Weg in die Himmel Gottes gesegnet. In Hieronymus zitterte wie immer die heilige Handlung im Blute nach, und er sann, indem er ging.

„Es muß seltsam felig sein, wenn ein kleines, lachendes Kind in die Pforte geht“, dachte er und hatte vor Augen noch immer das Kinder Gesicht, dem er die Unruhe des Sterbens aus den bleichen dürftigen Zügen mit Handauflegen und innigem Flüstern genommen.

Das Kind hatte noch kein Lächeln in seiner Seele gefannt.

Und darum grade dachte Hieronymus jetzt daran, daß im Himmel das kleine, hilflose Wesen ein Lächeln und Fröhlichsein finden und ein kleiner seliger Engel eingehen werde. Denn er wollte jetzt nur Himmelsgedanken und die Wonne seiner Berufung fühlen, den armen Erdenmenschen voll Schweiß und Genügen immer neu die Freuden der Gnade aufsun.

Da sah er in den Dünen am Muttergottesbilde ein paar Frauen stehen.

Hieronymus war aus seinen Gedanken gleich wie aufgeschreckt. Hieronymus hatte Sinne wie ein junger Falke. Er hatte sogleich erkannt, daß die eine der beiden jungen, sommerlich losen Frauen Frau Hartje war. Und er war auch sogleich von seinem Wege abgebogen. Er nahm eine Haltung, als wenn er mit ruhigen Schritten querfeldein

durch die Dünen heim müßte. Dann begann ihn der Gedanke der Flucht wie eine Feigheit zu quälen. Und er blieb eine Weile hinter einem Hügel an einem Weidengebüsch stehen. Da sah er, daß die beiden Frauen noch immer im Sande vor der heiligen Jungfrau knieten und sich nicht gerührt und ihn nicht bemerkt hatten. So wandte er sich wieder auf seinen alten Weg zurück.

Man kann sagen, daß in dem jungen Pfarrer gleich alles wie aufgeschreckt und wie gejagt war. Der Gedanke und die Vision der Paradiespforte war verwichen, wie Träume verweichen. Darin war keine Macht, wenn sich Frauen vor der Gottesjungfrau im Sande knieend, lieblich bunt wie Blumen im Dünengras und in sinkender Sonne vor das Auge stellen. Der asketische Hieronymus kämpfte heimlich, um sich still und gemessen auf dem Wege zu halten und nicht furchtsam abzuirren und nicht feige der Versuchung auszuweichen. Es dünkte ihn jetzt richtig eine Schmach, nicht aller wegen ein stolzer, freier, hochgemuter Helfer und Mittler Gottes zu sein. So gewann er allmählich auch die vollste Hoheit wieder in seine Schritte und die innerste Umklammerung dessen, der ihn durch das Leben führen sollte. Er ging, wie Adler über Abgründe fliegen, mit sicherem Niederblicken. Oder wie Kriegsrösse, wenn unter ihren Füßen Leichen um Leichen liegen und Gestöhn die Luft zerrüttet, und dann ihr Atem fast hörbar sich spannt und ihr Gang hinschwebt wie aufgeschwellt, erhaben und doch sicher gebändigt.

In den Lüften schwammen Möwen in kleinen Scharen in großen Runden. Er sah ins Licht auf und sah eine Weile nicht mehr die Erde.

Aber wie Hieronymus van Doorn wieder die Erde nahe fühlte, war Frau Hartje einsam geworden. Er sah, daß sie allein noch auf dem Wege stand. Die andere sommerhelle Gestalt war in der Richtung nach dem Stranddorf verschwunden. Frau Hartje stand aufrecht. Sie zögerte offenbar, wohin sich wenden. Der Wind ging leicht in den Dünenhügeln hin. Glockenläuten verklang in der hegerigen Abendluft vom Dorfe herüber. Das Kleid der Frau Hartje wehte, so daß sie wie eine Fischerfrau stand, die sehnsüchtig in die See blickt, vielleicht den Liebsten aus der Sturmferne erwartend. Auch die Bindebänder ihres Hutes wehten. Ihr Kopf und Nacken waren in einer großen, gelben Strohkleepe, die das Gesicht tief beschattete, ganz verborgen.

Die schrillen Rufe der Möwen klangen nahe. Hieronymus klammerte sich an diese Rufe, um noch immer wieder mit sich und der leuchtenden Gotteswelt allein zu sein. Obwohl er jetzt wirklich ein Gefühl der Schwäche schon im Blute empfand, und seine Beine müde waren im Sande zu stapfen. Er schlürfte eine Weile nur so hin. Aber er tat noch immer, als wenn er nicht ahnte, daß Frau Hartje näher und näher heran kam.

Er blieb ohne Absicht noch einmal stehen. Er begann in den Meersand zu blicken, wo die Kiesel knirschten. Wo die letzten Wellenschäume mit perlmutternen Blasen im Sande verebften, und worüber die Strandflöhe ihr ruheloses Hüpfen und Springen betrieben. Er war lange stehen geblieben, als ob ihn dieses Spiel ewig fesselte. Und er mußte kindlich in sich hinein lachen, weil von den Pforten des Paradieses, darein er noch eben dem verbleichenden Kindelein selig nachgesehen, bis zu diesen elenden Strandhüpfern

eine ziemliche Kluft übersprungen werden mußte. Und nun stand er auch schon, ohne daß er sich weiter wehrte, vor Frau Hartje selber.

Frau Hartje sah licht aus wie eine Heilige, von flaumiger Rosenhaut und doch jetzt ein wenig erblaffend. Die hellen Blicke voll Lieblichkeit verrieten an sich nichts Schwaches mehr. Sie hatte lange, weiße Spitzenhandschuhe in Händen. Ihre schönen, sonnigen Hände und Arme tändelten mit den Handschuhen und mit Strandblumen. Daß sie aus einer Bestürmung des Blutes nicht gleich heraus fand, verwirrte auch den jungen, hastigen Mann zuerst. Sie sprach schüchtern. Während sie sprach, kaute und knabberte sie wie eine Maus mit ihren silbernen Zahnrändern an einem Grase herum, womit sie immer wieder neu in den feuchtschwellenden Mund fuhr.

„Aber sagen Sie doch, ehrwürdiger Herr Pfarrer . . .“

Sie hatte dem jungen Pfarrer ihre kühle Hand in seine nervige Hand gelegt. Sie war unschlüssig.

„Warum denn nur das ewige Fernbleiben? . . . Sind immer nur heilige Pflichten ins Buch Ihres Lebens geschrieben?“ sagte sie.

Hieronymus bewahrte ganz seine Würde. Seine sengenden Blicke hafteten nirgend. Sie glitten in dieser Zeit über die schimmernden Dünen und das glühende Meer hin. Und sie sogен sich allmählich ganz voll Fröhlichkeit.

„Seien Sie mir deshalb nicht ungnädig . . .“ sagte er ganz sanft und hoheitsvoll. „Ja wirklich . . . die heiligen Pflichten halten mich völlig gebunden . . . ich habe in der langen Zeit die Erde kaum gesehen . . . aber jetzt sehe ich es wieder . . . die Erde ist schön! . . .“ sagte er.

„Aber Sie sehen gar nicht munter aus, Ehrwürden“, sagte Frau Hartje lebhaft mit sorglicher Betonung. Sie wagte jetzt dem jungen Pfarrer ins Gesicht zu sehen und sah, daß er verhärmtene Mienen trug als je.

„Das merkt ein Mann nicht, der sich in Gottes Schutze weiß“, sagte Hieronymus mit weichem Gelächter.

„Sie müssen auch einmal einen irdischen Feiertag machen“, sagte Frau Hartje.

„Und einmal wieder von den alten Burgen und Schlössern Derer van Doorn erzählen . . . und mich auf meinen irdischen Namen und meine flüchtige irdische Vergangenheit eitel besinnen . . .“ sagte Hieronymus.

„So furchtbar streng sind Sie mit sich?“ sagte Frau Hartje.

„Ein Priester Gottes muß Gottes Gebote kennen und achten“, sagte der junge Asket.

„O lieber Himmel!“ sagte lieblich schüchtern Frau Hartje, nahm ihre Strohkraupe vom Haar, zeigte ihren schönen, hellen Kopf mit den dicken Flechten und bog ihn kindlich lachend zur Seite. „Solch kleine Abirrung ins Weltliche kann noch heute Ihr Kummer sein?“ sagte sie nachdenklich und schwieg dann lange.

„Mein nein“, sagte Hieronymus lebhaft und wie erwachend. „Gott vergibt dem die Sünde, der Buße tut.“

So gingen die beiden mit einander. Manchmal in Schweigen. Manchmal auch, daß der Priester stehen blieb, mit seiner Krücke in den Sand malte und zu Frau Hartjes kindlichen Worten fröhlich auffah.

Sechstes Kapitel

Wenn jetzt der Sonntag sonnig übers Meer in die niedrigen Fischerhäuschen und in die kleine, rote Backsteinkirche kam, war in Hieronymus' Seele tiefes Ungemach. Er lag betend in seiner ärmlichen Pfarrstube. Seine Augen waren von Inbrunst geschlossen. Sein verhärmted Gesicht rang um den Frieden dessen, der ihn bis heute noch nicht verlassen hatte. Er sah auf zum heiligen Christ am Kreuze, der als drohendes Zeichen an der Wand aufwuchs. Und seine Gelübde gingen mit inbrünstigem Atem über die hastig murmelnden Lippen.

Und wenn dann das kühle Kirchengewölbe sich mit Fischerleuten füllte, wenn die alten wetterharten Männer und Weiber und ihr blühender Nachwuchs der Kleinen Schnitzkanzel mit dem schwebenden Holzengel darüber verlangenden, kindlichen Auges sich zugewandt, von wo Hieronymus' heilige, flehende Rede über die Köpfe sanft hinfloß, da saß auch Frau Hartje Kroen mit ihrer vornehmen Mutter und Schwester und mit Herrn Kroen feierlich und licht in der kleinen Seitennische. Und Hieronymus hatte einen harten Kampf zu kämpfen heimlich, daß er nicht wieder ganz den Sinn seiner heißen Worte vergaß, und Frau Hartjes fromm versunkene Herrlichkeit nicht ganz das heilige Gnadenbild auf dem Altar verdrängte, das noch immer bunt über dem Goldkelche zu schimmern schien.

Hieronymus' Versunkenheit in die Predigtworte schien in solchen Augenblicken wie ein Fieber. Als könnte er nie aus seiner ringenden Erbetung des Heils je wieder in die Welt der irdischen Gewalten sich zurückfinden.

Die Fischergesichter waren tief ernst.

Auch Frau Hartje war versunken. Ihr kostbares, goldviolettes Brokathäubchen, davor die dicken, blonden Zöpfe vor den Schläfen lagen, senkte sich. Ihr Auge war wie das der heiligen Jungfrau selber fromm und heilig.

Und Hieronymus konnte seiner Verwirrung, je leidenschaftlicher er redete, um so weniger Herr werden. Weil sich das Spiel in seinem Blute ewig wiederholte, daß er in Frau Hartjes Gesicht heimlich tief hinein sah, als stünde es als heilige Gnadenjungfrau selber über den Häuptern im Raume. Bis er über der Lebendigen die toten Götterbilder alle vergessen.

Wenn er dann aus der Predigt heimkam, sehnte er sich. Er stand still in seinem Pfarrgarten. Die süße Schwermut der jungen, lichten Blicke Frau Hartjes stand vor seiner Seele. Er sah noch immer die weiche, frohe Hand, die sich zärtlich an die silberne Wasserkapsel gelegt hatte, mit der er die frommen Hörer weisend besprengt. Er fühlte noch immer die goldenen Fäden in der kühlen Kirchwölbung allseitig ausgespannt, die aus ihrer andächtigen Seele heimlich hingeflossen wie Sonnensäden zu seiner Seele. Er begann auch jetzt ein Spiel zu treiben mit den ragenden Blumen, die im Pfarrgarten an der alten Ziegelmauer blühten. Er mußte lachen, weil er dachte, daß eine solche steife Schwertlilie, wie sie in Büscheln vor ihm aufragten, mit ihrem seltsamen, schneidigen Zierat wohl Herrn Kroen gleiche. Aber die volle, reiche, blaßgelbe Rose, die üppig aufbrach und wie ein zaubrischer Weinkelch Duft hauchte, nur Frau Hartje selber sein könnte, niemand sonst weder auf Erden noch im Himmel.

Dann war seine Seele ganz entzündet.

Dann nannte er heimlich ihren Namen, als wenn er leibhaftig mit ihr spräche wie mit einer Geliebten.

Und wenn er sich an den Schreibtisch setzte, um an den heiligen Worten zu sinnen und zu spinnen, mit denen er die Fischersleute im Dorfe für ihr hartes Lebensgeschäft mahnen und stärken wollte, da entdeckte er sich wohl gar dabei, daß er Zettel um Zettel beschrieb und zerriß, worauf richtige Verse standen, wie sie Jünglinge schreiben, die sich zum ersten Male nach einem Mädchen sehnen.

Auch Briefe schrieb er an Frau Hartje. Heiße, irdische Briefe, wie sie wohl ein Ritter van Doorn ehemals an seine auserwählte Geliebte manchmal mochte geschrieben haben.

„Herrliche! Wie Du aufragst! ... kräftig wie die Mutter junger Fischer ... mit runden Armen, die von Fleisch glänzen und duften ... mit den güldenen Armspangen, die Deine Fülle zeigen ... mit Deinen hellen Blicken, die sehnsüchtig von den Geheimnissen reden ... mit Deinen rosigten Füßen, mit denen Du im Sande tänzelst vor meinen Augen ... mit Deinen kleinen, blanken Zähnen, die die Strandgräser zerbeißen, einen Halm nach dem andern ... indes Du in Dich hineinlaufst, weil Du es vielleicht doch erhören möchtest, daß auch meine Seele tönt ... ja, ich liebe Dich! ... ich liebe Deine eisklaren Augen ... Deine goldenen Haare, die wie Weizenähren riechen ... aber ich bin ein Priester ... ein Geweihter ... ein Streiter Gottes ... und wenn ich Dich gleich liebte wie die Sonne die Blumen, so will ich doch nur einhergehen wie ein gepanzerter Turm, in dem die Liebe verschlossen liegt wie ein Schatz ... ja, ich liebe Dich, herr-

liche Hartje! ... ich liebe Dich, du herrliches, irdisches, blondes Weib Hartje! ... ich liebe dich! ..." so schrieb er. Und schrieb hundert solche Briefe in Tagen und Wochen und zerriß sie wieder.

Und es ging mancher Sommertag über Meer und Dünen hin.

Auch heute hatte Hieronymus van Doorn, wie er von den blumigen Hügeln des Strandfriedhofs heimkehrte, Frau Hartje begegnet.

Und Zeit und Stunde verging in tiefer Einsamkeit.

Der Meerstreif rauschte in der Ferne mit eintöniger Gewalt. Die Strandhalme zitterten, und die kleinen, blauen Skabiosen nickten drollig und hastig im Winde.

Frau Hartje war ermüdet niedergekniet und hatte das kirschrote Tuch, das sie lose um die Schultern gewunden, über den Sand gebreitet, so daß auch Hieronymus sich neben sie setzte.

Sie hatte in der Einsamkeit ihre feinen Sandalen noch vollends gelöst, die sie in der Hand trug, so daß ihre schlanken Füße jetzt im Sande lagen wie kleine, rosige Tiere.

Sie begann die ärmlichen, blauen Blumen, auch vereinzelte Glockenblumen und ein paar gelbe Ranunkeln zusammenzugreifen, um sie achtlos und lieblich lächelnd zu einem winzigen Kranze zu binden. Ihr großer Strandhut hüllte ganz ihr Gesicht ein, das voll eifrigen Ausdrucks war. Ihre jungen Hände waren geschäftig. Sie lachte dazu, weil eine einzelne Möwe lautlos in der hellen Luft über sie hinstrich, dann ein zweiter und ein dritter schneeweißer Vogel, der ein jeder auch einen lachenden Laut gab.

Die blinkenden Tiere flogen ins weite, blaue Meer hinaus.

Da hatte Hieronymus das Spiel dieser heiligen Hände und das Spiel dieser kindlich lachenden Seele nicht ansehen können, ohne nicht einmal laut aufzuseufzen wie in Zerknirschung.

Und Frau Hartjes blaue Augen hatten ihn dabei auch sogleich unsäglich sehnsüchtig angesehen. Aber sie hatte ihn dann nur wieder kindlich angelacht.

„Hieronymus van Doorn“, begann sie drollig feierlich zu sagen, „ein Ritter und ein Gottgeweihter . . . oh ja . . . das Menschenherz muß manches ertragen und darf nicht seufzen!“

So hatte sie gesagt und hatte ihn dann lange angesehen.

Und sie hielt wie eine selige Gnadenmutter noch immer den Kranz dürftiger blauer Blumen in ihren schlanken Händen.

Und dann hatte sie mit ganz verlorener Seele, wie wenn sie nicht mehr wüßte, was sie tat, die schimmernden Blumen auf des Priesters Haar sorglich aufgedrückt.

Denn Hieronymus' schwarzer Priesterhut lag im Sande.

Und Hartjes feuchtpurpurner Mund stand lange vor Hieronymus' verhärmttem Gesicht. Sie hatte Mühe, den Kranz auf dem Haupte des Priesters zu befestigen.

Und Hieronymus war heimlich zerrüttet.

Aber Hartje lachte wieder nur kindlich und fromm in des Priesters sengende Augen hinein. Und sie sagte weiter mit feierlicher, glockenheller Stimme: „Nur der, der den Sieg erringt, bekommt die Krone.“

Das hatte Frau Hartje leise in den Wind gesagt und hatte dann Hieronymus ihrerseits mit tiefer Schwermut lange angesehen, indes aus ihrem jungen Gesicht die Sommerrote eine Weile auch ganz gewichen war.

Siebentes Kapitel

Wenn jetzt Hieronymus van Doorn unter seinen Fischersleuten ging, trug er ein sehr jaches Wesen zur Schau. Was er sagte, klang hart und unversöhnlich. Die andächtigen Fischersleute sahen sich dabei oft verwundert an. Es schien ihnen, als ob einer mit dem Teufel kämpfte, nicht als spräche der Heiland, wie es früher war.

Die Einfalt hatte richtig empfunden.

Hieronymus brauchte jetzt alle Inbrunst und alle Gebete, um sich gegen sich selber aufzurichten. Nicht äußerlich. Er ging noch immer hochaufgerichtet. Aufgerichteter wie je. Herausfordernd. „Welcher Mensch könnte mich einer Sünde zeihen?“ So stand es fast pharisäisch in seinen Blicken und Mienen geschrieben.

Aber in seinem verborgenen Leben hinter den Mauern des Pfarrhauses war weder Gott, noch die heilige Jungfrau im Raume.

Hieronymus van Doorn saß dort vor sich hinbrütend und brachte so oft Stunden im Halbtraum zu.

Es war in der Zeit, wo Herr und Frau Kroen in ihr Palais in der Hauptstadt zurückzukehren pflegten.

In dieser Zeit war Hieronymus van Doorn völlig zerschlagen. Er besann sich nicht groß mehr auf andere Pflich-

ten. In seinen Träumen war er kein Priester mehr. Seine Träume hatten aufgehört von Engeln mit Schalmeien und von weißen Tieren zu träumen. Wenn es ein weißes Tier war, so konnte es nur ein weißer Zelter sein, der eine Burgfrau als Braut in eine van Doornsche Ritterfeste hineintrug.

Frau Hartje war die Burgfrau, Hieronymus van Doorns allergeliebtestes Erdenweib, das er selber in seinen starken Ritterarmen auf den Zelter emporgehoben.

Und er träumte dann, wie er sie mit Kostbarkeiten und Steinen und Schätzen wie aus Tausendundeine-Nacht glückstrahlend behangen. Daß ein van Doorn Frau Hartje wie eine mythisch reiche Königin mit Glanz und Kleinodien besät, noch ganz anders, als ein Kroen je ein junges Weib hatte schmücken können.

Auch jetzt träumte er noch oft den Kranz blauer Blumen auf sein Haupt, mit dem Frau Hartje ihn einmal draußen in den Dünen gekrönt hatte. Er hatte das ärmliche Gewinde in ein weißgoldiges Brokattüchlein gehüllt und verwahrte es im Schube unter heiligen Dingen.

Und wenn er es ansah, küßte er es, wie er den Goldkelch Gottes leibhaftig mit den Lippen berührte.

Da stand auch wieder der junge, feuchte Mund und das frommselige Gesicht der Frau Hartje vor ihm. Und dann währte er gar den Himmel aller Seligkeiten offen. Dann fühlte er, daß er Frau Hartjes schlanken, schmiegsamen Leib in seinen Armen festgebunden hielt. Und er war in Verzückung und kam lange nicht zu sich.

Endlich erwachte er doch wieder in seiner Pfarrhausarmut.

Er hatte kaum mehr als Bett und Stuhl, ein paar

dürftige Regale, einen hölzernen, plumpen Tisch, den er seinen Schreibtisch nannte. Und wenn nicht die Gottesmutter in allerlei bunten und Goldtünchen auf dem Betpult gestanden, wären der Farben und des Glanzes wahrhaftig hier nicht viel zu greifen gewesen.

Dann lachte Hieronymus höhnisch.

Dann sah er scharf und verlezt die bunten Bilder der Götter kalt und nüchtern ragen.

Dann begriff er gar nichts als nur, daß seine Lage durchaus nicht eine van Doornsche, jedenfalls aber eine völlig zerrüttete war.

Die großen Meerwellen kamen aus dem Grau und überstürzten sich mit Schaumkämmen und schlugen den öden Strand. Die Sturmtrompeten aus dem Norden bliesen eherne, johlende Laute. Die Sturmvögel schrien in die verbüfterte Meerluft. Sie strichen vom Lande her. Auch im Kroenschen Strandschlößchen fegte der Herbstwind durch den Garten, trieb rote Blätter in den Wegen um und machte die anmutige, lichte Frau Hartje im Herzen trübe.

Das waren für Hieronymus van Doorn schwere Tage.

Kisten und Kasten standen im Hause gepackt. Die alte Gräfin mit der jungen Komtesse waren schon vorher heimgefahren. Auch von Frau Hartje sollte er jetzt für einen langen, einsamen Winter Abschied nehmen.

Das Blut des jungen Priesters stockte in allen Adern.

Auch Frau Kroen litt heimlich von dem Gedanken an die Trennung.

Wie Hieronymus durch die durchpiffenen Dünen ging, rief er ihren Namen in die stoßende, harsche Grauluft.

Des Weges hatte er nicht geachtet.

Er kam durchwettert vor dem hohen Eisentor an. Frau Kroen stand trotz des pfeifenden Sturmes im Garten. Ihr kirschrotes Tuch um die Schultern flatterte. Sie lachte wehmütig in das Treiben der Blätter.

Herr Kroen war nicht in der Nähe.

Frau Hartje hatte beide feinen, schmalen Hände dem bleichen Asketen ängstlich und scheu entgegengestreckt. Und Hieronymus hatte diese beiden, süßduftenden Hände auch sogleich inbrünstig geküßt.

Und es war ihm, als wenn seine Kraft vollends zu ihren Füßen nieder in den Erdboden versänke, als wenn er jetzt ihre junge Gestalt in seinen Armen wirklich aufheben und forttragen müßte, als wenn es jetzt keine Macht Himmels und der Erden mehr gäbe, die ihn abhalten könnte, das Weib Hartje an sich zu reißen und ihres Lebens letzte, lieblichste Süße ganz auszukosten.

Es war nur ein Augenblick.

Frau Hartje hatte deutlich die Gefahr empfunden. Sie hatte eine so flehende Gebärde gemacht. Ihre blauen Augen baten so zärtlich. Ihre schönen Hände lagen so gebenedeit abwehrend gegen ihn in der Abendluft, noch ehe er eine kleinste Bewegung aus seiner Erstarrung und aus seinem Erstaunen getan. Denn wie er Frau Hartjes Hände geküßt und losgelassen, hatte er sie ins Auge gefaßt, als ob er noch nie im Leben je eine solche lichte Herrlichkeit angesehen.

So stand Hieronymus noch erstarrt, als Herr Kroen lustig dazutrat und den bleichen Priester mit vergnüglichem Handschlag begrüßte.

Dann saß man mit heiterer Wehmut bei Tische.

Und weil die Abende jetzt früh hereinbrachen, hatte Frau Hartje Befehl gegeben, die Kerzen am Flügel anzuzünden. Und nun quoll Lied um Lied aus versunkenen Mienen und ihren feuchtglänzenden Lippen sehnsüchtig in die unheimlich tosende Düsternacht.

Fromme Gesänge, die von heiliger Inbrunst sprachen und die Herr Kroen lobte.

Hieronymus van Doorn sog den Blut aus Hirn und Schläfen, wie Vampyre saugen.

Der bleiche Priester saß in einer Ecke des Kroenschen Musiksaales, in sich eingesunken. Die nervige, ruhelose Hand jetzt ganz aufs Gesicht gepreßt.

Und durch einen Fingerspalt sah er Frau Hartjes vom Kerzenschein vergoldetes, junges, inbrünstiges, singendes Gesicht. Und er hörte ihre glockenreine Stimme und war nicht bei sich.

Er wußte dann auch nicht, wie er ins Pfarrhaus und in sein Bett gekommen war, als er sich am andern Morgen daheim entdeckte. Er war ganz zerfahren und völlig unschlüssig, ob er in die Welt seiner heiligen oder unheiligen Pflichten — was galten sie ihm noch? — je zurückkehren sollte.

Frau Hartje und Herr Kroen fuhren an diesem Morgen in die Hauptstadt zurück.

Und der Winter kam.

Und Frau Hartje saß in der großen Gesellschaft. Ging in fließenden Schleppländern, schlank und lustig und vornehm durch die Salons.

Sie saß im Königsschlosse neben Generalen und Kavaliern, die mit ihr lachten und scherzten.

Und sie dachte von ferne auch manchmal des Hieronymus van Doorn, der in seiner armen Pfarre saß, doch wieder ganz eingeschnürt in seine heiligen Pflichten. Der durch die Dünen verwettert zu Sterbenden und Kranken lief und dann einsam ins Pfarrhaus zurückkehrte, darin die Wände ihn arm und leer anstarrten, und die heiligen Figuren, die nur Holzpuppen waren, ihm seine Hoffnungslosigkeit ins Gesicht schrien.

Achtes Kapitel

Nach der Weihnachtszeit hatte Hieronymus van Doorn vom Bischof einen kurzen Urlaub in die Hauptstadt erhalten. Er war im Treppenhause Derer van Doorn und dann gleich im Treppenhause der Kroens gewesen. In beiden Häusern hatte er niemand angetroffen als Diener. Aber draußen auf der Straße im Menschengewühl war ihm der vornehme Hängewagen mit Herrn und Frau Kroen in Staatskleidern hinter spiegelnden Glasscheiben, offenbar vom Hofe kommend, entgegengefahren. Frau Kroen hatte erst ganz förmlich mit kaum fühlbarem, gnädigem Kopfnicken gegrüßt, hatte dann Hieronymus erkannt und lächelnd ein wenig zurückgeblickt grade, als auch der junge, verhärmte Priester sich nach dem Wagen noch einmal umgesehen, um nun auch seinerseits den Rundhut noch einmal tiefer und ergebener herabzuziehen.

Aber diese erste Begegnung hatte Hieronymus sehr erschüttert. Schon wie der an sich eingeschüchterte, unschlüssige Heilige vom Lande in dem Hoteleingang erschienen

war, hatte der abgeschabte Portier eine Miene voll heimlichen Mitleids gemacht.

Den Priester hatte nur der eine Gedanke erfüllt, Frau Hartje Auge in Auge wiederzusehen. Und jetzt war sie soeben wie ein lichtiges Bild der Einbildungskraft hoheitsvoll und fern über den Köpfen und dem Staube der Menge schwebend vorübergezogen.

Hieronymus war in menschenfremde Ratlosigkeit ganz eingesponnen durch Straßen und Menschengewühl weiter gehastet und derart ins Hotel zurückgekehrt.

Da hörte er, daß der Diener von Frau Kroen den Versuch gemacht hatte, ihn persönlich zu sprechen. Der gemächliche Portier legte ihm auch einen feinen, köstlichen Brief, den Frau Hartje selber adressiert hatte, ehrerbietig in die Hände.

Frau Hartje schrieb voll Huld: „Mein . . . Ehrwürden . . . daß Sie wirklich in der Hauptstadt sind! Sie werden hier nicht die Stille der Dünenhügel und die eintönige Gewalt der blauen Meerwogen finden. Nur ein zerfahrenes, menschliches Durcheinander. Und wenig Besinnung. Und noch weniger Halt. Der innere Mensch hat hier keine Rechte. Man lebt mit Augen und Sinnen draußen. Eine richtige Jagd nach Vergnügung. Wer im Strome steht, muß vorwärts. Kommen Sie trotzdem. Sie, der Sie nach dem Höchsten in Ihrer Einsamkeit die Flügel rühren . . . usw.“

Hieronymus las den Brief viele Male. Er dachte an Frau Hartje. Ein zehrendes Verlangen nach ihrer leidhaftigen, sonnigen Erscheinung quoll auf in ihm. Er las den Brief wieder. Er sog den reichen Duft, der von dem

Papiere ausging. Er schmeckte fast die Lieblichkeit ihres huldreichen Grusses. Und wählte, daß auch sie sich heimlich nach ihm sehne. Und war erfüllt, als wenn er nicht bei sich wäre, all die Stunden, ehe er vor Frau Hartjes helle, blaue, schwermütige Augen wirklich hintreten konnte.

Aber wie Hieronymus van Doorn am Abend durch das weit aufgetane, hellerleuchtete Thor einschritt, entlud Equipage um Equipage Herren und Damen in prahlenden Uniformen und kostbaren Kleidern. Scharen von üppig geschmückten Menschen liefen durch Treppenhaus und auf den Gängen.

Auch Hieronymus fühlte sich eine Weile wie gehoben. Als wenn er ein richtiger van Doorn wäre.

Aber wie er wie zufällig an seinem Priesterhabit herablickte, merkte er, daß er bis an den Hals schwarz zugeschnürt und ärmlich und dürftig ausah.

Hieronymus war im Zuge der Herren langsam bis zu Herrn Kroen selber durchgedrungen.

Es hatte ein lachendes Ins-Auge-blicken und ein kräftiges Handschütteln gegeben.

Dann befand er sich schon wieder an einer andern Stelle. Da stand er eine Weile wie angewurzelt.

Eingeklemmte Monokel unbekannter Gesichter spiegelten auf ihn.

Die Uniformen in bunten Farben und mit goldenen Schnüren prangten und glitzerten.

Die nackten Frauenschultern in seiner Nähe, die blendend weiß schimmerten, machten ihn erröten.

Üppig quoll ein Arom von lebendigem, süßem Fleische und Blumen, wie in einem Orchideengarten.

Das alles ging ganz verwirrend in ihm hin.

Fast hätte er Frau Hartje dabei ganz vergessen.

Da hatte ein neuer Saal mit blinkenden Spiegeln und tausend warmen Kerzenflammen an Decke und von den Wänden und mit sprühenden Diamanten allenthalben über den Köpfen vor seinem schüchternen Blicke sich aufgetan.

Da sah er auch Frau Hartje. Sie selber noch heller als der volle Lichterschein, mit blinkendem Diadem, über den dicken, goldlichten Zöpfen. Die freien Schultern wie Blüten. Große, sprühende Steine an der Brust.

So ragte Frau Hartje mitten in dem blendenden Saale. Und alles drängte zu ihr.

Auch Hieronymus kam langsam und fast zwangsweise immer mehr in ihre Nähe.

Die Herren, die großen Schmuck und viel Orden trugen, verneigten sich tief vor ihr. Sie küßten mit gebeugten Häuptern die behandschuheten Hände von Frau Hartje. Und Frau Hartje lächelte lieblich und stand leicht und gnädig ihren von Schmuck und Jugend schimmernden Kopf geneigt.

Hieronymus hatte sich gleich derart in ihren Anblick verloren, daß er vergaß, Schritte vorwärts zu tun. Er stand wieder eine Weile, ohne sich zu rühren.

Auch Herr Kroen ragte jetzt in Staatskleidern in der Nähe, das Monokel ins Auge gedrückt, das auch von vielen andern Männeraugen glänzte.

Und der junge, bleiche Hieronymus fühlte sich wieder eine Weile wie gehoben. Als wenn er ein richtiger van Doorn wäre. Aber wie er an sich herabblickte, kam er sich bis an den Hals schwarz zugeschnürt sehr armselig vor.

Hieronymus war jetzt doch bis zu Frau Kroen hindurchgedrungen.

Frau Hartje sah ihn mit demselben Lächeln an, das schon von ferne in ihrem Auge stand. Sie schien zuerst kaum zu wissen, wer er wäre? Nein . . . doch! Sie nannte ganz deutlich und kindlich seinen Namen. Sie sagte zu den Kavaliern, die dabei standen, mit allergnädigster Glockenstimme: „Das ist der Herr Pfarrer von unserm schönen Meeresstrande. Er hat mir einmal in schwerer Zeit mit seiner Gebetsinbrunst das Leben gerettet.“

Frau Hartje sagte das besonders ins gerötete Gesicht eines jungen Offiziers, der ein Prinz war.

Und der auch besonders unbändig darüber lachte.

Das alles erschütterte Hieronymus van Doorn wie eine unbegreifliche Phantasmagorie, darin er obendrein eine ziemlich schauerliche Figur zu machen begann.

Zumal er schon längst nicht mehr vor Frau Hartje stand und die von Glanz und Hitze geblendeten, fremden Gesichter, die um ihn waren, ihn jetzt alle spöttisch anzulächeln schienen.

„Das ist der Herr Pfarrer vom schönen Meeresstrande. Er hat mir einmal in schwerer Zeit mit seiner Gebetsinbrunst das Leben gerettet.“

Das unbändige Lachen des jungen Offiziers, der ein Prinz war, schien sich im Lichterglanze fortzusetzen und ihn aus allen Blicken zu höhnen.

Er sah sich jetzt von unten bis oben an, geheßt und gepeinigt, daß er noch immer schwarz eingeschnürt dastand wie eine Krähe im lichten Weizenfelde, darin der Wind die vollen Ähren durcheinandertreibt.

Hieronymus war völlig in Verwirrung geraten.

Und wie er in seinem ziellosen Umgeschobenwerden zufällig irgendwo eine Tür entdeckt hatte, war er auch sogleich aus dem Wirrwarr hinaus geflohen.

Er war irgend wohin in eine Gasse gelaufen, um sich nur erst abzukühlen.

Die blendenden Säle bei Kroens standen in seinem inneren Auge noch immer wie eine Feuersbrunst in Weißglut.

Er konnte der Aufregung und der Schmach gar nicht Herr werden.

Warum er sich so erschöpft und erniedrigt fühlte, das wußte er nicht.

„Ach was!“ dachte er nur, „alle verlachten mich!“

Und er lief schon, wo in der Hauptstadt die Hafendarbeiter ihre Schenken haben.

Musik von einem Dudelsack und einer Flöte näselte und piff aus einer Schifferkneipe, darin Blumenmänner und Soldaten mit blonden Frauenzimmern im spärlichen Lichte um die Eisensäule tanzten.

Er begann langsamere Schritte zu nehmen.

Dann saß er einsam vor einem unsauberen, rohen Holztisch. Seine Augen brannten vor sich hin.

In dem unheimlichen Gewölbe, darin er in einer halbdunklen Nische Zuflucht gefunden, stand neben dem mit Schinken und Rauchsüßwässern, Austern und Käse besetzten Schenk Sims ein kolossales, schwarzes Faß.

Schifferknechte und Matrosen mit der dicken Wirtin in aufgesteckter Schürze saßen gegen die Tür im andern Winkel des pechschwarzen Raumes und lärmten.

Geräucherte Fische und Würste hingen von der Decke nieder.

Und angemoberte Flaschen alten, schweren Weines standen in den rauchigen Mauernischen.

Hieronymus ließ sich den teuersten, alten Wein geben. Er trank Glas um Glas. Er begann stolz und erregt und gehässig auszugehen.

Er begann sich jetzt wieder als einer Derer van Doorn zu fühlen.

Und er lachte manchmal vor sich hin, als er eine um die andre Flasche kostbaren, schweren Trankes mit den wenigen Goldstücken, die er bei sich trug, bezahlte.

Erst gegen Morgen kam er torkelnd in sein kleines Hotel zurück. Und er faßte den Hausdiener lachend an, um nicht beim Hinansteigen auf die erste Stufe ganz in die Ecke der Treppe zu fliegen.

Neuntes Kapitel

Draußen leuchtete der helle Morgen.

Als Hieronymus im Morgenrauen ins Hotelzimmer eingetreten, hatte er sich, wie er ging und stand, erschöpft übers Bett geworfen. Nun war er aus einem jachen, gepeinigten Schlafe aufgeschreckt.

Ein Lärm, der den im Schlafe gehekten Priester noch beängstigender überfallen, hatte ihn ans Fenster getrieben. Fahl und zitternd bog er den Vorhang zurück.

Unten auf der Straße stand ein Menschenhauf um ein gefallenes Pferd gaffend versammelt. Männer schrieen,

um dem gemarterten Tiere wieder auf die Beine zu helfen.

Hieronymus kam nicht zu sich. Hart und leer kroch sein Blut in den Adern hin.

Er starrte nur nieder in das Menschengewühl, ohne sich auf irgend etwas besinnen zu können. Und starrte dann ewig auf die Kerze vom Nachttisch, die zu einem winzigen Stumpf herabgebrannt, noch mit blassem Schemen leuchtete.

In dieser Stunde konnte kein Helfer der Seele rufen. Ein gewalttätiger, harter Sinn ergriff ihn.

Als er aus dem Hotel ausging, dachte er nicht mehr daran, etwas zu sich zu nehmen.

Er lief ohne Ziel. Jetzt gleichsam getrieben von der sinnlosen Zerrüttung, die sein Blut erbarmungslos ausfüllte.

So stand er bald vor einem Waffenladen.

Gewehre waren in schöner Ordnung nebeneinander aufgestellt. Dolche von eingelegerter Arbeit lagen im Schaufenster ausgebreitet. Revolver hingen zur Rechten und Linken.

In dieser Stunde konnte kein Helfer der Seele rufen.

Um Hieronymus klang nur jetzt die freche Stimme des nüchternen Tages. In seinen Mienen nagte eine stumme, bleiche Nachsucht.

Hieronymus schritt hastig die beiden Stufen in den Waffenladen empor.

Er redete leise und dumpf nur so hin, daß irgendwo ein Forstmann wäre, der einen dieser kostbaren Revolver brauchte. Er murmelte höhnisch Worte in die Luft.

Der alte, grauhaarige Waffenschmied war sehr devot vor dem jungen Geistlichen und war heimlich sehr verwundert.

Hieronymus ging mit bleichem Gelächter sogleich wieder zur Tür zurück, als er den Revolver an sich genommen.

„Sie vergessen die dreizehn Franken, Ehrwürden!“ sagte der alte Waffenhändler.

„Ja so!“ sagte Hieronymus und kam noch einmal an den Ladentisch zurück.

Er hatte den letzten Fünzigfrankenschein für den Revolver in Zahlung gegeben.

„Ich bin immer in Gedanken“, sagte er und versuchte den Waffenschmied anzulächeln. „Entschuldigen Sie nur!“

„Ich habe nichts zu entschuldigen, Ehrwürden!“ sagte der Alte.

Hieronymus hatte die Worte des Waffenhändlers gar nicht mehr gehört.

„Ich werde den Minister töten, wie ein Echter van Doorn“, redete es in ihm. „Und dann werde ich mich töten . . . und die Edeldame wird gar nicht ahnen, daß ein Priester auch ein Held sein kann!“

Solche Worte trieben sich um in ihm.

Aber er irrte doch nur sinnlos lachend in der Menge weiter.

Der Strom der Menschen hatte ihn willenlos mit in ein großes eisernes Portal hinein getrieben.

Es war ein mächtiges Kaufhaus durch viele Etagen.

In Hieronymus Sinnen kroch eine feile Neugier auf. Er begann die tausend Dinge, die jetzt um ihn lagen, ein jedes einzelne Ding lüstern und aufdringlich anzusehen.

Die Verkäuferinnen allenthalben boten ihm sehr gefällig ihre Dienste an.

Sein Gesicht war krankhaft zerfurcht. Seine nervigen Hände waren zerfahren und ruhelos. In der rechten Tasche seines Priesterrockes preßte er noch immer den Revolver. In der linken Tasche zerkrümelte er welke Blumen, die ihm einmal Frau Hartje am Strande in die Hand gelegt.

Er begriff gar nichts.

Er hatte nur lange vor den kostbaren Teppichen gestanden und ging dann langsam durch blanke Möbelstücke.

Er erinnerte sich jetzt an niemand.

Er war auch in die Abteilung der Goldschmiedewaren eingetreten, wo kostbare Stücke zum Teil unter Glas lagen.

Das bunte, jewelische Funkeln und Blinken begann ihm eine Weile im Blute zu prickeln wie mit feinen Nadelspitzen.

Zum ersten Male, daß jetzt ein Gefühl in ihm aufkam.

Ein kleiner erlesener Berloque blühte in Hieronymus Augen wie eine geile Lockung.

Das Kleinod bestand aus einer gold- und steinverzierten Reiterfigur, die auf einem großen Rubin befestigt war.

Hieronymus' jähe entzündliche Blicke begannen in ihrer ausgehöhlten Einbildungskraft mit dem Kleinod ein Spiel.

Aber wie er aus seiner lüfternen Vertiefung erwachte, war er scheu und wie ertappt sofort von den Juwelen hinaus getreten.

Und doch kam er auf einem andern Wege bald dahin zurück.

Seine Augen begannen in lässiger Gaukelei neu an dem Verloque herum zu sehen und herum zu tüfteln.

Es war eine feine Glasglocke über das Juwel gestülpt.

Auch an der Glasglocke versuchten sich seine Augen eine Weile zu schaffen zu machen, sie in Gedanken einen ganz unsichtbaren Spalt einmal empor zu heben.

So hatte der junge Priester mehrere Minuten sinnlos vertieft davor gestanden.

Aber als ihm die Verkäuferin andere Kleinodien sehr verbindlich zur Ansicht hin hielt, hatte Hieronymus seinen bohrenden Blick auch auf die Spangen und Agraffen geheftet und sie und die Verkäuferin irr belächelt.

Und doch konnten sich seine inneren Blicke, auch wie er jetzt wieder unter den Möbeln stand, von dem blinkenden Verloque heimlich nicht mehr lösen. Sie versuchten den Verloque richtig aus dem Glasgefängnis heraus zu eskamotieren.

Hieronymus sagte das Wort „Glasgefängnis“ pfiffig vor sich hin. So daß in seinem beschäftigten Gesicht von dem Augenblicke an der sinnlos befriedigte Ausdruck nicht mehr zu verschwinden schien.

Nun war Hieronymus schon zum dritten Male zu den Goldschmiedestücken zurückgekehrt.

Und jetzt kam der Augenblick, der seine Pulse jach antrieb.

Seine Hände krampften sich. Seine Blicke wurden wie Stein.

Und weil keine Verkäuferin mehr das hütende Auge auf den jungen bleichen, zernagten Mann im Priesterrocke geheftet hielt, weil grade ein Kreis vornehmer Herren

und Damen die Verkäuferin umringte, trug der Priester den köstlichen Raub, den seine Augen sich in ihrer tiefen Lüsterheit ausgesonnen, längst mit weihevолlem, heiligem Gange die Treppen des Kaufhauses nieder.

Jetzt stand er schon vor dem Wirt seines Hotels.

Er hatte eine ganz freudige Miene. Er sah sehr stolz aus.

Er zögerte eine Weile und sagte dann mit priesterlicher Herablassung, daß er sich nicht genug mit Gelde versehen. Und dann sah er das kostbare Kleinod an, das er in einem leeren Hausflur eilig an seiner Uhr befestigt hatte, und bot es zum Pfande.

Der Wirt war sehr gefällig und half seinem priesterlichen Gaste mit reichlichem Gelde aus der Verlegenheit.

So hatte Hieronymus van Doorn den Priesterrock bald in einen vornehmen Herrenrock verwandelt.

Am Nachmittag saß er unter den Gästen des Café Imperiale auf der Straße zum Opernhaus.

Jetzt sah er aus wie ein Edelmann.

Den Abend hatte er zuerst im Opernhaus ein Ballett angesehen.

Dann irrte er durch finstere Straßen, scheu wie ein vornehmer Schatten.

Das Sternenlicht fiel spitz in die Häuserschlünde hinab.

An einem alten, finsternen Haus, das ihm der Portier genau bezeichnet, hatte er ein bronzenes Furienhaupt, daran als Ring eine Bronzeschlange lag, lange angestaunt.

Bald hörte man in der Finsternis der Gasse mehrere dumpfe Schläge.

Wie sich das schwere Tor lautlos in tiefem Dunkel auf-

tat, fiel ein kleiner Lichtschein heraus, der Hieronymus' Schatten an die kahle, fensterlose Mauer von gegenüber warf.

Der Blick eines kalten Frauenauges verständigte ihn ohne Worte, so daß er sogleich durch den langen Gang vorwärts ging, der unheimlich und gewölbt schien.

Hieronymus' Herz schlug so hart gegen seine Brust, daß er eine Weile wähnte, es wäre ein fernes Hämmern.

Dann trat er in spiegelnde, erleuchtete Räume ein.

Schimmernde Frauen aus seidigem Glanze lachten ihm allenthalben entgegen. Die meisten schienen hell und blond wie Hartje. Eine war von zitronengelber Hautfarbe, hatte dunkles Haar und war wie eine Katze schlank und geschmeidig in ihren Bewegungen. Sie tanzte im Kreise, indem sie dazu das Tamburin schlug.

Die andern Frauen saßen in Seiden und Spitzen um die Tanzende, schlugen in die Hände und sangen dazu die Endzeile.

Der elegante Herr Hieronymus van Doorn trat lachend in den Kreis ein, den Seidenzylinder in den Nacken geschoben, schlug auch in die Hände und begleitete bald den Tumult wie die andern vornehmen Lebemänner, die herumstanden.

Scham war nicht im Raume. Man konnte sich hier dreist in die Augen sehen und an jedes Leibe prüfend herabblicken.

Eine junge, anmutige Dirne mit blauen Augen, die zwei dicke, gelbe Zöpfe um ihren Kopf geschlungen trug, hatte Hieronymus einen Schlag auf den Rücken gegeben, ihn lustig um sich selber gedreht und hatte ihn dann in

ihre fleischigen Arme aufgehoben und in feierlich drolligem Gange auf das Sofa getragen.

Man trank. Man kreischte Lieder zum Weine.

Auch Hieronymus schrie.

Weil Hieronymus mit Gelde prahlte und nicht zurück hielt, hatten sich auch andre Dirnen an seinen Tisch hinzu gefunden. Hieronymus und Hartje, denn so hieß zufällig die blonde Person, die ihn aufs Sofa getragen, hockten in einander gewunden. Eine der Damen tanzte unterdessen auf dem Tische über Gläser und Flaschen hinweg. Allen erschien Hieronymus wie ein besonders vornehmer Herr, der das Tollsein verstünde.

Aus den Weingeistern stieg das Wirrsal, daß man sich jetzt neu umeinander schwang. Und daß der junge Priester in verzehrter Sucht vollends Hartje umfaßt und sie jäh und ungebärdig in ihre Kammer gerissen hatte.

*

*

*

Und Hieronymus van Doorn war dann wie in ein tiefes, abgründiges, hoffnungsloses Dunkel versunken.

Er war ganz ausgeblasen. Von ferne nur schien es, als wenn er in tiefster Hölle irgendwo begraben läge.

Die Wölbung der Finsternisse war aus schwerem Urgestein und preßte ihn.

Ein heißes Brennen wie der furchtbarste Durst trocknete seinen Gaumen.

Wer ihn gesehen hätte neben der blonden Hartje, die auch im Schlafe lag, hätte auf einen in der Qual der Entbehrung lallenden Mund und in ein Gesicht des bleichen Entsetzens gesehen.

Der Schlaf war nicht der Tod, er war die Verdammnis.

Kings herrschte tiefe Nacht. Das kleine Gewölbe lag in tausend grauen Schatten.

Durch die Fenster dämmerte die Graunacht.

Hartjes Atem ging gleichmäßig und hörbar.

Hieronymus' Atem schien nicht mehr zu leben.

Nur tiefste Stille drinnen und draußen. Die Stadt schlief dem Morgen zu.

Und Hieronymus fühlte nur von ferne, daß er irgendwo im Grabe läge und nicht von den Wunden und Schwären erwachen könnte.

Und es kam ein Dröhnen.

Die Wölbung gab es kaum erst als Ton. Nur wie ein Surren.

Und Hieronymus träumte, daß Männer bei ihm stünden über seinem Grabe. Und daß der eine mit der Hand auf ihn wies und zum andern laut sagte: „Oh, Herr, er stinket schon!“

Da schlug wieder ein gewaltiges Dröhnen und Surren aus der Höhe in Hieronymus' tiefste Finsternis.

Und Hieronymus träumte, daß die beiden Männer, die über sein Grab sich beugten, Jesus Christus und der blonde Johannes selber wären.

Und er lag lange starr mit Schwären und Wunden im finsternen Grabe.

Aber das Dröhnen schwoll und quoll wie Wogen in der Finsternis. Es gab ein Branden und ein hehres Erklingen. Es war, wie wenn Engelstimmen heimlich sich mischten.

Und Hieronymus träumte, daß Jesus Christus' Gestalt sich tiefer über sein Grab herab beugte, die bleiche, sanfte Hand nach ihm reckend, mit der er seine Rechte ergriff, und daß Jesus mit freundlichem Augenglanz sagte . . . „Lazare, komm heraus!“ . . .

Da war ein Gewimmel von Tongewalten, die um Hieronymus' geschlossene Augen sich zu ergießen begannen. Die anschwollen und ebten und brandeten. Und die Nachtlust erzittern machten. Und Hieronymus' Blut gleich mit Eiskälte trafen und vollends erweckten.

Die Domglocken dröhnten ihren Frühgesang.

Hieronymus sprang aus dem Bette.

Er sah sich nicht um.

Er warf die Kleider über.

Er floh in die Morgenluft.

Er war an demselben Tage schon wieder in der Heimat.

Wie er durch sein Dorf schritt, sahen seine Fischersleute, daß sein Haar weiß geworden.

* *

*

Am andern Tage nach langem Fasten und blutiger Kasteiung war Hieronymus zum Bischof gefahren.

Der alte Kirchenfürst war über den Anblick des zermarterten, vernichteten Menschen bis ins Innerste erschrocken. Er mußte sich lange bemühen, Sinn in Hieronymus' geheßte Worte zu bringen.

Wie der ehrwürdige Herr endlich alles begriffen hatte, war er zunächst zur höheren Ehre der Kirche beflissen, die irdischen Spuren der begangenen Verbrechen noch vor dem völligen Ruchbarwerden auszuwischen.

Das ist ihm auch unschwer gelungen.

Und vor allem hatte der Bischof Hieronymus tiefe Entwürdigungen auferlegt, wodurch die greuliche Sündenlast langsam gesühnt werden sollte.

*

*

*

Als im beginnenden Frühling Herr und Frau Kroen wieder in ihr Strandschlößchen eingekehrt und am Strande entlang geritten waren, hatten sie bald den Pfarrer des Dorfes begegnet.

Sie wußten zuerst nicht, ob sie recht gesehen.

Aber wie sie ihn heimlich erschrocken mit zutraulichem Gruße grüßten, war der bleiche Mensch mit scheuer Gebärde, und als wenn er vor dem Glanze der Höllenkönigin auf der Hut wäre, an ihnen vorüber gehastet.

Hieronymus van Doorn war jetzt ein Büsser. Aber er war keiner von denen, die Bischof oder irdische Sündenvergebung je zu lösen vermochte.

Wer Hieronymus sah, sah einen, der nicht mehr jung schien, nur zerfurcht von dem Hunger nach Reinheit, einen ganz in sich Gekehrten und Verzehrten, der immer neu die heimlichen Qualen niederrang.

Hieronymus war jetzt ein Gebetsrufer aus der Tiefe seiner Seelenschande, der nur die heiße, heilige Anklammerung an die letzte Verheißung noch lebte und litt in der Jagd seiner nie gestillten Gewissenspein.

*

*

*

Eines Tages, ein, zwei Jahre nachher, hatten an einem Weihnachtstage die Fischerleute in der Dorfkirche ver-

geblich auf Hieronymus gewartet. Er war nicht vor dem Altar erschienen.

Wie man ins Pfarrhaus eindrang, fand man ihn halb entblößt, den Rücken mit blutigen Striemen bedeckt, in seinem Schlafzimmer vor dem Kreuze erstarrt auf der Diele liegen, mitten in der Inbrunst seiner Zerknirschung vom „Erlöser“ mit weicher Hand in die ewige, abgrundtiefe Ruhe gebettet.

Inhalt

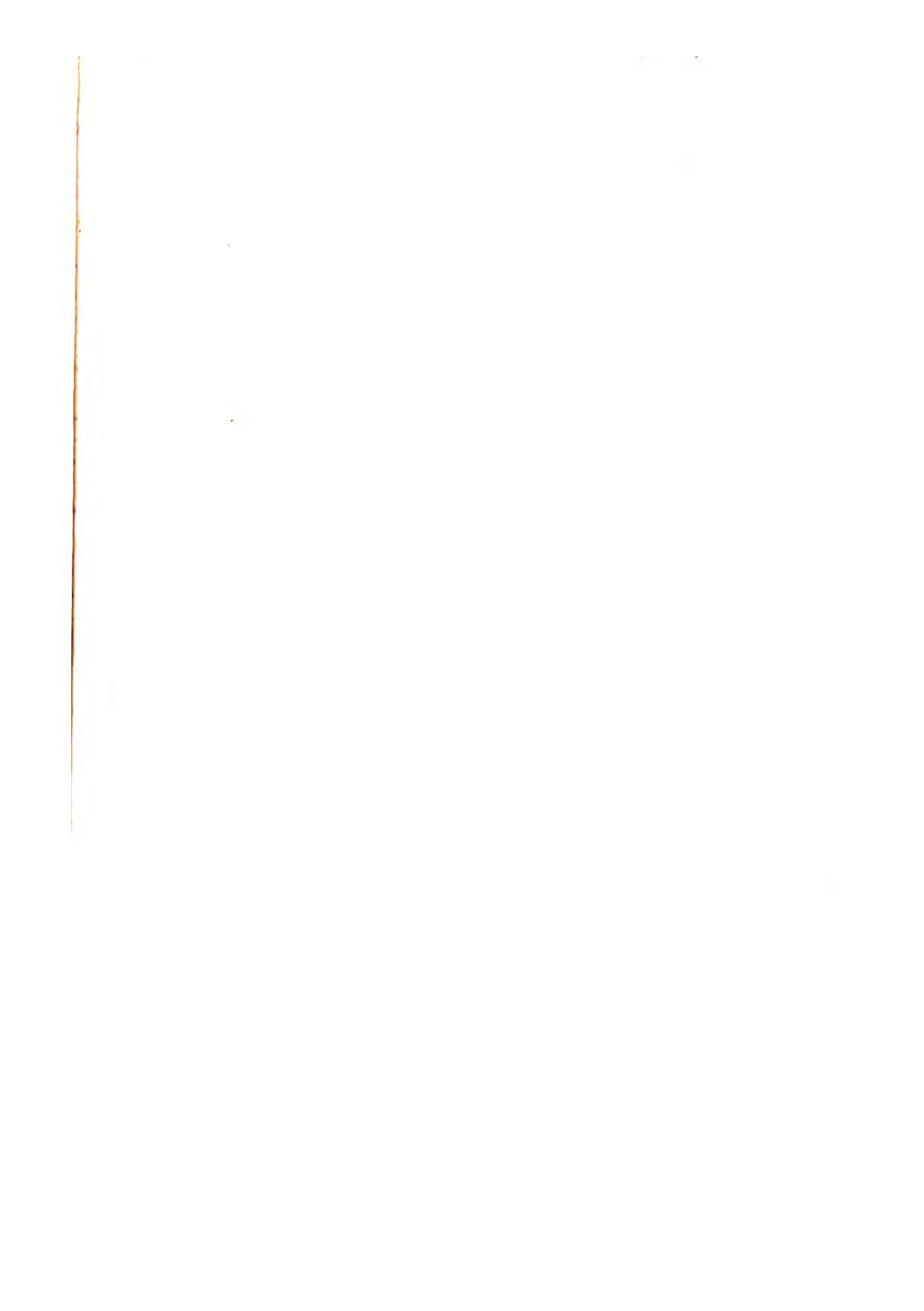
Hütten am Hange

Die Bradlerkinder	9
Stummer Wandel	49
Schadenfeuer	59
Der letzte Wille	96
Die rote Liese	128
Eine Heimstätte	143

Nächte

Claus Zinnappel	197
Franz Poppels Jugend	231
Ein Später Derer van Doorn	316

62631783



In gleicher Ausstattung erschienen:

Carl Hauptmann

Einhart der Lächler

Roman. 433 Seiten. Gesamtauflage 100 000.

Geheftet M. 4.50, Leinen M. 7.—.

(Volksausgabe: in Leinen M. 4.80.)

Dieser Roman ward vielen Jungen mehr als nur ein vorüberliches Kunstwerk, ward die Bibel eines neuen Lebens, sein Schöpfer ihr Führer dazu.

Albert Goergel.

Mathilde

Roman. 333 Seiten. Gesamtauflage 53 000.

Geheftet M. 3.80, Leinen M. 5.80.

Es geht geradezu etwas wie eine Weltstimmung von dieser Mathilde aus, die unter allen Umständen stark genug ist, das Leben zu ertragen.

Preussische Jahrbücher.

Ismael Friedmann

Roman. 392 Seiten. 20. Auflage.

Geheftet M. 4.50, Leinen M. 7.—.

Einer der tiefsten und deutlichsten Dichter, die wir haben. Nur ein Deutscher vermochte dieses Werk zu schreiben, so voll kraftvoller mitfühlender Verjüngung, so voll stolzer bescheidener Vorurteilslosigkeit.

Leipziger Neueste Nachrichten.

Tantaliden

Eine Romandichtung. 278 Seiten. 3. Aufl.

Geheftet M. 4.50, Leinen M. 7.—.

Hier haben wir wohl den einzigen wirklich expressiv-kunstlichen Roman, der aus innerer Notwendigkeit heraus geschrieben wurde.

Literarischer Handwörter.

Aus meinem Tagebuch

282 Seiten. 3. Auflage.

Geheftet M. 4.50, Leinen M. 7.—.

Es gibt wenig Bücher, auch wenig Tagebücher, die so ganz eine Menschenseele schauen lassen und dabei eigentlich deshalb so überfluten von weltweiten Erkenntnissen und bedeutungsschweren Problemen. Herbert Maxinger

Leben mit Freunden

Gesammelte Briefe. 426 Seiten. 3. Auflage.

Geheftet M. 4.90, Leinen M. 8.—.

Das Buch ist eine wertvolle Ergänzung zu den Dichtungen und überdies eine der kostbarsten und gehaltvollsten Briefsammlungen, die wir besitzen.

E. R. Fischer l. d. Königsb. Hartungschen Beltg.

